HANS KLOTZ
BUCHBINDEREI
AUGSBURG

LD 554
2

Bildungs-Bibliothek

für

Teutschlands Töchter,

von

einer Gesellschaft Gelehrter.

In sechs Bänden.

Herausgegeben

von

G. Eith.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Zweiter Band

enthält

Blumensprache.

Augsburg und Leipzig.

In der von Jenisch und Stage'schen Verlagshandlung.

1834.

Die Blumensprache, oder der Blumen höhere Deutung, nebst religiösen Naturbetrachtungen.

Ein Bildungsbuch für das blühende Alter.

Von einer Gesellschaft Gelehrter.

Herausgegeben von G. Eith.

Augsburg und Leipzig.
In der von Jenisch und Stage'schen Verlagshandlung.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Der Blumen höhere Deutung.

	Seite
Die Jungfrau	1
Amaranth	2
Der Kranz von Lilien und Amaranth	2
Aster, Sternblume	2
Aurikel	3
Bärlapp, Urne	3
Basilie	3
Buchsbaum	4
Kornblume	4
Zipresse	6
Efeu	6
Ehrenpreis, frühblühender	7
Erdbeere	7
Feldrose, Haidrose, Waldrose, Hagebutte	8
Flachs mit hellblauer Blüthe	9
Frauennachtviole	10

Seite

Gänseblümchen, Marienblümchen, Osterblümchen, Maaslieb-
chen, Tausendschön 10
Goldlak, gelbe Viole 12
Grasnelke, Wiesenblümchen mit rother Blume . . . 13
Die Gundelrebe 14
Helianthe, Sonnenblume 14
Himmelsröschen 16
Hiazinthe 16
Jasmin 17
Jehovablümchen 17
Immergrün, kleiner Efeu, Todtenkranz 18
Immerschön, Immortelle 18
Sommer- und Winterlevkoi mit rother und weisser Farbe . 20
Lilie mit weisser Farbe 20
Lorbeerbaum 22
Maiblümchen 22
Moos 23
Moosrosen 24
Mirthe 24
Nachtviole 25
Narzisse 26
Das Nelkchen 26
Palme 27
Passionsblume 27
Reseda 28
Rose 28
Rosen und Lilien 32
Rosmarin 32
Schneeglökchen 34
Senfblümlein 36
Die Sinnpflanze 36

Seite

Thränenweide 37
Tulpe 37
Ulme 38
Veilchen 38
Vergißmeinnicht 40
Der Weinstok 41

Zweite Abtheilung.

Noch einzelne Gedichte über die Blumenwelt.

Wechselgesang der Blumen 43
Die Tulpen 45
Die Rose 45
Die Namen 46
Meine Blumen 46
Vier Kränze 47
Die drei Rosen 49
Gott der Gärtner 51
Der Blumengärtner 53
Gleichniß 55
Bei Ueberreichung eines Blumenstrausses 55
Die Rose im Thaue 56
Die Sprache der Blumen 57
Bei einer Hiazinthe, die über dem Wasser blüthe 59
Die beiden Lilien 59
Kränze des Lebens 61
Das Marienblümchen 61
Die Rose 62
Das Sträuschen 63
Die Lilie 65

Seite
Die Blumen im Garten des Lebens 66
An eine edle Dulderin 68
Die weisse Rose 69
Blumen und Mädchen 69
Die Blumen 70
Die Blumen 71
Die Himmelsblume 72
Die lezte Herbstrose 72
Das Blümchen Wunderschön 74
Die Blumen 77
Das Blümchen 78
Die Blumen 78
Blumenandacht 78
Das Mädchen und die Blumen 79
Meine Blume 80
Die Rosen des Lebens 81
Denkmal einer Rose 83
Das Wiesenblümchen, das Veilchen und die Rose . . . 83
Die Palme 84
Die Rose, der Schmuk der Braut 86
Die Kornblume 87
Das Schneeglökchen 88
Die Sonnenblume 89
Die Ringelblume, (Goldblume, Dotterblume) . . . 90
Tausendschön 91
Heliotrop 91
Der Rosmarin 91
Die Einsiedlerblume 92
Goldlak 93
Die Hiazinthe 93
Je länger je lieber 93

	Seite
Die Immortelle oder Immerschön	93
Die Passionsblume	93
Wikenblüthe	96
An die Blumen	96
Reseda	97
Das Veilchen	97
Die Schlüsselblume	97
Die Lilie	98
Der Zipressenzweig	98
Die Lilie, das Veilchen und die Rose, an ein Mädchen	99
Moos	99
Das Schneeglökchen	100
Welke Blätter	101
Die Palme	101
Das Wiesenblümchen	102
Der Blumenschlaf	102
Die Linde auf dem Kirchhofe	103
An die Rose	105

Dritte Abtheilung.

Religiöse Naturbetrachtungen.

Die Stufenleiter in der Schöpfung	108
Freigebigkeit der Natur	115
Empfindungen des Kristen an einem Herbsttage	122
Des Winters Abschied	130
Der Frühling	138
Das Wasser	149
Der gestirnte Himmel	153
Gott im Sturm	160
Der Schnee	164

	Seite
Das Feuer	172
Gottes Grösse im Kleinen	178
Die Stimmen der Thiere	182
Erinnerungen an die Allmacht Gottes	190
Das Gewitter	197
Der Wurm und die Allmacht	203
Das Gefühl	209
Der Geschmak	213
Der Geruch	219
Das Gesicht	227
Das Gehör	237
Der Morgen	243
Der Mittag	250
Der Abend	255
Die Nacht	262
Der Anblik des Mondes	268
Der Komet	274
Die Pflanzen	278

Vierte Abtheilung.

Pestalozzi's Vaterlehren in sittiger Wortdeutung.

Vorwort.

Die Blumen wurden schon im grauesten Alterthum hochgeachtet, und die Egiptier erwiesen einigen sogar göttliche Ehre. Ihre Priester reichten dem in den Tempel Tretenden Blumen und ein sich schnell umdrehendes Rad, um ihm durch die Blumen die Hinfälligkeit des Daseins und durch das Rad den Wechsel der Zeiten zu versinnbildlichen. Auch war es bei ihnen üblich, die Ruhestätten der Verstorbenen mit Blumen zu bestreuen. Auch die Griechen benuzten die Blumen zu Todtenopfern und schmükten die Gräber ihrer entschlafenen Freunde mit Rosen, Lilien, Rosmarin, Jasmin und Mirten. Fromm und zart war der Wunsch im Alterthum, dem Grabe geliebter und geehrter Menschen Blumen entkeimen zu sehen, und nicht selten wurden von dem Erblasser, zur Aufrechthaltung jener holden Sitte, besondere Stiftungen ausgesezt, dem Denkmale des Verstorbenen es nie an Rosen und andern duftenden Blüthen fehlen zu lassen.

Jene Blumenopfer, der Asche geliebter Todtenopfer dargebracht, mögen auch wieder unsre Gottes-

äker schmüken, die uns leider nur zu oft die Vermuthung aufregen, als sei das rund umher dicht aufschiessende Unkraut mit sorgsamer Hand zum Dank auf die Hügel derer gepflanzt, die lebend bemüht waren unsern Pfad mit Blumen zu bestreuen. *)

Die Blumen dienten jedoch nicht allein als Spende des Grabes. Die Bildnisse und Altäre der Götter, und die ihnen geweihten Opferthiere waren mit Blumen umkränzt, der Blumenkranz war der Schmuk der Priester; der Sieger in öffentlichen Spielen, des glüklichen Streiters für das Wohl des Vaterlandes, des begeisterten Sängers und des stolzen Triumfators. Selbst der Schiffer, wenn er nach langer gefahrvoller Fahrt dem sichern Hafen sich nahte, zierte den Hintertheil des Fahrzeuges mit einem Blumenkranze.

---

*) Wie im Alterthum herrscht die fromme Sitte, die Gräber mit Blumen und schönblühenden Sträuchen zu bepflanzen, noch hin und wieder in der Schweiz. Auf einem solchen Gottesaker ist jedes Grab mit Sträuschen und Blumen umgeben, welche von den Anverwandten und Freunden des Verstorbenen dahin gepflanzt und sorgfältig gepflegt werden. Hinter den Gräbern stehen grosse vergoldete Kreuze, welche an Sonn- und Festtagen mit Blumenkränzen und Gewinden bedekt sind und unter dieser vergänglichen Zierde prangen, die ein unvergängliches, treues Andenken gebracht und um sie gewunden hat.

„Pflanzet Blumen umher! Zwar schließt der Winter die Blumen;
Aber mit thauender Hand öffnet sie wieder der Lenz.
Weinet mit lächelndem Blik! Ich ruh' im Schoose der Erde:
Der die Blumen erwekt, weket zum Leben auch mich.“

Aber auch bei festlichen Gelagen schmückte ein Blumengewinde den schäumenden Becher.

Die höhere Deutung der Blumenwelt ist uns *aber* erst durch das Kristenthum enthüllt, insofern wir in diesem in allem Irdisch-Schönen den Widerschein eines unvergänglichen ewigen Schönen erkennen, wodurch die Natur im Allgemeinen und jedes einzelne ihrer Erzeugnisse eine höhere Weihe und heilig-schöne Beziehung erhält. So ist z. B. im kristlich-ideellen Blumenreich Blau der Glaube, Roth die Liebe, Grün die Hoffnung, Weiß die Unschuld, Veilchenfarbe die Geduld, Himmelblau die Seelenruhe, Rosenfarbe die Milde, Schwarz der Schmerz und die Andacht. — So findet die kristliche Jungfrau vor einem Blumenbeete, in dessen bunten Teppich alle diese Farben prangend in einander verschwimmen, denn gleichsam einen ganzen geistlichen Sommer, und es ziehen der lieblichen Träume von Dagewesenem und Zukünftigem da Viele gleich himmlischen Sternbildern vor ihrer Seele vorüber. — Ihr strömt auch aus den Farbentönen und Wohlgerüchen der Blumen der Eine und Derselbe Geist entgegen, der nach der Lehre ihres Glaubens Alles in Allem belebt und erfüllt, und bildet und ordnet. — Sie sieht den Abglanz, den Widerschein des Unendlichen, und mithin das Bleibende, Unvergängliche, Ewige selbst in dem vergänglichsten aller Naturschauspiele, des täglich, ja stündlich wechselnden Blumenstaubes. So enthüllen sich ihr hinter dem Irdisch-Schönen die Bilder und Geseze des Himmlisch-Schönen. Indem sie mit gleicher Liebe

das Unendliche in den Sternen umfaßt, mit der sie solches in einer Rose, einem Jehovasblümchen, oder einem Vergißmeinnicht an den Busen drükt, erhält ihre Naturbetrachtung einen religiösen Karakter und sie fühlt sich in Gott da, der der Sonne ihr ewiges Feuer giebt, und den reizenden Staub vergänglicher Farben auf Rose und Lilie streüt.

In dieser Ansicht wurde dieses Werklein bearbeitet und zunächst dem frommen zarten Sinne teutscher Mädchen zur Bildung und Verschönerung ihres Geistes und Herzens geweiht.

Daß dieser Blumensprache auch andre religiöse Naturbetrachtungen beigegeben wurden — wird wohl Niemand tadeln. Wenn die fromme Jungfrau in dem grossen Buche Gottes forscht und liest, dann tritt der Engel des Glaubens dazwischen und spricht zu ihr: **Siehe! meine Tochter, das hat Gott gemacht!** — und der Engel der Liebe ruft ihr zu: **Forscherin der Natur, bete Gott an, in dessen Werken du forschest und dessen Liebe dich umgiebt, bet' Ihn an und liebe Ihn!** — — Gehn ihr die Augen über, und sie sieht des Unsichtbaren Herrlichkeit und Nähe in seinen Werken, und die Leiter, auf welcher die Engel auf- und absteigen, und auf der der Herr selber oben steht so wird ihr die ganze Schöpfung Ein grosser Tempel Gottes und die Stätte, wo sie steht und in Gottes Werken forscht, ein Haus des lebendigen Gottes und ein Vorhof des Himmels.

G. Eith.

Erste Abtheilung.

Der Blumen höhere Deutung.

Die Jungfrau.

Das zartste kannst du sehen,
Im Blümlein auf der Flur
Jedoch sein Wort verstehen
Mag fromme Einfalt nur.

Die reine Frühlingslüfte
Umspielen seine Brust,
Es spendet süsse Düfte,
Sich selber unbewußt.

Dem gröberen Verlangen
Ist es nicht unterthan,
Von schönen Licht umfangen,
Blikt es den Himmel an.

So ist der Jungfrau Leben
So ist ihr treuer Sinn,
Ihr demuthsvolles Streben
Geht nicht nach Fremdem hin.

Von einem goldnen Scheine
Glänzt ihre Lilienkron,
Doch sie, die fromme, reine,
Sie ahnet nichts davon. —

Amaranth

ist das Sinnbild der Erinnerung und der Trauer getrennter Freunde, aber auch zugleich der Unsterblichkeit unverlöschlicher Treue an Jesu; denn erst durch das Kristenthum erhält die Freundschaft, so wie jedes Lebensverhältniß die höhere Weihe. Nur das Irdische ist Beute des Grabes, wahre Liebe ist himmlisch und ewig.

In der goldumkränzten Hülle
Prangt der Amaranthe Glanz;
Labt dich ihre höhre Fülle,
O dann reihe sie zum Kranz.
Leicht zwar schwindet ihre Blüthe
In der Zeiten flücht'gen Lauf,
Doch im kindlichen Gemüthe
Hebt sie die Erinn'rung auf.

Der Kranz von Lilien und Amaranth.

Diesen grünenden Kranz von unverwelklichen Blüthen, *)
Diese Lilie, weiß wie der gefallene Schnee,
Mutter der Liebe, weihen wir dir, die mit sittiger Unschuld
Und mit unsterblicher Treu' unsere Herzen geknüpft!

Aster, Sternblume

ist uns ein Bild des Wiedersehens in jenem Leben. Welche Wonne, liebes Mädchen, die Theuren, die ihre irdische Hülle abgelegt, jenseits wieder zu finden! Werde, so gut du schon bist, nur jeden Tag besser, weiser und du wirst sie wiederfinden, wiedersehen!

*) Amaranthen.

Weine nicht länger, über den Sternen seh'n wir uns wieder.
Der Sommer ist dahin, des Jahres Tag vollbracht;
Die Pflanzensternlein blühn und deuten auf die Nacht,
Ihr freundlich Antliz sagt: Getrost, ein Vater wacht!

Aurikel.

Sinnbild der Anmuth und des Schönen. Wie sollte der sittigen Hausfrau dieses Sinnbild nicht lieb sein, die über alles, was sie umgiebt, Anmuth, Gefälligkeit und Reiz zu verbreiten, und durch Verschönerung selbst den alltäglichen Dingen neuen Werth zu geben sucht? Der gute Geschmak äussert sich aber im Wohlgefallen an solcher Schönheit und Anmuth, die entweder Ausdruk der Seelenschönheit ist oder das Gemüth zur Liebe des Edlern und Vollkommneren stimmt.

Bärlapp, Urne.

Bild der Ahnung.

Zartgestaltete Urne, was biegst du in bläulicher Höhlung?
Welches mächtigen Winks harrest, Verschleierte, du?
Samen der Zukunft verbirgt mein fest verschloßnes Gehäuse;
Also umschliesset auch dich einstens die bergende Gruft.
Nur dem Wink der Natur entfliehet die dekende Hülle;
Hebe mit frevelnder Hand mir den Schleier nicht auf!

Basilie.

Sanft und gelinde berührt, verhauchest du süsse Gerüche,
Aber widriger Duft dem, der zu stark dich berührt.

Diese Blume ist uns ein Sinnbild von dem Genuß der Vergnügungen, von welchem nur sparsamer Gebrauch ge=

macht werden darf, wenn sie anders ihren wohlthuenden Einfluß auf uns nicht verlieren sollen. Zu starker Genuß von Wohlgerüchen macht Kopfweh; eben so erzeugt das unaufhörliche Nachjagen nach irdischen Freuden Ekel.

Buchsbaum.

Bild der Trauer und Unsterblichkeit, aber auch Bild der Zierde immerwährender Tugend.

Windet Kränze von Buchs, und die vergoldeten leget
Hier auf der Jungfrau und dort auf des Jünglinges Grab.
Dieses Grün, es erinnere uns an der fröhlichen Hoffnung
Immergrün, und sei uns der Unsterblichkeit Bild!

Kornblume.

Bild der Anspruchlosigkeit, kindlichen Einfalt, frommer Freude, des Glaubens und der Gerechtigkeit.

Sei einfach wie sie, so wirst Du stets, wie sie im Aeussern, einen Himmel im Gemüthe tragen!

Die milde Ceres sah ein Aehrenfeld
Mit Lust; da sprach der Herr der blauen
Cianen: „Warum ließ dein Wink uns blühn
O! Ceres, wo das Land von Aehren starrt? —
Des Segens Menge nur berechnet hier
Der Erde Sohn, uns schauet er nicht an.
So gieb auch uns ein Kornbelastet Haupt; —
Wo nicht, so laß uns einsam irgend blühn!“
Nicht doch, ihr Kindlein, sprach der Göttin Mund,
Hier in der Aehren rauschendem Gewoge
Zu blühen, wurdet ihr von mir ersehn.
Des Nuzens ja bedarf es hier nicht mehr,

Viel höher ist, ihr Kindlein, euer Ruf.
Als Priester stehet ihr im Volk der Aehren,
Nicht rauschen sollt ihr, sondern fröhlich blühen,
Ein frommes Bild der stillen Heiterkeit,
Drum hab' ich euch ein himmlisch blaues Kleid
Zu eurem Priesterschmuk verliehen.
Frohlokend wird die Schnitterin euch pflüken,
Am Aerntetag die Stirn mit euch zu schmüken.

Wer kennt sie nicht, die Blume, die umflossen
Von goldnen Halmen, lieblich blüht?
In deren Kelch hat er sich aufgeschlossen,
Ein dunkles Blau so schön erglüht?

Dort auf der Flur, wo leere Saaten glänzen,
Habt ihr als Knaben sie gepflükt,
Und öfters euch mit selbstgeflochtenen Kränzen
Die jugendliche Stirn geschmükt.

Wenn sie verblüht, neigt sich der Aehre Segen,
Zur Aernte reif, der Sichel hin
Und fröhlich jauchzt der schönen Zeit entgegen
Der Schnitter und die Schnitterin.

Bald schimmert dann im bunten Aehren-Kranze,
Ihr brennend Blau durchs falbe Stroh,
Mit ihr bekränzt, eilt hin zum Reihen-Tanze
Die muntre Schaar, beglükt und froh.

Wie himmlisch glänzt ihr Blau in Mädchen-Augen
So hell und rein beim blonden Haar?
Es stellt der Blik, aus dem wir Wonne saugen,
Des Herzens Blüthen-Unschuld dar!

Mag immer der Ciane Kelch verwelken,
Erbleichen ihrer Farben Licht!

Wir lieben sie, wie Lilien und Nelken,
Wie Rosen und Vergißmeinnicht!

Zipresse.

Bild der Wehmuth, Trauer, Versöhnung.

Sammle Zipressen, daß des Trauerlaubes
Kränz' ich winde, du dann auf diese Kränze
Mitgeweinte Thränen zur ernsten Feier
Schwesterlich weinest!

Ein mächtiger Vermittler ist der Tod,
Da löschen alle Zornesflammen aus,
Der Haß versöhnt sich, und das schöne Mitleid
Neigt sich ein weinend Schwesterbild mit sanft
Anschmiegender Umarmung auf die Urne.

Der Tod hat eine reinigende Kraft,
In seinem unvergänglichen Pallaste
Zu ächter Tugend reinem Diamant
Das Sterbliche zu läutern, und die Fleken
Der mangelhaften Menschheit zu verzehren.

Schau die hohe Zipresse; sie trägt nicht goldene Früchte,
Aber sie steht dafür immer in fröhlichem Grün!
Kannst du, so sei ein nährender Palmbaum; kannst du es nicht sein,
Sei ein Zipressenbaum, ruhig, erhaben und frei.

Efeu.

Da diese Pflanze den Baum, den sie mit ihren grünen Armen umschlungen, nimmermehr verläßt, so ist sie uns

ein Sinnbild der Ehe; daher hielten auch bei den Griechen Neuvermählte einen solchen Zweig in der Hand. „Ewig halt ich das einmal Erwählte fest in Sonnenschein und Sturm!“ — Der Efeu ist auch ein Bild ewiger Jugend der Dichterweihe und der Kunstprüfung; deshalb wurden Künstler bei den Alten mit Efeukränzen geschmükt und belohnt.

Ehrenpreis, frühblühender.

Weise Benuzung des Augenbliks — weil ihr Blüthenfest den rechten Zeitpunkt erlauschen muß, um weder durch Frost noch durch Hize gestört zu werden.

Dies Pflänzchen lehret euch die rechte Wahl der Zeit:
Ein Augenblik gilt oft für eine Ewigkeit.

Erdbeere.

Bild der uneigennüzigen Güte und Milde, indem sie ihre ambrosische Frucht jedem müden Wanderer zur Erquikung darbeut.

Klein stek ich unterm Blätterdach,
Doch hör' ich wo ein O! und Ach!
Lok' ich mit meinen Purpurschäzen,
Den müden Waller zu ergözen,
Und tröste mild, wie Frühlingslust,
Mit Kühlung seine heisse Brust.

Ein Mägdlein an des Felsen Rand
Ein naktes Erdbeersträuchlein fand,
Von Sturm und Regengüssen
Zerzaus't und losgerissen.

Da sprach das Mägdlein leise:
Du arme, nakte Waise,
Komm mit mir in das Gärtchen mein,
Du sollst mir wie ein Kindlein sein!

Drauf macht' es wohl die Würzlein los
Und trug das Pflänzchen in dem Schoos,
Und spähte still und wonnig
Ein Pflänzchen kühl und sonnig,
Und wählte in der Erde
Mit emsiger Gebehrde,
Und pflanzte nun das Pflänzchen drein.

Und als die Frühlingszeit erschien,
Begann das Pflänzchen schön zu blüh'n,
Wie sieben weisse Sterne;
Das sah das Mägdlein gerne.
Die wurden sieben Beeren,
Als ob's Rubinen wären,
Gelt, sprach's, es will nun dankbar sein,
Und meint, ich sei sein Mütterlein!

Feldrose, Haiderose, Waldrose, Hagebutte.

Bild frommer Einfalt, Genügsamkeit, Zufriedenheit und Tugend. Welch' Mädchen, mit teutschem Sinne, sollte diese Blume nicht sanft ansprechen! Ist sie ja das Sinnbild der schönsten Eigenschaften des sanften, gefühlvollen Frauengeschlechtes!

Der Wanderer an die Waldrose.

Warum stehst du so verborgen
In dem dunkeln Waldesgrün?
Warum sieht der junge Morgen
Dich so einsam doch erblühn? —

Röschen! hegst du nicht Verlangen,
Von des Beifalls Lust umweht —
Bei den Schwestern stolz zu prangen
Auf dem bunten Blumenbeet?

Antwort der Waldrose.

Wanderer! gönn' mir die Wonne,
Ungekannt zu verblühn —
Mir auch leuchtet eine Sonne,
Durch das dunkle Friedensgrün! —
Nicht das Preisen eitler Thoren
Ist es was mein Herz entzükt,
Wer für stilles Glük geboren,
Lebt verborgen nur beglükt!

Flachs mit hellblauer Blüthe.

Bild des Selbstwerthes und der Häuslichkeit.

Auf, kommt in die Felder und blühenden Au'n,
Das liebliche Pflänzchen der Mädchen zu schaun!
Es wächset und grünet so freundlich und zart,
Jungfräulich-bescheiden in eigener Art.

Laut rauschet vom Golde der Aehren das Land,
Still grünet das Pflänzchen in schlichtem Gewand;
Doch trägt es ein Körnlein von himmlischem Blau,
Des Körnleins Gestein ist der funkelnde Thau.

Erst barg es die Erde im kühligen Schoos
Da zogen die freundlichen Lüftchen es groß.
Nun woget und wallet es lieblich und schlank —
Du Erde, ihr Lüftchen, habt freundlichen Dank!

Bald tragen wir sorglich das Pflänzchen hinein,
Dann schmükt es den Roken mit silbernem Schein,

Wir singen zum tönenden Rädchen, und drehn
Die Fädchen wie Seide so glatt und so schön.

Wenn draussen die Felder erstarren von Eis,
Dann ruft uns das Pflänzchen zum traulichen Kreis;
Jezt blühend und grünend ergözt uns sein Glanz!
Dann schlingt es uns selber zum blühenden Kranz.

Drum kommt in die Felder und blühenden Au'n,
Das liebliche Pflänzchen der Mädchen zu schaun!
Es grünet und blühet so freundlich und zart,
Jungfräulich=bescheiden in eigener Art.

Frauennachtviole.

Bild des Verdienstes ohne Schimmer, verborgener Wohlthätigkeit, der Weisheit, der Religion.

Die Tugend stüzt sich auf ehernen Thron,
Und auf eine kräftige Säule,
Sie hängt sich voll Gluth an die Religion,
Daß diese die Last mit ihr theile.
In Dunkel hüllt die Viole sich ein,
Drum mußt du sie suchen bei Fakelschein.

Gänseblümchen, Marienblümchen, Osterblümchen, Maasliebchen, Tausendschön.

Bild der Sanftmuth, freudigspielender Jugend, reiner, stiller, gemessener Freude, Bescheidenheit, Demuth und Liebe.

Dies Blümchen spricht:
Mußt nicht an mir vorübergeh'n,
O lern' mein still Gemüth verstehn!

Seid mir gegrüßt, Maaslieblchen, ihr glänzet im Grase, wie Sönnchen,
Zahllos; o sehet, auch euch kleidet und weidet der Herr!

Ein Blümchen verachtet und klein,
Soll mir das Grosse entfalten;
Hab werth es immer gehalten,
Wird stets das Liebste mir sein.

Vom Anger verpflanz' ich mit Fleiß
Es in den gedeihlichen Garten,
Und kann ich ein Jährchen nur warten,
Dann blüht mir sein Sternchen so weiß.

Und zart um des Sternchens Rand,
In traulich umschlingenden Bogen,
Hat sich noch ein Kränzchen gezogen
Im sorgsam veredelten Land.

Drauf heb' ich behutsam es aus,
Von neuem pflanz' ich es wieder;
Sinkt auch sein Leben darnieder,
Keimt's doch bald von innen heraus.

So üb' ich es Jahr um Jahr,
In jeglichem füllt sich die Krone;
Ich nehme viel Freude zum Lohne,
Es schüzend vor jeder Gefahr.

Zum lieblichen Tausendschön
Hat sich das Blümchen gestaltet,
Das Herrliche hat sich entfaltet,
Ich kan's ohne Freude nicht sehn.

Von der Erde hinweg in das Grab
Legt Gott das irdische Leben,

Doch läßt er's ins Himmlische schweben,
Drum fällt das Vergängliche ab.

Lebendiger ist's dort im Geist,
Und seliger in dem Gemüthe,
Und voller die himmlische Blüthe,
Die hohe Vollendung verheißt.

Doch immer weiter hinauf
Zu Gott in unendliche Fernen
Durch Miriaden von Sternen
Geht der geflügelte Lauf.

Mit sanfter Gewalt nimmt der Tod
Dem Engel das Leben vom Herzen,
Trägt's unter entzükenden Schmerzen
In's glänzend're Morgenroth.

Und wie das Blümchen gedeiht,
Verpflanzt von Stelle zu Stelle,
So das Leben auf jeglicher Welle
Der fluthenden Ewigkeit.

Zu tausend Toden ersteht
Und stirbt es zu ewigem Leben.
Die Blume hat Deutung gegeben
Dem Sinn', der zu deuten versteht.

Goldlak, gelbe Viole.

Bild der Krone frommer Häuslichkeit, Heiligenschein edler Frauentugend.

An . . .

Goldner Glanz umstralt die Blume,
Die hier meine Hand dir beut,

So im stillen Heiligthume
Edler frommer Häuslichkeit,
Stralest du, der Frauen Beste
Darum sei zum Namensfeste
Diese Blume Dir geweiht!

Grasnelke, Wiesenblümchen mit rother Blume.

Sinnbild der Tugend.

Das Wiesenblümchen hab' ich gern,
Es blinket wie der Abendstern
Am schönen Himmelblau,
Auf ferner Au'.

Es ist das Bild der Tugend mir:
Des unbesuchten Angers Zier
Will es allein, allein,
Und ruhmlos sein.

Von Mainachtskühle sanft bethaut,
Vom Hirtenmägdlein angeschaut,
Blikt es vergnügt umher,
Und wünscht nichts mehr.

Ich pflüke, Wiesenblümchen, Dich,
Dein sanfter Schmuk erquiket mich;
Ich gäbe für Gewinn
Dich nicht dahin.

Die Gundelrebe.

Sie wächst in schattigen, feuchten Gebüschen, mit blauer Blume und von gelind balsamischem Geschmake. — Bild der Hausfrau und Häuslichkeit im Allgemeinen.

Du Gundelrebe an dem Bach
Ahmst mir die wakre Hausfrau nach,
Die ungeschmükt und unbeachtet
Nur Gutes zu bereiten trachtet!

Wie du im schlichten Alltagskleid,
Genügsam, voll Bescheidenheit,
Dich mühend durchs Gedränge windest,
Im Boden deinen Reichthum findest,

Wie du nur Weniges begehrst
Und kaum der Nachbarn Thau verzehrst,
Die Zeit mit Arbeit dir verkürzest,
Und Wein und Bier balsamisch würzest;

Just so erscheint das brave Weib,
Sorgt nicht für Puz und Zeitvertreib;
Doch seht sie Mann und Kinder pflegen!
Sie ist des Hauses Himmelssegen.

Helianthe, Sonnenblume.

Da diese Blume immer nach ihrer Lichtmutter das Auge wendet, so ist sie uns ein Bild der Sehnsucht nach dem Höhern, nach dem Göttlichen.

Wo ist das Land, wo ew'ge Freude blinket,
Wo man den Kelch der Leiden nicht mehr trinket,
Wo Herzen sich an Herzen reih'n,
In reiner Liebe sich erfreu'n —
Wo ist das Land? o nenn es mir!
Mich drängt das Herz, ich muß von hier.

Wo ist das Land, wo Gleichheit, Freiheit lebet,
Wo Alle nur ein Band vereint umschwebet,
Das Band der Eintracht und der Liebe,
Wo sich nur regen edle Triebe —
Wo ist das Land? O nenn es mir!
Mich drängt das Herz, ich muß von hier.

Was du auf dieser Erde kannst nicht finden,
Wo Menschen selbst den Kranz der Leiden wenden,
Das ist dir jenseits aufgehoben.
Drum blike sehnsuchtsvoll nach Oben,
Wo sich erst jenes Sehnen stillt,
Das jede Menschenbrust erfüllt.

Blume, die von Föbus Glanz umflogen,
Ueber viele Blumen ragt hervor,
Die zur Sonne, zu des Aethers Bogen
Majestätisch hebt ihr Haupt empor:
Jener Schönheit Fülle singt mein Lied,
Die in deinem Kelche stralend blüht.

Wie im Dunkel niedrer Regionen,
Nie des Kühnen stolzer Sinn verweilt,
Wie er hin zu lichterfüllten Zonen
Sehnend auf des Geistes Schwingen eilt:
So, o Sonnenblume, strebt dein Blik
Auf dein hohes Ideal zurük.

Schmetterling' und Biene summen lüstern
Um den Kelch, aus welchem Nektar quillt:
Sie umgaukeln dich mit leisem Flüstern,
Süsser Wonne=Rausch hat sie erfüllt. —
Du bist dem Insekt auf stiller Flur,
Sonnenstral belebender Natur!

Haucht um dich, du segenschwangre Blume,
Auch kein Wohlgeruch den zarten Duft,

Schimmern doch in Flora's Heiligthume
Wen'ge schöner durch die Sommerluft.
Wie am blauen Himmel Eos lacht,
Winkt, o Blume, deine stolze Pracht!

Mag auch deiner Schönheit Reiz entschweben,
Wenn des Herbstes Stürme feindlich drohn,
Du erwachst im Lenz zum neuen Leben,
Alles kehret wieder, was entflohn! —
Und der Sonne mächtige Gewalt
Ruft zurük die liebliche Gestalt.

Himmelsröschen.

Bild des Frohsinns, wegen ihrer rothen Blumen.

Wohl wartet das Schöne, das Himmlische treu,
So quälet euch nimmer hier Trübsinn und Reu'!

Hiazinthe.

Bild der Klage, der Trauer und des Todes bei den Alten; Bild des Glaubens, der Hingebung; der Demuth, wahrer Jungfräulichkeit bei den Neuern.

Hellblaue Hiazinthe, durch ihren starken Geruch Bild auch der Kraft des Glaubens.

O edle Seele, entreiß dich dem Wahn,
Und den himmlischen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draussen, da sucht es der Thor,
Es ist in Dir, Du bringst es ewig hervor.

Weisse Hiazinthe, Bild der Demuth und Jungfräulichkeit.

Lilienweiß, voll Demuth gebükt wie das Veilchen, von innen Rosig errötheud — sieh hier, Jungfrau Dein liebliches Bild!

Jasmin.

Bild der Liebenswürdigkeit, Zufriedenheit, und — wegen des Balsams seines Duftes — des Glükes in sich selbst.

Wohin des Schiksals Sturm ihn auch verschlägt,
Was mangelt dem, der Alles in sich trägt!

Nur der Tugendhafte kann liebenswürdig und im Innern zufrieden sein.

Holde Tugend,
Leite mich in meiner Jugend,
Laß mich, laß mich ganz allein
Schön durch deine Bildung sein.

Meinem Leben
Mußt du Reiz und Würde geben;
Denn ein schönes Angesicht
Giebt des Herzens Würde nicht.

Ohne Tugend
Welk ich schon in meiner Jugend.
Holde Tugend leite mich;
O! so leb ich nur für dich!

Jehovablümchen.

Von ihren kleinen, weissen mit rothen Punkten gezierten Blumen, ähnlich dem Worte „Jehova“ so genannt, sind uns ein Bild der stillen Sehnsucht und Bescheidenheit.

Jehovablümchen heißt's, weil's dankbar hebt
Die nassen Blike zu den sehnsuchtsfernen,
Von wo, gewebt aus rosenweissen Sternen,
Ein lichter Kranz zur Erde niederschwebt,
Der an des Schlummerlandes Geisterpforten
Uns grüßt mit ferner Liebe stummen Worten.

Immergrün, kleiner Efeu, Todtenkranz.

Bild der Hoffnung.

Nimmt der Greis mit frohem Leben
Das bescheidne Immergrün:
„Hoffnungsbild, du sollst durch's Leben,
Und nach Oben mit mir ziehn!“

Hoffnung ist immer grün; drum bleibe, du liebliches Sinngrün,
Immer der Hoffnung Bild, welche das Leben verschönt!

Immerschön, Immortelle.

Bild der Unsterblichkeit, ewiger Tugend und ihres Lohns, so wie der Frauensanftmuth.

Drei Blümlein in meinem Garten blüh'n,
Das dritte, das Immerschön pflanze
Man auf mein Grab; es welket nie,
Der Seele gleich; auch sie, auch sie
Blüht ewig im himmlischen Glanze!

Es wächst ein Blümchen irgendwo,
Zur Lust vom Himmel uns bescheert.
Wer's blühen sieht, den macht es froh;

Wer's eigen hat, der halt' es werth!
Ein jeder ist darum bemüht,
Weil's Blümchen hier so selten blüht.

Es wächst auf einem guten Grund
In Gottes lieber Gartenflur,
Trägt Honigseim in seinem Mund,
Und ist das Kleinod der Natur.
Es prangt so sanft, so wunderschön,
Recht paradiesisch anzusehn.

Das Mägdlein, welches seine Brust
Mit diesem Götterkleinod schmükt,
Wird aller Menschen Freud' und Lust
Und immer freundlich angeblikt.
Das Blümchen adelt Jedermann,
Wer's warten und erhalten kann.

Der Jüngling, der es prangen sieht,
Strebt mehr ihm als dem Golde nach;
Der Mann, der sich's im Gärtchen zieht,
Ist reicher, als der Perser Schach;
So stetes lautres Glük verlieh'
Ein Königsdiadem noch nie.

Des Blümchens Heimath kennen wir,
Im Himmel ist sein Vaterland,
Zum Männerglük, zur Frauenzier
Ward es von Gott herabgesandt.
Wer Frauensanftmuth ächt gesehn,
Der kennt das Blümchen **Immerschön**.

Sommer- und Winterlevkoi mit rother und weisser Farbe.

Diese lieblichen Blumen erfreuen uns eben so sehr durch ihre balsamische Wohlgerüche wie durch ihren reizenden Farbenschmuk. Sie sind uns ein Bild der Lieblichkeit unserer Religion und des innern unzerstörbaren Friedens, den nur sie allein verleiht. Sie spricht daher: Du, mein Jesu, bist mein Alles! Ich achte nicht Nacht und Sturm, bei Dir ist ewiger Frühling, mein Geliebter!

O wie freu ich deiner Güte
 Mein Erlöser mich,
O wie preiset mein Gemüthe
 Liebster Jesus Dich.

Wenn ich, Herr! von Dir nicht scheide,
 Blüht ein Paradies;
Was ich dulde, was ich leide,
 Wird mir leicht und süß.

Lilie mit weisser Farbe.

Bild der Reinheit, Unschuld und Tugend; nnd ihres schlanken Wuchses wegen, der Frauenwürde, Frauenmilde und Majestät.

Wer sie mit irdischem Sinn schaut, dem nuzen sie nichts;
Nur dem himmlischen Sinn sind sie Kinder des Lichts.

Wenn ich die Lilie betrachte, ist es mir immer, als zeige unser göttlicher Lehrer mit dem Finger darauf, mich ermahnend, dem Vater im Himmel kindlich zu vertrauen, der die Lilien so schön kleidete, und also noch vielmehr für die Menschen, seine Kinder, freundlich und liebreich besorgt ist.

Die Lilie sei dir das Bild der Unschuld! Sieh'! wie schön und hell und rein sie dasteht! Der weisseste Atlas ist nichts gegen ihre Blüthe, sie gleicht dem Schnee. Wohl der Jugend, deren Herz so rein von allem Bösen ist!

Die reinste aller Farben ist aber auch am schwersten zu bewahren. Leicht ist ein Lilienblatt verlezt; man darf es nicht rauh anfassen, oder es bleiben Fleken zurük. So kann auch ein Gedanke, ein Wort die Unschuld verlezen.

O wie so schön, hell und flekenlos, wie schlank und aufrecht sie dasteht! gleichwie ein Finger, der zum Himmel zeigt! Sie ermahnt uns, daß wir bei all unsrer Mühe und Arbeit aufwärts bliken, und noch etwas Besseres suchen sollen, als was uns die Erde geben kann.

Dir sing' ich, holde Lilie,
Die kühn empor sich hebt
Um deren Kelch der Blüthenschnee
Ein zart Gespinnste webt;
Die durch des Sommer=Abends laue Lüfte,
So würzig haucht die süssen Balsam=Düfte!

Wie wenn des Mondes sanftes Licht
Die Blumenflur umzieht,
So stralt des Mädchens Angesicht,
Wo deine Farbe blüht.
Sie weichet nie, küßt auch die schönen Wangen,
Des holden Scham=Errôthens leises Bangen.

Im grauen Alterthume wies
Die Dichtung auf dich hin,
Wenn sie der Tugend Würde pries
Und unschuldsvollen Sinn.
Es wählte die Natur ein irdisch Zeichen,
Das Himmlische der Tugend zu vergleichen.

Von heil'ger Unschuld treu bewacht,
Und makellos und rein,
Beschüzet durch der Tugend Macht,
Soll unsre Seele sein!
Dann gattet liebend sich der Herzens-Güte
Die Lilie mit ihrer Schönheits-Blüthe.

Lorbeerbaum.

Bild des Siegs, Ruhms, der Begeisterung und der Erhabenheit — daher der Schmuk der Helden und Dichter. Siegt deine Vernunft, Liebe! über deine Sinnlichkeit, dann bist auch du ein Held, und zwar ein grösserer als mancher Welterschütterer, und auch dir gehört der Lorbeerkranz.

Die Lorbeerblätter erinnern uns an den unverwelklichen Lorbeerkranz, der Allen, die auf Erden geduldig und heldenmüthig leiden, im Himmel aufbewahrt ist. Die Blumen der Erde, obwohl sie uns durch ihre Schönheit, durch ihre mancherlei Gestalten, ihre herrlichen Farben, ihr richtiges Ebenmaas, ihre lieblichen Wohlgerüche die Allmacht, Weisheit, Güte und Freundlichkeit Gottes bewundern lehren, sind doch, wie ihre Freuden, alle vergänglich, und welken alle bald dahin; aber dort oben wartet, nach kurzen Leiden dieser Erde, ein von goldenen Stralen umgebener, ewig grüner Siegeskranz der Seligkeit und Herrlichkeit auf uns, der ewig unvergänglich ist.

Maiblümchen.

Bild der Unschuld, Sittsamkeit und Kindlichkeit.

Sieh! das zarte Maienreischen
Dringt aus breitem Blatt hervor,

Beut sich zum bescheidnen Sträuschen
An der Unschuld Busen Flor.

Du Blümchen, dessen zartes Kleid
Dich zu dem Bild der Unschuld weiht —
Ein Kind des Maies nur allein —
Was kann dir gleich an Anmuth sein!

M o o s.

Bild der Mutterliebe wegen seines beständigen Grüns — Bild der Mutterpflege wegen seiner Zufriedenheit mit Wenigem, gleichwie die Mutter mit dem Lächeln des Kindes.

Sei mir, sinniges Moos, an der Ruine gegrüßt!
Nimmer mit goldener Blüth' umkränzt dich der lustige Frühling;
Aber der Winter auch bleicht nimmer dein ewiges Grün.

Am stillen Pfad der Kindheit blinkt
Ein Sternlein sanft hernieder,
Kein Wölkchen birgt sein Angesicht,
Es stralt mit ewig jungem Licht,
Und kehret nimmer wieder.
Ach! wo nicht dieses Sternlein wacht,
Umhüllet Dunkelheit und Nacht
Der Kindheit lichte Wege. —

C h o r.

Das Sternlein ist uns wohl bekannt,
Es heisset Mutterpflege.

Süsse, holde Mutterliebe,
Flamme stark und mild,

Ja, du bist der ew'gen Liebe
Stilles Ebenbild!
Bist ein Börnlein, das dem Urquell
Alles Lichts entquillt!

Moosrosen.

Bild der Bescheidenheit, jungfräulicher Schaam, Schuz der Unschuld.

Gleichwie das rosige Blatt umschirmet von moosigen Schlossen,
Also die Unschuld schüzt schnellüberfliegende Schaam.

Sie entglühen lieblicher, als der Schwestern
Blühendster Busch, duften süssen Geruch;
Auch schmükt sie ihr moosig Gewand.

Mirthe.

Bild der Keuschheit und Zärtlichkeit.

Ihr Töchter Teuts!
Den höchsten Reiz
Verdankt ihr der Krone von Mirthen.
Wenn froh und frei
Euch Lieb' und Treu'
Die Stirn der Unschuld umgürten.

Nachtviole.

Bild der Bescheidenheit.

Es sinkt Asträa von den Bergen nieder
Ihr brauner Schlei'r hüllet Thal und Flur!
Der Hain verstummt, es schweigen seine Lieder,
Entschlummern will die lebende Natur.

Schon glänzet an des Himmels hohem Bogen,
Im dunklen Blau, der Sterne leuchtend Meer,
Auf sanftbewegten silberhellen Wogen,
Schwebt Luna majestätisch still einher.

Jezt schwimmen durch die lauen Abend-Lüfte,
Getragen auf der Weste leichtem Flug.
Der Nachtviole süsse Balsamdüfte,
Und streuen um uns Wohlgeruch.

Wenn Flora wandelt in der Töchter Kreise,
Verweilt auf dieser Blume gern ihr Blik,
Denn dankbar schweben ihre Düfte leise
Und liebevoll von ihr auf sie zurük.

Ihr gilt mein Lob, die in bescheidner Hülle,
Vom goldnen Farbenschimmer ungeschmükt,
Im leisen Weh'n der lauen Abendstille
Mit eignem Reiz uns wunderbar entzükt!

Ist auch ihr Wohlgeruch dem Sinn entschwunden,
Wenn Föbus früh an Thetis Brust erwacht,
Doch kehrt zurük er in den Abendstunden
Und wehet würzig durch die Sommernacht.

Die zarte Nachtviole sei vor allen
Die liebste mir, auf Floras Blumenflur!
Bescheiden, anspruchlos muß sie gefallen,
Denn schmuklos ist am schönsten die Natur!

Narzisse.

Bild der Unschuld.

Schöne Narzisse aus schöneren Händen,
Liebliches Kleinod von heiligem Strauß,
Zartester Ausbund der zartesten Spenden,
Liebling des Herzens, wie sprech' ich dich aus!

Freundliches Blümchen, wie bist du so stille;
Kindliche Holde, wie blühst du so mild!
Rein, wie dein Blühen, so bleib uns der Wille,
Anspruch entsagend, dein heiteres Bild.

Keusch ist dein Glänzen, der Unschuld geweihet: —
Weihe der Unschuld sich bleibend der Sinn!
Was uns dann schmerzet und was uns dann freuet,
Alles wird Reinen zu einem Gewinn.

Möchte uns kindlich das Leben enteilen. —
Denn in der Unschuld ist bleibende Lust.
Strebe nur Gutes mit Gutem zu theilen:
Hast du den Himmel in seliger Brust.

Freundschaft ist reiner denn alle Gefühle,
Hoch steht sie, höher als glänzende Pracht.
Alles entfärbt sich im wechselnden Spiele,
Sie und die Liebe nur trozet der Nacht.

Freundin, die schön wie Narzissenlicht glühet,
Freunde, so reicht mir die freundliche Hand!
Wenn auch das Blümlein des Lebens verblühet:
Schöner entknospelt es besserem Land.

Das Nelkchen

ist uns seiner schönen Farbe und seines balsamischen Geruches wegen ein Bild der äussern und innern Schönheit.

Fällt auch, liebe Leserin, hie und da ein Leiden, eine Wolke in das Aetherblau deiner Jugend, so gedenke des jungen Nelkchens, das oftmals einen Schnitt bekommt, nicht aber damit es verderbe oder zu Grunde gehe, sondern damit es nicht berste und sich daher desto schöner entfalte.

Palme.

Bild des Friedens.

Dann hebt mein Geist sich, dürstet nach Ewigkeit,
Nicht jener kurzen die auf der Erde bleibt;
Nach Palmen ringt er, die im Himmel
Für den Unsterblichen sproßten.

Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Und die hüpfenden Lämmer grasen
Lustig um ihn auf dem sonnigen Rasen;
Süsses Tönen entlokt er der Flöte,
Und das Echo des Berges wird wach,
Oder im Schimmer der Abendröthe
Wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach.

Passionsblume.

Bild aller stillen, weiblichen Tugenden, der Geduld, des stillen Leidens 2c.

Tugend, unter Freuden
Bist du schön,
Doch auch unter Leiden
Kann man deinen Ursprung sehn,
Daß du von dem Himmel stammest
Und das Herz fürs Göttliche entflammest.

Herr, denk' ich Dein, so strömen meine Thränen,
Du starbst für uns, den Richter zu versöhnen, —
Und ach! wie oft vergessen wir nicht Dein!
Beschämend mahnst du mich, o stille Blume!
Sprichst du denn ganz allein zu seinem Ruhme,
Ist nicht das weite Reich der Schöpfung sein?

Roseda.

Bild der Häuslichkeit und ihres stillen Sinnes, so wie der häuslichen Freude und Wonne.

Sagt was füllet das Zimmer mit Wohlgerüchen?
Roseda farblos ohne Gestalt, stilles und zierliches Kraut.

Dein Duft ist süß und mild
Und ohne Farbenpracht; doch lieblich deine Blüthe;
Du bist des edlen Weibes Bild,
Das, ohne Schimmerprunk anzieht durch ihre Güte.

Roseda, ein sanftes, mildes Kräutchen, erfreuet den, der sie abbricht, mit lieblichen Wohlgerüchen. Ihr ist der Tugendhafte gleich, der auch denjenigen gut ist, die ihn beleidigen. — Dieser Pflanze gleicht der Sandalbaum, der Wohlgeruch um die Art verbreitet, die ihn fällt.

Rose.

Bild der Reinheit und Schamhaftigkeit, der Andacht, der Vergänglichkeit.

Rothe Rosen.

Schöner als die Rosenfarbe ist die Farbe der Unschuld. Heil der Jugend, die über jeden unanständigen Scherz erröthet.

und sich durch die Gluth, die sie auf ihren Wangen fühlt, vor der Gefahr der Sünde warnen läßt. Wangen, die leicht erröthen, bleiben lange schön und roth, Wangen hingegen, die erbleichen bald und fallen vor der Zeit ins Grab.

Wer die halbaufgeblüthe Rose früher aus der festverschlossenen Knospe hervorziehen wollte, der würde sie nur zerstören. Gott enthüllt sie nach und nach, gleichsam mit sanftem leisem Finger, und haucht in das Innerste dieser zarten Purpurblätter den lieblichen Wohlgeruch. Der gute Gott wird auch dein Leiden, liebe Jungfrau! enden, und den Segen, den es in sich schließt, enthüllen, wenn du nur geduldig harrest, bis die rechte Zeit dazu da ist.

Bild der jungfräulichen Tugend,
Die in hoher Schaam erglüht,
Bild der Schönheit, Bild der Jugend,
Dir, o Ros' ertön ein Lied.

Flora schloß, um dich zu schüzen
Deine Knosp' in Dornen ein,
Um der Frevler Hand zu rizen,
Die mit frohem Raub dir dräun.

Deine Purpurblüthen glänzen
In der Charitinnen Haar,
Und mit deinen vollen Kränzen
Schmüket Himen den Altar.

Sanfter Weste Schmeichellüfte,
Wenn die Knospen die entblühn,
Rauben dir die Balsamdüfte,
Die durch deine Lauben ziehn.

Aller Haine Sänger preisen
Dich, du Blumenkönigin,
Du umschlingst den Kelch des Weisen,
Und die Brust der Schäferin.

Aemsig Honig suchend, gaukelt
Hin die Bien' an deine Brust,
Und auf deinen Blättern schaukelt
Sich der Schmetterling mit Lust.

Dich bewundernd, weilt die Quelle,
Wo dein Leibreiz sich enthüllt,
Und in jeder leichten Welle
Spiegelt sich dein schönes Bild.

Aber ach, nach kurzen Stunden
Ist der zarten Blätter Pracht,
Ist der Zauber hingeschwunden,
Der aus jedem Knöspchen lacht.

Zefir eilt mit raschen Flügeln
Den verwelkten Blättern nach,
Keine Purpurblüthen spiegeln
Sich im klarem Silberbach.

Vogel, Schmetterling und Biene
Flattern, suchend dich, umher,
Doch verwandelt ist die Bühne,
Du, o Rose, bist nicht mehr!

Wenn prangend sich der Rose Kelch entfaltet,
Winkt noch des Lenzes heitre Blüthenzeit,
Von Flora's Hand ward sie so schön gestaltet
Und liebevoll den Liebenden geweiht.

Mit Rosen kränzt die Hoffnung unser Leben,
Die leere Zukunft glänzt in ihrem Licht
Wenn schöne Möglichkeiten uns umschweben,
Die ihre Hand in unser Schiksal flicht.

Sie stralt am Morgen, wenn Aurora's Schleier
Umhüllt des Aethres lichte Purpurgluth,

Und wenn Hiperion in stiller Feier,
Am Abend sinkt in Thetis kühle Fluth.

Wir pflanzen Rosen auf den Grabeshügel,
Der unsrer Lieben Hülle hier umschließt;
Es wehen der Erinnrung Rosenflügel
Um uns, wo unsrer Wehmuth Thräne fließt.

Sind ihre zarten Blätter einst gefallen,
Hat sich ihr Haupt zur Erde matt geneigt,
Wird nimmer doch der Rose Lob verhallen,
Die selbst im Welken keiner andern gleicht.

Weisse Rose.

Die Jungfrau will ein Blümchen pflüken,
Sie geht im Garten her und hin,
Die Blümchen freuen sich und büken
Sich tief vor ihrer Königin.
Beim weissen Röschen bleibt sie stehen,
Und schaut es an mit frommer Huld:
O Jungfrau, laß mich mit Dir gehen,
Ich bin wie Du, noch ohne Schuld.
Die Jungfrau will das Röschen brechen,
Das ihr den Gruß so freundlich bot,
Doch ach, die rauhen Dornen stechen,
Das Röschen schämt sich, — und wird roth.

Die Entstehung der Rosen.

In der Flora Farbenschoos
Blüht die silberweisse Rose
Wie die Unschuld rein und mild;
Aus des Lichtes Stral geflossen,
Scheint der Erde sie entsprossen,
Als der Reinheit reinstes Bild!

Der weissen Rosen hingebleichte Wangen
Sie deuten ernst auf ew'ger Liebe Glük,
Ihr irdisch Glühen ist im Sturm vergangen,
Die schöne Form blieb engelrein zurük.

Die Rose ist den Morgenländern auch ein Bild des Schweigens, deswegen wird sie bei öffentlichen Gastmälern über der Tafel aufgehängt.

Rosen und Lilien.

Diese schönen Schwesterblumen gehören zusammen, und stehen auch in Streussen und Kränzen unvergleichlich schön neben einander; so sind Unschuld und Schamhaftigkeit auch Zwillingsschwestern und können nicht getrennt werden. Ja Gott gab der Unschuld, damit sie leichter bewahrt werde, die Schamhaftigkeit zur warnenden Schwester. Bleibe schamhaft, liebe Jugfrau! und du wirst auch unschuldig bleiben! Dein Herz und Gemüth sei immer rein, gleich einer Lilie, und deine Wangen werden immer den Rosen gleichen.

Rosmarin.

Bild des Lebensernstes, der Trauer, aber auch der Hoffnung.

Stiller trauter Rosmarin,
Wie ich lieb' dein dunkles Grün! —
Sinnig malst du im Bekleiden
Recht der Erde Schmerz und Leiden;
Heilger Trauer drum geweiht.
Aber deine Blüth' erfreut,
Hell in schöner Aetherbläue,

Das Gemüth mit Trostes Reue,
Weis't den thränenschwangern Blik
Auf zum heitern Himmelsglük!

Fürder mögen alle Seelen,
Die geliebte Todte quälen,
Opfern deiner Blätter Kranz,
Ruhen in der Schwermuth Glanz!
Doch, damit nicht allzulange
Banges Herz an dir verhange
Und an deinem schwarzen Reis
Dorre, der Verzweiflung Preis:
Regne deine blauen Scheine
Schnell auf seine lechen Raine,
Richt es fruchtend himmelwärts,
Das lieb' kranke, treue, Herz!

„Braut und Bräutigam kommt!“ so schallt es im fröhlichen Dörfchen,
Und zum Hochzeitgesang tönet die fröhliche Musik.
Bräutigam seh' ich und Braut in der Freundinnen Chor und der Freunde,
Sträusse von Rosmarin schmüken den wallenden Zug.
Hoffnung deutet das Grün; in Hoffnung ziehn die Verlobten
Hin zum Tempel des Herrn, wo sie den Segen empfahn.

Auf Mariens frühem Grabe
Sieht man eine Staude blüh'n,
Reiner Liebe lezte Gabe
Pflanzte trauernd Ros' Marin.

Gleiten auf des Zeitstroms Wellen
Jüngling oder Mädchen hin,

Pflanzt auf ihre Ruhestellen
Man ein Stäudchen Rosmarin. *)

Schneeglökchen.

Bild der Demuth, jungfräulichen Schüchternheit, der Hoffnung.

Sieh! Schneeglökchen entwinden sich schon weißschimmernd der Erde!
Die ihr so freundlich euch zeigt, läutet den Frühling ihr ein? —

Mitten im Reifen und Schnee steht ärmlich bekleidet das Blümchen;
Stumm sind die Glökchen, doch hört Hoffnung ihr leises Geläut.

Ich kenn ein Glöklein, lieblich und zart,
Durch weissen Schmelz verschönt,
Das leise nur, doch wunderbar,
Durch's Reich der Lüfte tönt,
Ein Glöklein ist's, aus Flor gewebt,
Das jedes Herz mit Lust belebt.

An einem grünen Band,
Das die Natur mit zarter Kunst
Ihm um das Hälschen wand.
Und wenn die Luft das Glöklein schwingt,
Es lieblich durch die Fluren klingt.

Und schöne Zeit verkündet es
Mit seinem Silberton;
Denn wißt, es naht im Feierzug'

*) Rosmarinstäudchen sind gewöhnlich bei Hochzeitmalen der Schmuk des Brautpaars und der Gäste; so wie auch bei Leichenbegräbnissen, statt der weit seltnen Mirthe.

Der holde Frühling schon,
Mit seiner Hand das Erdreich
Zu segnen, einem Gotte gleich.

Und kaum vernimmt der Stundenklang
Der Blumen duftend Chor,
Da eilt es aus dem Kämmerlein
Gar schnell ans Licht hervor,
Und drängt mit Schönheit angethan,
Zum Frühlingseinzug' sich heran.

Und sieh', in Reihen folget nun,
Dem lieben Glöklein hold,
Des Morgenblümchens reines Blau,
Und der Ranunkeln Gold,
Und lieblich würzt als Opferduft
Das Veilchen schon die laue Luft.

Und bunter stets, und schöner stets
Kommt schon der Zug heran,
Die Maaslieb da, die Primel dort,
Und hier die Tulipan,
Und auch der Anemonen Weiß
Schließt freundlich sich zum Blumenkreis.

Und immer weiter dehnet sich
Der Blumen duftend Heer,
Kaum hört man noch den süssen Ton
Des Silberglökchens mehr;
Nur leise noch der Laut erklingt,
Der sich aus diesem Glöklein schwingt.

Und endlich, wenn der Frühling kommt
In seiner Herrlichkeit
Verstummt das Glöklein ganz und gar

Auf lange, lange Zeit,
Und schließt sich in sein enges Haus,
Und ruht von seiner Feier aus.

Senfblümlein.

Sogar das kleinste aller Gesäme, das Senfkörnlein, das in die Erde gelegt wird, und das nach und nach emporwächst, so, daß die Vögel des Himmels kommen, und unter seinem Schatten wohnen, zeigt uns, wie das Gute im Menschen zwar vom Kleinen anfangen, aber täglich erstarken müsse, bis es seine Vollendung erreicht. Das Kristenthum war klein in seinem Anfange, aber unabsehbar groß in seinen Folgen. Wie wenige freueten sich des göttlichen Kindes Jesu zu Bethlechem, und wie viele Millionen Verehrer zählt nun Jesus unter allen Völkern der Erde? Auf den Eisfeldern von Grönland wie in den heissen Sandwüsten Arabiens ist das Kreuz errichtet, und verkündigt den Triumf der kristlichen Religion.

Die Sinnpflanze

Deren zarte, gefiederte Blätter beim Berühren sich zusammenziehen, ist das Bild der Zartheit und jungfräulicher Schamhaftigkeit.

Wo angreifet die Welt mit groben Händen ein zartes,
Heiliges Leben, da schließ' trauernd mein Herz ich ihr zu.

Thränenweide.

Bild der Schwermuth, Wehmuth, Trennung.

Das schmerzlichste von allen Erdenleiden
Droht uns, wenn strenge Pflicht gebeut,
Von dem, was man am theuersten, zu scheiden;
Deshalb hat man Euch, ernste Thränenweiden,
Der Schwermuth und dem stillen Gram geweiht.

O Weide, die von Wehmuth schwer
Hinabweint in die Wellen,
Als wollte sie den Bach noch mehr
Mit ihren Thränen schwellen!

Ein heil'ger Baum, sollst du bei Sarkofagen
Das Sinnbild wehmuthsvoller Trauer sein,
Es rauscht dein Laub, und mischt sich in die Klagen
Der Lieb' und Freundschaft seufzend ein;
Und wenn sein Loos in's Weltgewühl verschlagen,
Getrennt von dem väterlichen Heerd,
Von Allen, die er innig liebt und ehrt,
Mag einsam, seinen Kummer Dir vertrauen,
Und ahnend seinen tiefen stummen Schmerz
Magst du voll Mitleid auf ihn niederschauen,
Und wehen Tröstung in sein Herz.

Tulpe.

Wollt ihr predigen Tulpen, wie Eiteles nimmer bestehet,
Durch den gelblichen Glanz, sinnig mit Röthe gestreift? —
Recht seid ihr zum Warner dahin auf den Hügel gestellet,
Weisend in nichtiger Pracht ernst auf das Ewige hin!

Wer mag von Farben sprechen,
Wenn wir zugegen sind?
Keine andre Blum' gewinnt,
Beginnen wir zu sprechen.
Was soll Blumenandacht,
Was der Kuß bedeuten?
Wir prangen in der kühnsten Pracht,
Kein andrer wag's mit uns zu streiten.

Wir glänzen daher in vollster Macht,
Brauchen nichts anders zu bedeuten,
Als daß in uns der Schein von tausend brennenden Farben lacht.
Stehn wir in Beeten zusammen,
Und geht der Wind durch uns Blumen hin,
So wanken und zuken unzählige Flammen,
Und blenden, verwirren den fröhlichen Sinn.

Ulme.

Bei den Alten — Bild des Todes, der Trauer; bei den Neuern — Bild der Hilfe, des Schuzes, treuer Freundschaft.

Der erstorbene Ulmbaum.

Mich den erstorbenen Ulmbaum umkleidet jezo die grüne
Rebe, die ich erzog, als ich noch grünte wie sie;
Jezt leiht sie mir Blätter. O Wanderer, thue dem Freunde
Gutes; es lohnet Dich einst noch in dem Grabe mit Dank.

Veilchen.

Bild der Bescheidenheit, Demuth, edler Einfachheit; Bild stiller Häuslichkeit, stiller Wohlthat.

Das Veilchen kleidet sich in die sanfte Farbe der Bescheidenheit; es blüht am liebsten im Verborgenen, es erfüllt, unter Blättern verstekt, die Luft mit dem lieblichsten Wohlgeruche. Sei auch Du, liebe Jungfrau, ein stilles Veilchen, das übertriebenen Puz verschmäht, nicht bemerkt sein will, und, bis es verblüht ist, im Stillen Gutes thut! — Auch das ist doch immerhin bemerkenswerth, daß diese liebliche Blümchen so gerne unter den Dornen wachsen; denn es zeigt an: Keine Lage des Lebens ist so dornicht, daß nicht unter den Dornen noch einige stille Freuden verborgen sein sollten. Bleibe Du nur von Herzen fromm und gut, und es wird Dir, so hart es Dir vielleicht auch noch gehen mag, doch nie an stiller, inniger Freude fehlen!

Von dunklem Laub umschlossen
Blüht heimlich auf der Au,
Wo mild nur Gräser sprossen
Ein Blümchen dunkelblau.

Es prangt nicht stolz im Garten
Und keines Künstlers Hand
Müht sich es treu zu warten
Mit Vorsicht und Verstand.

Es schimmert nie in Kränzen,
Die leere Prunksucht flicht,
Es strebt auch nie zu glänzen
Durch bunter Blätter=Licht.

Nur einsam und bescheiden,
Sich keines Werths bewußt,
Schmükt es der Hirten Weiden,
Der Schäferinnen Brust.

Des Leichtsinns Tritte schweben
Vorüber, wo es steht,
Und kürzen roh sein Leben
Weil es nicht kek sich bläht.

Doch durch die Frühlingslüfte
Wenn es verstekt auch blüht,
Verstreut es Balsamdüfte,
Wo es kein Auge sieht.

O, es ist zu beneiden
In seinem Kindersinn,
Der Einfalt reine Freuden
Gewähren nur Gewinn.

Von allen Blumen wählen
Zu einem Lieblingsstrauß
Sich fromme Mädchenseelen
Das holde Veilchen aus.

Es ruht an ihren Herzen
Sinkt dort in süsse Ruh,
Und schliesset ohne Schmerzen
Den Kelch auf ewig zu.

Vergißmeinnicht.

Bild der Treue, der Erinnerung und des steten Andenkens.

Liebliches Blümchen, dich nennt mit lieblichem Namen die Sprache;
Blühend am flüchtigen Bach bist du des bleibenden Bild.

Freundlich glänzt an stiller Quelle,
Wie des Mondes Silberlicht,
Eine Blume zart und helle,
O, verkenn' dies Blümchen nicht!

Schimmernd, wie des Aethers Bläue
Wenn ihn kein Gewölk umflicht,
Ist es ein Simbol der Treue,
Das zum Herzen tröstend spricht.

Mild, wie deiner Augen Sterne,
Wie verklärter Unschuld Licht,
Ruft es warnend aus der Ferne:
O, vergiß, vergiß mein nicht!

Wann der Trennung Zähren fliessen,
Folgsam dem Gebot der Pflicht,
Soll es deinem Pfad entspriessen,
Bittend: ach! vergiß mein nicht!

Doch, geliebte Seele, höre,
Was aus jedem Blättchen spricht:
Ach, sein Thau ist eine Zähre,
Und sie seufzt: vergiß mein nicht!

Der Weinstok.

Frischet in uns eines der lieblichsten Gleichnisse Jesu auf, welches er auf dem ernsten Wege nach dem Oelberge, der durch Weingärten führte, die eben der Vollmond erhellte, also vortrug: „Ich bin der wahre Weinstok, und mein Vater ist der Weingärtner und ihr seid die Rebzweige. Jeden Rebzweig an mir, der keine Frucht bringt, wird er reinigen, damit er noch mehr Frucht bringe! Bleibet in mir, so bleibe ich in euch! Wie der Rebzweig aus sich selbst keine

Frucht bringen kann, er bleibe denn am Weinstoke, so könnet auch ihr keine Frucht bringen, wenn ihr nicht in mir bleibet. Wer in mir bleibet, und ich in ihm, der bringt viele Frucht; denn ohne mich könnet ihr nichts thun. Wer nicht in mir bleibet, wird weggeworfen, wie ein verdorrter Rebzweig. Man nimmt ihn, wirft ihn in's Feuer und verbrennt ihn.«

Der Weinstok also, der in alle Reben, die an ihm festgewachsen sind, den Nahrungssaft, Kraft und Leben ausströmt, daß sie viele und köstliche Trauben hervorbringen können, ist uns ein liebliches Bild, daß wir nur dann, wenn wir mit Kristus innigst vereinigt bleiben, reiche Früchte hervorbringen können. Und dadurch ist uns klar gezeigt, worin das wahre Kristenthum bestehe. Wir sollen nämlich innerlich mit Kristus Eins sein, Ein Herz, Eine Seele, ein Wesen mit ihm; sollen uns, voll Glauben und Vertrauen an Ihn festhalten, voll Liebe Ihm anhangen, am liebsten an Ihn denken, unsere größte Freude mit Ihm haben, mit Ihm, dem Allgegenwärtigen, innerlich gern umgehen, damit sein Geist uns durchdringe, wie der Saft des Weinstokes die Reben. — Aeusserlich sollen wir reich sein an schönen Früchten guter Werke; mithin gerecht, barmherzig, wohlthätig, mild, sanft, keusch, rein, aufrichtig in allen Gedanken, Worten und Werken Jesu gleich; wie denn auch alle Reben eines edlen Weinstokes nur solche Trauben bringen, die der Natur dieses Weinstokes gemäß sind. Wenn wir mit Jesus innerlich Eins, und äusserlich reich an guten Werken sind; so ist das das Größte, was wir zur Verherrlichung Gottes thun können. Dem Weingärtner macht ja nur das die größte Ehre, wenn alle Reben des Weingartens schwer von schönen Trauben sind. Nach diesem edlen Ziele, meine Lieben, laßt uns ringen, und ein Himmel voller Blumen wird sich in euer Herz senken und es dies= und jenseits beseligen! —

Zweite Abtheilung.

Noch einzelne Gedichte über die Blumenwelt.

Wechselgesang der Blumen.

Alle.

Wir Kinder des Lenzen,
Wir keimen und sprießen
Im Garten und Hain,
Auf grünenden Wiesen
Zu duftenden Kränzen
Uns lieblich zu reihn.

Wir krönen die Musen
Mit Blüthen und fröhnen
Zitherens Altar.
Wir zieren der Schönen,
Sanft wallenden Busen,
Leicht flatterndes Haar.

Das Veilchen.

Ich liebe nur Triften,
Mich nährt nur der Morgen
Mit labendem Thau,
Ich blühe verborgen
Doch würz ich mit Düften
Die lachende Au.

Das Vergißmeinnicht.

An ländlicher Hütte
Umgürt ich die Quelle
Und brüste mich nicht,
An heimlicher Stelle
Entkeim' ich und bitte,
Vergiß, ach! mein nicht.

Die Mirthe.

Wir kränzen die Haare
Der schmachtenden Bräute
Der Keuschheit Simbol,
Der Jünglinge Beute
An Himens Altare,
Ihr schönstes Idol.

Die Rose.

Für Fürstin der Beete
Ernannte mich Flora,
Als Amor mich nahm.
Mich malet Aurora,
Mit lieblicher Röthe,
Ein Sinnbild der Schaam.

Alle.

Wir alle, wir grünen
In Iris Geschmeide
Und kunstloser Zier;
Der Schönheit zu dienen,
Der Unschuld zur Freude,
Wir huldigen ihr.

Die Tulpen.

Wenn man uns sieht in allen Farben brennen,
Die flammend, bunt, sich in einander striken,
Da glaubt man viele Häupter zu erbliken,
Darauf des Turbans Zierde zu erkennen.

Wir hören schön von jedem Mund uns nennen,
Die mannigfalt'ge Pracht gewährt Entzüken
Doch eines will den Zauber uns entrüken:
Daß wir dem Auge nur Vergnügen gönnen.

Wohl ist nur schwach der Düfte Geist uns eigen,
Wie bunter Vögel Sang sich oft bekundet,
Doch eines wird sich eurem Sinn enthüllen:

Daß wir zu schlanken Urnen sind gerundet,
Mit Düften, die aus allen Blumen steigen
Gleichwie mit süssem Weihrauch uns zu füllen.

Die Rose.

Wenn der himmlische Mai segnend herunter schwebt,
Prangt im blühenden Schmuk lieblich der Rosenstok;
Um die reizende Knospe
Taumeln Zefir und Schmetterling,

Nahen schmeichelnden Flugs; aber wenn Ungeduld
Kaum mit frevelnder Hand frühe das Röschen pflükt,
Schnell dann liegt es geruchlos,
Bleich, entblättert — die Schmeichler flieh'n.

So vernichtet ein Thor, lüsternen freien Sinns,
Kosend, oft das Idol seiner Begehrlichkeit.
Unser wildes Vergnügen
Preßt so Thränen der Unschuld aus.

Du bezauberndes, du zartes, den knospenden
Blumen ähnliches Kind, schöne Laidion.
Wenn du lange des Röschens
Reine Frische bewahren willst,

Fleuch der Schmeichler Gedräng, biete Verwegnen Troz
Eingedenk, daß Natur Blätter dem Röschen gab,
Sich zu bergen, und Dornen
Gab zu rascher Vertheidigung.

Die Namen.

Deines Namens fröhlichen Wuchs, den wir sä'ten in Kresse,
Staunst du mit inniger Lust, liebliches Töchterchen an?
Läsest du erst den Namen, gesä't vom Finger der Allmacht,
In den Blumen der Flur, in den Gestirnen der Nacht!

Meine Blumen.

Sei gegrüßet kleine Blume,
Blume der Vollkommenheit,
Die die Heiligen und Weisen
Namlos preisen:
Denn des Herzens schönste Zier
Wohnt in Dir.

Nicht auf Höh'n im stillen Thale
Blühest du am frischen Quell.
Zeigst des weiten Himmels Bläue
Reine Treue,
Und in ihr der Sonne Gold,
Mild und hold.

Fragst du mich, wie heißt die Blume,
Die den holden Schmuk uns zeigt?
Sonnenglut und Himmelsbläue,
Lieb' und Treue;
Nimm hier dies Vergißmeinnicht,
Treu' und licht.

Vier Kränze.

Einer Mutter, zum Geburtsfeste, von ihren Kindern gebracht.

Ein Kranz von Vergißmeinnicht.

Des Tages Weihkranz sinnig dir zu schmüken,
Späht' ich umher. — Da winkt im Dämmerlicht
Des dunkeln Thals ein Blümchen, und mit Bliken
Voll Himmelsfrieden rufts: Vergiß mein nicht!

Ich wind' es dir zum Blütenschmuk der Haare. —
Leisahnend was sein blaues Auge spricht,
Trag' freudig ich zum flammenden Altare
Der Kindesliebe das Vergißmeinnicht.

Ich bat den Vater dichtend dir zu deuten
Was stumm der Kranz zu meinem Herzen spricht,
Doch dieser hieß mich dir die Arme breiten
Und weinend rufen: ach vergiß mein nicht!

Dann würden höh're Harfen uns erklingen
Der Himmel öffne dann sein Angesicht,
Zur Liebe Glanzhöh'n, auf der Treue Schwingen,
Trag' uns der Geisterruf: Vergißmeinnicht!

Nicht du bedarfst des Rufs der Ewigkeiten, —
Die Mutterbrust schmük' ewig rein und licht,

Sink' Alles auch im Flügelschlag der Zeiten,
Der Treue Blume — das Vergißmeinnicht.

Doch in des Lebens dunkeln Trauertagen,
Dann mahne laut an hohe Mutterpflicht
Die einsam Weinende an Sarkofagen,
Des Kindes Fleh'n: Vergiß mein nicht!

Ein Kranz von Pensées.

Wir denken dein, so spricht der zarte Kranz,
Den wir dir weih'n zum frohen Lebensfeste,
Wir denken dein in heit'rer Kindheit Glanz,
Wir denken dein, entflieh'n die Jugendweste,
Wir denken dein im bunten Lebensdrang,
Wenn hoch der Freude Sonnen uns verglühen.
Wir denken dein, wenn unter Schwanensang
Die Herzen in die Heimathländer ziehen;
Wir denken dein, neigt deines Lebens Feier
Zum stillen Feierabend sich hinab,
Und reichen der Erinn'rung Sternenschleier
Dir auf der Liebe stummem Blumengrab.

Ein Kranz von Je länger je lieber.

Je länger je lieber erglänz' dir das Leben,
Von tausend Freudensonnen erhellt;
Je länger je lieber soll Liebe umschweben
Mit Wonnekränzen die jauchzende Welt;
Je länger je lieber beschüze die Flammen
Des häuslichen Glüks die des Ewigen Hand,
Je länger je lieber wallt freudig zusammen,
Verschlungene Herzen, durchs irdische Land.
Je länger je lieber verhülle der Schleier
Der Hoffnung des Lebens drohenden Schmerz;
Je länger je lieber, in seliger Feier
Der Liebe, nimm segnend dein Kind an das Herz.

Ein Kranz von Immortellen.

Die Liebe bringt simbolisch in dem Kranze
Dir ihres Himmels reichste Gabe dar.
Unsterblichkeit entflammt, im Genientanze
Des Erdenglüks, der Ewigkeit Altar.
Unsterblich öffnet auf den Schlummerhügeln
Sich uns des ew'gen Frühlings Sonnenthor!
Zur Liebe Heimath hebt auf Psicheflügeln
Unsterblich sich ein liebend Herz empor.
Unsterblich schlingt des Lebens Morgenkranz
Die Mutterliebe sich um Kindesherzen;
Unsterblich lös't des Lebens Dissonanz
Die Kindesliebe in der Nacht der Schmerzen.
Sie führt auf frommen Dankes Sonnenmeer
Dein Lebensschiff durch heitre Abendgluthen,
Bis dich Unsterblichkeit zum Sternenheer
Trägt auf der Sehnsucht stillen Zauberfluthen.

Die drei Rosen.

Drei Rosen blühen auf des Lebens Weg,
Die eine weiß, wie frisch gefall'ner Schnee;
Die andere glüht im höchsten Inkarnat;
Die dritte borgt von beiden ihre Farben; —
Den Guten labt ihr süsser Balsamduft,
Und nur dem Leichtsinn und dem Frevel rizt
Ihr scharfer Dorn die Finger strafend blutig.

Der Unschuld Rose stralt in zartem Weiß,
Sie ist der Jungfrau köstliches Geschmeide;
So lange sie am Busen lieblich blüht,
Kann nie das Herz ein gift'ger Pfeil verwunden.
Sie ist der Tugend ächter Talismann,

Sie schüzt vor Reu und Lebensüberdruß,
Und wehet Trost dem frommen Dulder zu,
Wenn unverschuldet ihn ein Kummer drükt. —
O wahre sie an deiner zarten Brust,
Und ihre hellen Blätter werden dich
Wie eine Himmelsglorie umstralen. —

Der Liebe Rose glüht im Purpurglanz,
Vor allen Blumen ragt sie schön hervor,
Ihr Wohlgeruch erfüllt umher die Luft.
Doch nur des Lebens Frühling sieht sie blühen,
Denn ach! der schnelle Flug der Blüthenzeit,
Reißt ihre schönsten Blätter mit sich fort.
O möchte bald ein edler Jüngling dir
Die heitre Stirn mit dieser Rose kränzen.

Die dritte Rose blüht zwar minderschön,
Doch liebreich hat die freundliche Natur
Sie mit dem Weiß der Unschuld ausgestattet,
Und zart der Liebe Roth darein gemischt.
Ein fühlend Herz hat sie der Freundschaft einst
Bei dem Altar der Simpathie geheiligt.
Sie blüht auch in des Lebens spätem Herbst;
Hat Frost und Sturm die Haine schon entlaubt,
Der Wiesen Schmelz, der Gärten Farbenpracht
In Schnee verhüllt, entfaltet sie bescheiden
Aus dunkelm Moos die blätterreiche Knospe,
Sie ist das Sinnbild der Beständigkeit;
Und schließt der Lieb' und Unschuld zarte Rose
Der Sarkofag des Sanftverklärten ein,
Bekränzt sie noch des Freundes heil'ge Urne.

Gott der Gärtner.

Die Erde ist ein Garten
Voll süsser Blümelein,
Gott selbst will ihrer warten
Und gerne Gärtner sein.
Will ihrer spät und früh
In frommer Treue pflegen,
Mit Sonnenschein und Regen,
Und erquiken sie.

Die erste Blum' vor allen
Das muß die Liebe sein,
Der Menschen Wohlgefallen,
Der Engel höchster Schein:
Sie ist die Rose roth
Und muß auf Dornen stehen,
Sobald die Winde wehen,
Ist ihre Schöne todt.

Die zweite, die Gott liebet
Nächst Liebe allerbest,
Ist, die das Gute übet
Und sich nichts merken läßt.
Ihr Name Demuth heißt,
Auf Erden auch das Veilchen;
Sie blüht ein kurzes Weilchen,
Doch kaum die Blüthe weis't.

Der Glaube heißt die Dritte,
Sie duftet nur bei Nacht,
In aller Geister Mitte,
Bei voller Himmelspracht;
Da thut das Herz sich auf
Der frommen Nachtviole,
Wann hell von Pol zu Pole
Sich schwingt der Sterne Lauf.

Auch Hoffnung ist nicht minder
Ein liebes Gotteskind,
Wohl liebstes seiner Kinder,
Die nur hienieden sind.
Schneeblümchen grün und bleich,
Holdselig von Gebärden,
Du bist ihr Bild auf Erden
Kömmst mit dem Lenz zugleich.

Auch du, die im Gemüthe
Beständig ist und treu,
Du aller Zeiten Blüthe,
Mir lieb gegrüßet sei!
Merlblümchen frisch und bunt!
Beständigkeit soll leben!
Woll' unser Gott uns geben
Solche Lieb' zu jeder Stund!

Und du, die auf dem Throne
Des Blumengartens sizt
Und mit der weissen Krone
Gleich einem Engel blizt,
O Lilie, Unschuld süß!
Du winkest lieb uns hinnen
Mit Herzen und mit Sinnen
Zurük zum Paradies.

Noch Blumen viel und Kräuter
Hat Gott der Gärtner mehr,
Wer sie erzählte weiter,
Zählt wohl den Sand am Meer.
Wie viel er ausgestreut,
Wie könnt' ich alle zählen
Die süssen Blumenseelen
Im bunten Sonnenkleid?

Sollt' ich mir eine nehmen,
Die Lilie müßt es sein
Steht wie ein Geisterschemen
Mit hellem Himmelschein,
Wehmüthig geht ihr Blik
Empor zum Licht der Sterne,
Sie wäre ach! wie gerne
Im Vaterland zurük!

Demüthig und geduldig,
Die schönste Himmelsbraut,
So weiß und so unschuldig,
So züchtig und so traut,
Steht sie und lächelt süß
Hinauf zu ihren Sternen,
Daß wir uns sehnen lernen
Zurük zum Paradies.

O Gärtner, treu und milde,
Der alles kann und weiß,
Mach mich zu ihrem Bilde,
Mach mich so rein und weiß,
Dann kann ich droben froh
Als Lilienmädchen kommen
Und unter allen Frommen
In Unschuld blühen so.

Der Blumengärtner.

Herein! Herein! Ich ruf euch Allen,
Euch Allen, die ihr Blumen liebt;
Von tausend Arten, die es giebt,
Hab' ich, sie werden euch gefallen.

Ihr müßt euch, wollt ihr glüklich sein,
Des Lebens Pfad mit Blumen streu'n.

Ihr Schönen, in des Lebens Lenze,
Die ihr euch eurer Jugend freut,
Nehmt, was der Blumengärtner beut,
Die frischgewundnen Rosenkränze
Und tanzt mit ungetrübtem Sinn
Durchs rosenfarbne Alter hin.

Für jeden einen Strauß zu binden,
Wie er ihn sich nur wünschen kann,
Dazu bin ich der rechte Mann,
Ihr werdet keinen bessern finden;
Und wollt ihr keinen ganzen Strauß,
So sucht euch nur ein Blümchen aus.

Sobald der junge Tag sich röthet,
Sobald nach labend kühler Nacht,
Der holden Sänger Chor erwacht,
Das unter Blumenzweigen flötet;
Bis zu der Abendröthe Schein
Verkauf ich Blumen groß und klein.

Die Tulpe weih' ich der Kokette,
Den Scheidenden Vergißmeinnicht;
Der Stolzen, die gern Körbchen flicht,
Die halbverwelkte Blumenkette;
Die zarte Lilie, mit Lust
Der Unschuld unentweihten Brust. —

Mein Reichthum ist mein kleiner Garten,
Da gieß' und pflanz' ich spät und früh;
Es scheut der Gärtner keine Müh'
Der Erde schönsten Schmuk zu warten.
Drum, wollt ihr euch des Lebens freu'n,
So kauft von meinen Blümchen ein.

Gleichniß.

Die Rose.

Ihre Dornen zum Schuz der Würde, die Blüthe dem Gatten,
Und die Seele, den Duft, für den geselligen Kreis.

Die Lilie.

Ehrfurcht gebietend und doch wie süß im Schmuk der Unschuld
Stralt sie blendend und zart, Krone der lieblichen Flur.

Die Tulpe.

Schön, doch seelenlos gleicht sie euch, ihr reizenden Mädchen,
Die ihr den innern Werth über dem Schimmer vergeßt.

Das Veilchen.

Ach! wer liebt dich nicht. Im stillverborgenen Kreise
Hauchst du himmlischen Duft, Sinnbild des häuslichen Glüks.

Bei Ueberreichung eines Blumenstrausses.

Schön ist's, wenn im Frühlingsthale
Thaubenezte Blumen steh'n;
Und beglänzt vom Sonnenstrale
Milde Düfte um sich weh'n.

Doch des Frühlings Reiz verschwindet,
Oede steht die Flur und leer,
Und, wer Blumen sucht, der findet
Ihre Stätte bald nicht mehr.

Lieblich ist des Mädchens Blüthe,
Doch, sie welkt im Sturm der Zeit,
Unschuld nur und Herzensgüte
Trozen der Vergänglichkeit.

Lieblich ist der Reiz der Jugend,
Doch die Blüthen fallen ab:
Aber Edelmuth und Tugend
Folgen uns noch übers Grab.

Theures Dorchen, dich bekränze
Stets der Kranz, den Tugend flicht,
Und in deinen Bliken glänze
Stets der Unschuld holdes Licht.

Schwör' im Frühling deiner Jahre
Stets der Tugend treu zu sein;
O sie wird dir bis zur Bahre,
Und noch jenseits Blumen streu'n.

Die Rose im Thaue.

Schöner däucht mir die Rose, wenn Thau, gleich blizenden Perlen,
Eos Morgengeschenk, rings ihre Blätter umbebt:
Schöner däucht mir ein reizend Gesicht in der Farbe der Rose,
Zittert die funkelnde Zähr' über die Wange dahin.

Die Sprache der Blumen.

Liebliche Blumen, ihr Töchter der Flur,
Freundliche Gaben der schönen Natur;
Bilder zu werden dem regen Gefühl
Weiht euch der sanften Empfindungen Spiel;
Laßt mich zum farbigen Kranz euch winden,
Eure bedeutende Sprache ergründen!

Hell ist die Farbe der Unschuld und licht:
Trügende Schimmer erheben sie nicht;
Drum auf der Lilie zartes Gewand
Goß sie die Charis mit himmlischer Hand,
Schuf sie zum Sinnbild erhabener Milde,
Schuf sie zum köstlichen Schmuk der Gefilde!

Schön in des Mädchens gewundenem Haar
Stellt sich die grünende Mirthe dar;
Wisse, die Sanftmuth, dem Himmel entschwebt,
Ward in die grünende Mirthe gewebt;
Sittsam den lokigen Scheitel zu kränzen,
Und um die Wangen der Unschuld zu glänzen.

Schimmernder Lorbeer, dich weihte der Ruhm
Blutigen Helden zum Eigenthum,
Doch der Begeisterung hohes Gefühl
Wand dich auch hold um das Saitenspiel,
Schmuk dem geheiligten Sänger zu leihen,
Und ihn zum Liebling der Götter zu weihen!

Kennst du das Veilchen, die Blüthe des Mais?
Demuth, sie gab ihm den köstlichen Preis!
Nur von dem suchenden Auge gesehn
Blüht es verborgen, doch duftets schön; —
Weiß nur im Stillen das Herz zu beglüken,
Und der Bescheidenheit Busen zu schmüken.

Kennst du die Blume, die schönste der Flur?
Wenige Monden ach! glühet sie nur;
Haucht in das schmeichelnde Kosen der Luft
Magischen, süssen, ambrosischen Duft;
Doch, wer hat Liebe je schmerzlos erfunden?
Auch ist die Rose mit Dornen umwunden!

Flüstert die schmerzende Sehnsucht dich wach,
Nennst du das Blümchen am murmelnden Bach:
Blau ist sein Schimmer, so lieblich und licht,
Liebe, sie nannt' es Vergißmeinnicht!
Willst du nicht reuvoll das Leben verschwenden,
Wahre die Treue in heiligen Händen.

Aber im freundlichen Immergrün
Ließ sich die Freundschaft ihr Sinnbild erblüh'n;
Nimmer vergeht es am mosigen Quell
Schimmert im Kranze des Lebens so hell;
Flicht sich zusammen zum ewigen Bunde,
Heilet und kühlt dir die blutende Wunde!

Düstre Zipresse, der Wehmuth Bild
Ward in dein dunkles Gezweige verhüllt;
Denn auf das einsam, schweigende Grab
Neigst du die trauernden Blüthen herab;
Ach! und vergebens in zärtlichen Tönen
Klagen die liebenden Herzen ihr Sehnen!

Siehe, die Bilder des Lebens verglüh'n,
Schnell, wie die duftenden Blumen verblüh'n;
Aber des Lenzes allliebenden Blik
Kehren sie milder und schöner zurük!
Herzen auch sinken zum Schlummer nieder,
Aber — sie lieben und kennen sich wieder.

Bei einer Hiazinthe,
die über dem Wasser blüthe.

Heimlich keimet in bescheidner Stille
Leicht empor das zarte Kind der Horen,
Wie aus Duft und Sonnenlicht geboren
Wölbet sich der Gloken reiche Fülle.

Ungefesselt steht die Glanzverklärte,
Keine Wurzel schlug sie in das Leben,
Ihres Frühlings zarte Träume schweben
Aus dem Thau, der einzig sie ernährte.

Also wird einst herrlich sich entfalten,
Was sich nährte von verschwiegnen Zähren
Thränen müssen sich zu Glanz verklären
Und erstehn in himmlischen Gestalten.

Die beiden Lilien.

Der junge Tag wiegt sich auf Blüthenbäumen,
Aus ihrem stummen Allerheil'gen trat,
Im Morgenschmuk von holden Frühlingsträumen,
Natur zu ihres Müttersegens Saat.
Da hallte aus der Blumen Friedenslande
Entgegen ihr der Ruhmsucht Kriegesklang;
Zwei Lilien streiten, — schwesterlich Verwandte —
Ruhmredig um des Vorzugs eitlen Rang.

Die weisse Lilie.

Ich trag der Unschuld zartes Flügelkleid,
Und Engel brechen mich in stillen Nächten.

Die Feuerlilie.

Ich bin es, die die Flammenkränze reiht,
Die um der Wahrheit Götterstirn sich flechten.

Die weisse Lilie.

Ich streu' des Wohlthuns süsse Spenden aus,
Wenn Welten sich in Mondnachtschleier hüllen.

Die Feuerlilie.

Der Treue Sinnbild, schüz' ich jedes Haus,
Wo sich der Freundschaft Freudebecher füllen.

Die weisse Lilie.

Zum Schuzgeist wählt' mich fromme Liebe gern,
Ich ruh' an der Erinnrung Mutterherzen.

Die Feuerlilie.

An meinem Himmel flammt ein höh'rer Stern,
Der Tugend Muth — der Sieger aller Schmerzen.

Die weisse Lilie.

Mich reicht der sanfte Genius — der Tod —
Dem müden Herz voll stiller Lebenswunden.

Die Feuerlilie.

Ich zeige nach dem ew'gen Morgenroth,
Fest von des Glaubens Flammenarm umwunden.

Da endete der eifersücht'ge Streit,
Denn warnend sprach die Mutter Liebesworte:
„Wer um des Vorzugs eitle Kronen freit,
Dem schließt der Sieg die lorbeergrüne Pforte.
Nicht allen Kindern reiche alle Spenden
Ich aus dem Füllhorn der Unendlichkeit,
Doch alle führ' mit gleichen Mutterhänden
Ich zu dem Tempelbau der Ewigkeit.
Was eins besizt, das muß das andre missen,
Doch alle braucht der Meister dieses Bau's,
Und auf der Mutter grünem Schlummerkissen
Ruh'n alle einst vom müden Tagwerk aus.“

Kränze des Lebens.

Manche der Kränze sind's, die uns für jegliches Alter
Und für jede Gefahr lohnend die Gottheit bestimmt;
Lieblich lokt, mit Veilchen im Haar und mit Rosen am Busen,
Uns die Hora den Pfad fröhlicher Jugend hinan;
Bis die Rose zum Kranz von Mirten, das Veilchen zum Lorbeer,
Oder zum Eichenkranz, oder zum Oelkranze wird.
Wenn ich sie alle gebraucht, und alle genossen nun habe,
Reiche Zipresse, mir deinen unsterblichen Kranz.

Das Marienblümchen.

Es blüht ein schönes Blümelein
Es blüht auf grünen Auen
Von innen und von aussen fein,
Gar lieblich anzuschauen
Bald bunt, bald roth und bald schneeweiß
Ist es des Lenzes früh'ster Preis,
Des Herbstes lezte Freude.

Die kleinen Kinder, die es sehn,
Die klatschen in die Hände
Und schmeicheln: Gänseblümchen schön!
O Tausendschön! ohn' Ende;
Sie winden es in jeden Kranz,
Sie treten drauf bei jedem Tanz:
Das süsse Tausendschönchen!

Die holden Jungfrau'n die es sehn,
Sie rufen: sieh'! Zeitlosen!
Sie können nicht vorübergehn

Und müssen mit ihm kosen.
Das Blümlein ist der Jugend Bild,
Die noch in tausend Farben spielt:
O bunte Blumenjugend!

Und sieht es ein gemüthlich Herz
Auf grünem Anger prangen,
So fühlt es sich von süssem Schmerz,
Und süsser Lust gefangen:
Maaßliebe, ruft es, her zu mir!
Und lehre mich, der Jugend Zier
In Freude rein bewahren.

Und sieht es eine fromme Frau
Sie nennt's Marienblümchen,
Und herzt es: schönstes Kind der Au!
Und kleines Gottesmühmchen!
Und betet zu dem Sternenglanz:
Laß mich, o Gott, im Engelkranz
So still demüthig stehen!

So blüht das stille Blümelein,
Das viele Namen träget
Und in der Demuth stillem Schein
So hohe Wunder heget.
Du, der das Blümlein schön gemacht,
Nimm deine Kindlein all' in Acht,
Daß sie so lieblich blühen!

Die Rose.

Wo ist sie hin die Morgenrose,
Die schöne Blumenkönigin?
Ach! sie entging nicht ihrem Loose;
Ihr Raum ist leer, sie ist dahin!

Sagt nicht: das ist das Bild des Lebens;
So stirbt die Freud' in unsrer Brust!
Und klaget nicht; ihr klagt vergebens
Der Jugend eilenden Verlust!

Sprecht: fahre wohl! du hast geendet!
Dann aber hebt den Blik empor
Vom Rosentode, Freund', und wendet
Ihn zu dem frischen Lilienflor! —

Das Sträuschen.

An Emma.

Du, die erblüht in Prachtgelånden,
Die Sprache der Natur verstand,
Empfang aus deines Freundes Hånden
Ein Sträuschen, wie das Herz es band!
Es füge mehr der schönen Stunden
Den schönsten deines Frühlings bei!
In dem Sinn ward es dir gebunden,
Daß es des Lebens Bild dir sei.

Die Unschuld, wahr und heilig wohne,
Wie diese Lilie so rein,
Im Busen dir, die zarte Krone,
Ob der sich Engel Gottes freu'n!
Sie wallt' ob dir mit Mutterpflege,
Sie leite, deine Führerin,
Dich auf dem glatten Erdenwege
Durch alle Schlangen glüklich hin!

Statt stolzer, blendender Juwelen,
Statt alles Prunks der Eitelkeit,
Nimm hin die Blumen beßrer Seelen,

Das Veilchen der Bescheidenheit.
Nicht loken will es, will nicht glänzen,
Doch freundlich schmiegt sich's an die Brust,
Und duftet in der Liebe Kränzen,
Sich kaum des eignen Werths bewußt.

Die heitre jugendliche Rose,
Sie, deines frohen Lenzes Bild,
Sei Bild von deinem spätern Loose;
Wie sie sei dieses schön und mild;
Erquikungsvoll, wie ihre Düfte,
Balsamisch, wie ihr edler Saft,
Umweh'n dich alle Lebenslüfte
Mit Frohsinn, Wohlgefühl und Kraft!

Der Himmel lächle deinen Tagen
So hold wie das Vergißmeinnicht!
Es möge dir die Farbe tragen,
In der es so zum Herzen spricht!
Auch unterm Schatten der Zipressen
Vergißt nicht meine Seele dein.
Kann Emma, kann sie mein vergessen?
Es ruft, es ruft: — Vergiß nicht mein!

Die Hoffnung möge dich umschweben
Um deiner Pfade jeden blüh'n,
Und Stärke deinem Geiste geben
Wie diesem Strauß das Immergrün!
Es schlingt sich um die Blumenstengel
Mit treuer Innigkeit herum.
So halte dich der Hoffnung Engel;
Dich tragend in Elisium.

Die Lilie.

Die Dämmrung sank in sanften Schauern
Auf die entblühte Frühlingspracht,
Und leis und sacht
Scholl aus der Nacht
Des dunkeln Hains, der Nachtigallen Trauern.
Da zog mich's in des Gartens Stille,
Die Abendluft
Trug süssen Duft
Mir zu, aus süsser Blüthenfülle.
Die Sterne gingen hin und wieder
Am Himmel auf, und gossen mild
Auf das Gefild
Ihr magisch Zauberlicht hernieder.
Da flüsterte durch Flur und Hain
Ein süsses, wunderbares Wehen,
Die Blumen sah ich schüchtern stehen,
Als fühlten sie durch ihre Reih'n
Ein Engelein
Mit sanftem Liebesgrusse gehen.
Und plözlich, als ich aufwärts schaute,
Gieng's auf wie Mondeslicht, und goß
Sich stralend rings umher, und thaute
In einer Lilie zarten Schoos.
Erhaben stand die Glanzgeschmükte
Verklärt von wunderbarem Licht
Und aus den keuschen Blättern nikte
Ein zartes Engelsangesicht.
Von ihm aus sah das Licht ich wallen,
Und doch war es so kindlich hold,
Entzükt sah ich der Loken Gold
Um Wang' und Stirn und Schultern fallen.
Und als ich staunend stand, und sann
Ob dieser seltnen Himmelsgabe,

Spricht mich doch der holde Götterknabe
Mit freundlich milden Worten an:

„Du staunst, was deinem Blik beschieden
Als ich ihn geistig aufgethan?
Die Unschuld nennt man mich hienieden,
Mich triffst du nur in diesen Blüthen
Und frommen Mädchenherzen an!
In beiden thron' ich tief verborgen,
Und schirme sie mit gleicher Treu,
Daß meines Friedens goldner Morgen
Um Beide ewig, ewig sei!"

So sprach es, und verhüllend neigte
Sich's in den Schoos der Lilie,
Die einmal noch im Glanz sich zeigte
Und dann verschloß der Blätter Schnee,
Und stiller ward's auf die Akkorde,
Die Nacht umzog der Schöpfung Raum.
Doch in mir blieb der schöne Traum,
Und still bewahr' ich jene Worte.

Die Blumen im Garten des Lebens.

Zwar schildert der Schwärmer, der Menschenfeind
Als schaurige Wüste das Leben:
Er siehet nur Dornen und Klippen uns droh'n;
Für ihn sind die Blumen der Freude entfloh'n,
Er weiß nur vor Stürmen zu beben.

Doch schön ist die Erde! dem Weisen ist
Das Leben ein freundlicher Garten;
Es blühen dem Pilger der Blumen viel
Vom Anfang der Wallfahrt bis an das Ziel,
Nur muß er behutsam sie warten.

Der Garten des Lebens ist anmuthsvoll,
Ihn pflanzte das freundlichste Wesen,
Ein gütiger Vater, der herzlich uns liebt,
Und liebliche Blüthen und Früchte uns giebt,
Der hat uns zu Gärtnern erlesen.

Die Lilie der Unschuld — wie prächtig sie
Die silbernen Kelche entfaltet! —
Wie schimmert und duftet sie weit und breit,
Von keinem giftigen Hauch entweiht,
Von keinen Fleken entstaltet.

Die Rose der Liebe, — sie blühet hold
Sie hauchet balsamische Düfte!
Im Herzen des Edeln, da welket sie nie,
Da blühet, da duftet und segnet sie
Voll Anmuth noch jenseits der Grüfte.

O schön ist der blühende Rosenstrauch
Von freundlichen Mirten beschattet!
Es stralet noch höher der Rose Glanz
Umdunkelt vom freundlichen Mirtenkranz,
Wenn Liebe mit Tugend sich gattet.

Je länger je lieber verbreitet alsdann
Die Ranken voll duftender Blüthen;
Und sanft wie der Efeu um Ulmen sich schlingt,
Umarmt dich die Huldin der Freude, und bringt
Dir Wonne und himmlischen Frieden.

Und welket auch manchmal ein Blümchen dahin,
Versenget von Stürmen der Leiden —
Laß manches im Winter des Lebens verblüh'n,
Dich tröstet weissagend das Immergrün
Der Hoffnung mit künftigen Freuden.

Wer nennt die Blüthen, wer mißt die Zahl
Der Blumen im Garten des Lebens?
Zähl' alle Töchter der Frühlingsflur,
Des Sommergefildes, du mühest dich nur —
Sie aufzuzählen vergebens.

Die Blüthen des Frohsinns, der Häuslichkeit,
Sie stralen im herrlichen Glanze,
Sie blühen so lieblich, sie duften so mild
Wie Kinder des Lenzes im Mariengefild'
Und reihen sich freundlich zum Kranze.

Ein liebliches Blümchen, bescheiden und klein,
Will ich in das Kränzchen noch schlingen,
Ein Blümchen, das traulich zum Herzen spricht,
Das stille, bescheidne Vergißmeinnicht:
Wem dürft ich das Blümchen nicht bringen?

An eine edle Dulderin.

Bei Uebersendung eines Blumenkranzes.

Umflort von manchen bangen Trauerstunden,
Die deiner Freuden Genius beweint;
Wenn er im Kreis' der Lieben dir erscheint,
Ist deines Lebens Blüthenzeit entschwunden.

Doch, hast du innern Frieden nur gefunden,
Den Gott, der stets mit Selbstgefühl sich eint
Und mehr uns werth als jeder Erdenfreund,
So wirst auch du von deinem Schmerz gesunden.

Sieh' diese Blumen, wie sie lieblich blühen!
Nur wenig Stunden, und — sie sind erstorben,
Ein Bild der Freuden unsrer Jugendzeit.

Doch jene Flammen, die im Busen glühen,
Durch Geisteskraft im Leiden uns erworben,
Sie leuchten uns hinauf zur Ewigkeit!

Die weisse Rose.

Warum sind weiß die Rosen, die dich, Magdalena, umsprossen,
Da die anderen doch prangen in glühendem Roth? —
»Jene noch röthet die Scham, weil ziprisches Blut sie beflekte,
Aber die Büsserin hat diese durch Thränen gereint.«

Blumen und Mädchen.

Das Veilchen blüht so sittsam und hold;
Das Schlüsselblümchen duftet im Gold.
Bewundernd steht der denkende Mann,
Und betet still den Schaffenden an.

Darauf kömmt ein Schwarm von Knaben gerannt,
Flicht Kränze sich mit eilender Hand,
Ergözt sich kurz der farbigen Pracht,
Zerpflükt und streut die Blätter, und lacht.

O Mädchen, jung und schön von Gesicht,
Vertraue dich dem Flatterer nicht;
Er pflükt der Unschuld Blüthe dir ab,
Und bringt dich bald hohnlächelnd ins Grab.

Die Blumen.

Die Rose.

Stralende Königin du der Blumen, sage wie herrscht du?
Durch die farbige Pracht, welche die Blätter bestralt?
Durch den mildern Kelch, der sanft geschlossen erröthet?
Durch den süsseren Duft, die uns so magisch umweht?
„Nicht durch Einzelnes herrsch' ich, es ist die Einheit der Farben,
Einheit der inneren Kraft, die mich zur Königin macht.

Lilie.

Nicht das Wort spricht aus die Gewalt, mit der du uns rühreſt,
Wie die heil'ge Musik sich nicht der Sprache vertraut.
Fromme Beruhigung athmet dein ganzes Wesen, und jeder
Reineren tieferen Brust sprichst du das liebende Wort:
„Klage den Himmel nicht an, wenn dich die Erde betrübet,
Aber der Erde vergiß, neigt sich der Himmel zu dir."

Veilchen.

Wie das Auge des Kindes mit lieblichem Lächeln uns ansieht,
So auch blikst du uns an, hell und bescheiden beredt.
Zarte Blume, du bist mir ein Bild des edleren Mädchens,
Das in der Demuth nur findet die Kraft und den Sieg.

Vergißmeinnicht.

Tausend Dichter preisen dich schon, und stets wiederholet
Rührte des Namens Spiel jegliches zartere Herz.
Wohl! das Schöne veraltet ja nie, so sei auch dein Name,
Stilles Vergißmeinnicht, stets uns erfreulich und neu.

Nelke.

Feurige Farben versprichst du, und hauchst gewürzigen Duft aus,
Und der muthige Stolz paart sich mit innerem Werth.

Kornblume.

Nüzliches rühmst du mit Recht, doch kalt ist's, ohne das Schöne;
Darum mit lieblichem Glanz prang' ich in nährender Saat.

Viole.

Ahnd' ich den tieferen Sinn, der aus dem dunkelen Kelch spricht,
Und das ernstere Wort, spricht es in dir sich nicht aus:
„Nur ein Kuß ist das Leben, womit die Götter beglüken,
Aber der höchste Genuß ist noch verhüllet in Nacht."

Die Blumen.

Gäb' euch Worte der Lenz, so wie er Duft euch verleihet;
Wahrlich ihr sprächet uns zu, all' in einmüthigem Chor:
„Kurz ist das Leben, doch schön, und ewig klar und befriedigt,
Wenn es die Liebe schmükt, Liebe und Religion."

Die Blumen.

Da stehen sie, die kleinen Wesen
In ihrer heitern Farbenpracht
Zur Lust der Menschen auserlesen,
Wenn in der Brust der Schmerz erwacht.

Mit jedes Morgens Purpurstrale
Verjünget sich ihr reiner Glanz,
Und in dem dufterfüllten Thale,
Prangt jedesmal ein neuer Kranz.

Dann kommt die Mädchenschaar gezogen,
Die scherzend bildet einen Strauß,
Und auf des Busens zarten Wogen,
Nimmt sich der Schmuk noch schöner aus.

Des Mittags heisse Stralen glühen
Zu sehr auf euer Farbenlicht,
Ihr Blümchen werdet bald verblühen,
Auf Erden dauert Schönheit nicht:

Der Donner rollt, das Sturmgetose
Knikt klein und grosse Blumen ab;
So sinkt das Kleine, wie das Grosse
Vereint und schnell ins offne Grab.

Die Himmelsblume.

Neige dein Haupt und stirb, du reine Lilie des Himmels;
Denn auf Erden ist, ach! keine Heimath für dich!
Nachtviole der Demuth, du Himmelspalme der Ahnung,
Sag', wie verirrtest du dich in ein irdisch Gewand?
Nicht zu gebären mehr ist der Menschensohn, der Erlöser,
Himmelsrose nur ihn konnt' empfangen dein Kelch!

Die lezte Herbstrose.

An Selma.

Sieh', diese Rose brach ich dir
Am Rosenstökchen ab —
Die lezte, lieblichste, die mir
Der Herbst, ihr Vater, gab.

Sie sprach in stolzer Einsamkeit
Den rauhen Winden Hohn;
Denn längst verschlang der Strom der Zeit
Die trauten Schwestern schon.

Du schweigst, und mein Auge liest
Auf deiner Stirne Harm,
Und eine Silberthräne fließt
Auf deinen Busen warm.

Sprich! Ist's ein Todesengel, der
Vor deiner Seele schwebt,
Jezt näher tritt, und schreklicher
Die scharfe Sichel hebt? —

Ja, deiner Wangen Rosen sind
Der Zukunft früher Raub,
Und ihre Blätter wirft dies Kind
Allmählig in den Staub.

Die lezte dieser Rosen bricht
Dereinst die Hand der Zeit,
Und deine Thräne schüzt sie nicht
Vor der Vergänglichkeit.

Doch weine nicht! die Tugend, die
Dein Herz, o Selma! schmükt,
Ist eine Rose, welche nie
Die Hand des Schiksals pflükt.

Sie hieng am Dornenstrauch der Noth,
Vom Thränenthau genährt,
Ihr Busen schön wie Morgenroth,
Ihr Duft den Engeln werth.

Wann jede deiner Rosen stirbt
So blüht doch diese fort,
Wird immer schöner, und erwirbt
Dir Beifall hier und dort.

Sie stärket dich, wenn du dereinst,
Reif für die düstre Gruft,

Des Lebens lezte Thränen weinst,
Mit ihrem Balsamduft.

Sie tröstet dich bei jedem Hohn,
Sie macht im Kampf dich kühn,
Sie wird vor Gottes Königsthron
Am Diadem dir blüh'n.

Nimm hin die lezte Rose! Sie
Belehre dich, daß früh'
Der Jugend Schönheit, aber nie
Der Tugend Reiz verblüh'.

Das Blümchen Wunderschön.

Der Graf.

Ich kenn ein Blümlein Wunderschön,
Und trage darnach Verlangen,
Ich möcht' es gerne zu suchen gehn,
Allein, ich bin gefangen.
Die Schmerzen sind mir nicht gering,
Denn als ich in der Freiheit ging,
Da hat ich es in der Nähe.

Von diesem ringsum steilen Schloß,
Laß ich die Augen schweifen
Und kann's vom hohen Thurmgeschoß
Mit Bliken nicht ergreifen;
Und wer mir's vor die Augen brächt',
Es wäre Ritter oder Knecht,
Der sollte mein Trauter bleiben.

Die Rose.

Ich blühe schön und höre dies
Hier unter deinem Gitter.

Du meinest mich, die Rose, gewiß,
 Du edler, armer Ritter.
Du hast gar einen hohen Sinn,
 Es herrscht die Blumenkönigin
Gewiß auch in deinem Herzen.

Der Graf.

Dein Purpur ist aller Ehren werth
 Im grünen Ueberkleide,
Darob das Mädchen dein begehrt,
 Wie Gold und Edelgeschmeide.
Dein Kranz erhöht das schönste Gesicht,
 Allein du bist das Blümchen nicht,
Das ich im Stillen verehre.

Die Lilie.

Das Röslein hat gar stolzen Brauch
 Und strebet immer nach oben,
Doch wird ein liebes Liebchen auch,
 Der Lilien Zierde loben.
Wem's Herze schlägt in treuer Brust,
 Und ist sich rein, wie ich, bewußt,
Der hält mich wohl am höchsten.

Der Graf.

Ich nenne mich zwar keusch und rein,
 Und rein von bösen Fehlen,
Doch muß ich hier gefangen sein
 Und muß mich einsam quälen.
Du bist mir zwar ein schönes Bild
 Von mancher Jungfrau rein und mild,
Doch weiß ich noch was Liebers.

Die Nelke.

Das mag wohl ich, die Nelke sein,

Hier in des Wächters Garten,
Wie würde sonst der Alte mein
Mit so viel Sorge warten?
Im schönen Kreis der Blätter Drang,
Und Wohlgeruch das Leben lang,
Und alle tausend Farben.

Der Graf.

Die Nelke soll man nicht verschmähn,
Sie ist des Gärtners Wonne;
Bald muß sie in dem Lichte stehn,
Bald schüzt er sie vor Sonne;
Doch was den Grafen glüklich macht,
Es ist nicht ausgesuchte Pracht,
Es ist ein stilles Blümchen.

Das Veilchen.

Ich steh' verborgen und gebükt,
Und mag nicht gerne sprechen,
Doch will ich, weil's sich eben schikt,
Mein tiefes Schweigen brechen;
Wenn ich es bin, du guter Mann,
Wie schmerzt mich's, daß ich hinauf nicht kann
Dir alle Gerüche senden.

Der Graf.

Das gute Veilchen schäz ich sehr,
Es ist sogar bescheiden,
Und duftet so schön; doch brauch ich mehr
In meinem herben Leiden.
Ich will es euch nur eingestehn:
Auf diesen dürren Felsenhöh'n
Ist's Liebchen nicht zu finden.

Doch wandelt unten an dem Bach
Das treuste Weib der Erde,
Und seufzet leise manches Ach,
Bis ich erlöset werde,
Wenn sie ein blaues Blümchen bricht,
Und immer sagt: Vergißmeinnicht!
So fühl' ich's in der Ferne.

Ja in der Ferne fühlt sich die Macht,
Wenn zwei sich redlich lieben,
Drum bin ich in des Kerkers Nacht
Auch noch lebendig geblieben;
Und wenn mir fast das Herze bricht,
So ruf ich nur Vergiß mein nicht!
Dann komm ich wieder ins Leben.

Die Blumen.

In des Winters Stürmen schliefen
Wir an warmer Mutterbrust;
Holde, kleine Engel riefen
Uns heraus zur Fühlingslust

Quellen rauschen, Quellen bringen
Uns das frische Leben zu;
Vögel weken uns mit Singen,
Lüftchen wiegen uns zur Ruh.

Hundertfarbig, ohne Mühe,
Webt die Mutter unser Kleid,
Aus dem reinen Thau der Frühe
Macht sie unser Brautgeschmeid'.

Liebliche Gerüche hauchen
Wir in heitern Raum umher;

Tausend junge Leben tauchen
Liebend sich in dieses Meer.

Fahrt der rauhe Winter nieder,
Gehn wir in der Mutter Haus;
Nach den Stürmen schikt sie wieder
Uns zum Frühlingsfest heraus.

Das Blümchen.

Blümchen hat wohl Geist und Sinn;
Fleisch und Blut sieht nichts darinn,
Schaut es an und riecht daran;
Mag es blüh'n, so gut es kann!
Wer mit Liebessinn es schaut,
Dem wohl neigt es sich vertraut,
Grüsset ihn mit sanftem Laut.

Die Blumen.

Liebliche Bilder der Freude, ihr Veilchen, ihr Rosen, ihr Nelken!
Aber kaum pflüket man euch, so beginnt ihr schon zu verwelken.

Blumenandacht.

Kommt der Morgen nicht gegangen mit den rothgeschlafnen Wangen —
Und ihr Blümlein schlummert noch?
Oeffnet eure Augen wieder, strekt die neugestärkten Glieder,
Grüßt das holde Mägdlein doch!

Und es hebt sich von den Wiesen, wo die bunten Kinder
spriessen,
Wunderbarer weisser Duft;
Mild, wie Weihrauch anzusehen, steigt er nach den goldnen
Höhen,
Und erfüllt die ganze Luft.
Habt ihr in Gebet gelegen für den frischen Gottessegen,
Daß ihr so in Thränen steht?
Wenn die Zunge Wonne bindet, und sie keine Worte findet,
Sind auch Thränen ein Gebet.

Das Mädchen und die Blumen.

Süsse Blumen, seid willkommen
In des Jahres goldner Zeit,
Ach, ihr seid so spät gekommen,
Und der Sommer ist nicht weit.

Könnt ihr meine Stimme hören,
Könnt ihr meine Blike sehn?
Sagt mir, welche will mich lehren
Euer leises Wort verstehn?

Sagt mir, welche soll ich wählen
Zur Gespielin in dem Mai?
Welche will mir gern erzählen,
Wo die schöne Heimath sei?

Die Lilie.

Wähle mich! mit reinem Kleide
Schmükte mich der Mutter Hand,
Unschuld wurde mein Geschmeide,
Und so bin ich dir verwandt.

Die Rose.

Wähle mich! denn treu behüten
Lehr' ich dich durch heil'ge Scham,
Deiner Jugend keusche Blüthen
Ohne Reu, und ohne Gram.

Das Veilchen.

Wähle mich! ein süß Verlangen
Wohnt in meinem zarten Blau
Doch es kühlt die warmen Wangen
Freundlich mir der reine Thau.

Der Rosmarin.

Wähle mich! denn hoffend bindet
Mich die junge Braut in's Haar;
Wähle mich, denn hoffend windet
Mich die Trauer um die Bahr.

Das Mädchen.

O ihr Freundlichen, umgeben
Sollt ihr alle meinen Mai,
Sollt mir sagen, was im Leben,
Was im Tod das Schönste sei.

Meine Blume.

Sei gegrüsset kleine Blume,
Blume der Vollkommenheit,
Die die Heiligen und Weisen
Namlos preisen:
Denn des Herzens schönste Zier
Wohnt in dir.

Nicht auf Höh'n, im stillen Thale
Blühest du am frischen Quell.
Zeigst des fernen Himmels Bläue
Reine Treue.
Und in ihr der Sonne Gold
Mild und hold.

Fragst du mich, wie heißt die Blume
Die den hohen Schmuk uns zeigt?
Sonnengluth und Himmelsbläue,
Lieb' und Treue,
Nimm hier dies Vergißmeinnicht,
Treu und Licht.

Die Rosen des Lebens.

Aus dem Schoose der Natur ließ Gott
Uns eine Rose blühen,
Die duftet selig, rein und süß
Für alle, wie für Jeden.

Die knospet in der Kindheit Tagen,
Bricht auf dem Jüngling, blüht dem Mann,
Und stillt des matten Greises Klagen,
Und führt zulezt uns himmelan.

Sie krönt allein der Fürsten Freuden,
Sie wischt des Sklaven Thränen ab;
Sie lindert jedes Erdenleiden
Und blüht noch über unserm Grab.

Wer dieser Rose Tugend preis't,
Dem saget, daß sie Freundschaft heißt.

Sie schmükt des edlen Jünglings Wangen,
Und wohnt in keuscher Mädchen Brust,
Erwekt das süsseste Verlangen
Und lohnt mit engelgleicher Lust.

Sie duftet lieblich den Verkannten,
Und den Gedrükten stärket sie;
Blüht selbst in ungerechten Banden,
Und wo sie blüht, verläßt sie nie.

Wer dieser Rose Tugend preis't,
Dem saget, daß sie Unschuld heißt.

Sie blüht zur Zeit der Nachtigallen,
Blüht, wenn das Korn die Aehren hebt,
Und wenn vom Baum die Blätter fallen
Und wenn der Schnee vom Himmel schwebt.

Ihr findet sie auf allen Wegen,
Sie macht den ärmsten Bettler reich;
Geht ihr nur selbst getrost entgegen,
O Menschen, sie umarmet euch.

Wer dieser Rose Tugend preis't,
Dem saget, daß sie Freude heißt.

Auf! auf! lasst uns denn einen Kranz
Von Freundschaftsrosen binden,
Und damit jezt und immerdar
Schön unser Haupt umwinden!

Auf! auf! auch lasst uns einen Kranz
Von Unschuldsrosen binden,
Und damit jezt und immerdar
Das frohe Haupt umwinden!

So liebe Schwestern können wir
Uns Freudenrosen binden,
Und damit jezt und immerdar,
Das sichre Haupt umwinden!

Denkmal einer Rose.

Ich war eine Rose; mein kurzes Leben
Hab' ich unter Blüthengeruch verhauchet,
Von des Himmels Thau genährt, vom schönen
Himmel umfächelt.

Mein bescheidnes, stilles Gewand war Einfalt,
Und mein Odem zeigte von Liebe; Mädchen
Freuten mein und Jünglinge sich; erquikend
Ward ich erquiket.

Das Wiesenblümchen, das Veilchen und die Rose.

Eine Allegorie.

Das Wiesenblümchen, Bild der Stunden
Der Jugend und der Blüthezeit!
Ach! aber ach! wie bald verschwunden
Ist seines Schimmers Lieblichkeit!

Für eine sanfte Morgenszene
Blüht still das Veilchen, mild und hehr;
Am Abend kommt die junge Schöne,
Sie sucht, und findet es nicht mehr.

Du sollst im Mittagsstral mich schmüken,
Die Rose, sprach die Schäferin,

Sie kommt, das Röschen abzupflüken —
Da sinkts vor ihren Händen hin.

Unsterblich ist nur eine Blume;
O! Heil Dir, Mädchen, pflükst Du sie;
Sie schimmert gleich dem wahren Ruhme,
Und ihre Reize welken nie.

Kein Veilchen blühet so im Moose,
Kein Röschen das im Garten glüht;
Im Herzen feiert jene Rose
Ihr Morgenfest, das nie verblüht.

Soll immer dich die Lieb' umscherzen,
Der hohe Reiz, der nie entweicht;
So pfleg', o Mädchen, sie im Herzen,
Die Rose, welche nie verblüht!

Die Palme.

Ach! wie selig ist es, hier unter dem Schatten der Palmen
Hingestrekt zu ruh'n, wie in arkadischer Zeit,
Wo es gegönnt war dem Schäfer, zu leben in seligem Ausruh'n
Unter Rosengebüsch, oder am murmelnden Quell.
Schaukelnd wiegt sich der Nord auf den breiten Wipfeln derselben,
Frische Kühlung und Rast fächeln die Blätter mir zu.
Golden pranget die Traube der zukerschwangern Datteln
Zwischen den Blättern, wie zwischen Smaragden Topas.
Süsse Frucht, noch süsser als Wein, auch als köstlicher Honig,
Jenem durch feurigen Geist, diesem durch Süsse verwandt;
Sei es, daß du frisch entgegenschwellst den Lippen,
Oder getroknet sie lokst, immer ein süsser Genuß!

Du bist ein Bild der Weisheit, ein Bild auch der Güte bist du,
Schwellend als Jüngling voll Kraft, oder gerunzelt als Greis,
Immer ein süsser Genuß Frauen und Mädchen zugleich.
Saget, was gehet wohl über die Tugend des Worts?
Gäb es Höheres noch, wenns nicht Freigebigkeit wäre?
Mehr als Zung' und Arm richtet die spendende Hand.
Seht das Bild der edelsten Güte und Huld in der Palme,
Jedem Bedürftigen gern reichlich ausspendend die Frucht.
Lernet von ihr wohlthätig zu sein, ihr Grossen und Reichen,
Gebet gern in den Schoos dürftiger Armuth das Geld!
Wohl euch, denen das Glük verliehn ward vom günst'gen Geschike,
Hoch wie Zipressen zu stehn, fruchtbar als Palmen zugleich.
Güt' und Wohlwollen sind vor allem die Tugend der Frauen;
Also nicht Männern allein, ihnen auch Palmen gebracht!
Palmen, Simbole des Siegs, sind auch Simbole der Ehre;
Nicht nur Siegern allein, Bräuten auch trägt man sie vor.
Palmen kränzen den Mann, wenn er als Sieger einherzieht,
Palmen kränzen die Frau, welche den Sieger besiegt.
Wie es nichts Höhers giebt für den Mann, als zu siegen im Kampfe,
Giebt es nichts Höhers fürs Weib, als zu besiegen den Mann.
Darum trägt man sie vor der Braut bei der Hochzeit im Osten,
Künstlich geflochtnes Gezweig, Palmen aus Silber und Gold. —
Bringet Palmen zum Zug, Tugend vermählt sich dem Sieg!

Aber nicht deßhalb allein, weil fruchtbar die Palmen gedeihen,
Sind ein würdiges Bild sie von der Ehe Verein.
Heimliche Simpathie, die troz der Trennung vereinet,
Giebt denselben noch schöneren Anpruch darauf. —
Wie die Palme ein Bild des zärtlich beseeleten Weibes,
So in ältester Zeit Bild des belebenden Manns.
Später ward sie der Kunst ein Muster von Säulen und Thürmen,
Nachgeahmt zu Korinth und bei viel anderem Bau.

Die Rose, der Schmuk der Braut.

Jüngling.

Du blühst so frisch im Morgenroth;
Ich komm' um dich zu brechen.

Rose.

Nicht willig duld ich meinen Tod;
Mit Dornen kann ich stechen.

Jüngling.

Es glänzt der Himmel rein und blau;
Du welkst in Sonnenschwüle.

Rose.

Ich bin erquikt von Nacht und Thau,
Erleb' auch wohl die Kühle!

Jüngling.

Du sollst im schönsten Blumenkrug
Gepflegt, bewundert, düften.

R o s e.

Ich steh am Strauche frisch genug,
Geküßt von milden Lüften.

J ü n g l i n g.

Du sollst im goldnen Zimmerlein
Der Fürstentochter prangen.

R o s e.

Ich bin voll Demuth, still und rein,
Und Scham färbt meine Wangen.

J ü n g l i n g.

Du sollst in Gottes Heiligthum
Den hohen Altar kleiden.

R o s e,

Auch hier verkünd' ich seinen Ruhm,
Wo Hirt und Hirtin weiden!

J ü n g l i n g.

Doch — wollt' ich für die reine Brust.
Der jungen Braut dich pflüken.

R o s e.

So brich mich schnell; mit frommer Lust
Will ich die Unschuld schmüken!

Die Kornblume.

Wer kennt sie nicht, die Blume, die umflossen
Von goldnen Halmen, lieblich blüht,
In deren Kelch, hat er sich aufgeschlossen,
Ein dunkles Blau so schön erglüht!

Dort auf der Flur, wo Zeres Saaten glänzen,
Habt ihr als Kinder sie gepflükt,
Und öfters auch mit selbstgeflochtnen Kränzen
Die jugendliche Stirn geschmükt.

Wenn sie verblüht, neigt sich der Aehre Segen,
Zur Aernte reif, der Sichel hin,
Und fröhlich jauchzt der frohen Zeit entgegen
Der Schnitter und die Schnitterin.

Bald schimmert dann im bunten Aehren=Kranze
Ihr schönes Blau durchs halbe Stroh,
Mit ihr bekränzt, eilt hin zum Reihen=Tanze
Die muntre Schaar beglükt und froh.

Wie himmlisch glänzt ihr Blau in Mädchen=Augen
So hell und rein beim blonden Haar?
Es stellt der Blik, aus dem wir Wonne saugen,
Des Herzens Blüthen=Unschuld dar!

Mag immer der Kiane Kelch verwelken,
Erbleichen ihrer Farben Licht;
Wir lieben sie, wie Lilien und Nelken,
Wie Rosen und Vergißmeinnicht.

Das Schneeglökchen.

Wenn noch Eis die Fluren drükt,
Sich noch keine Schwalbe zeiget,
Und kein Halm der Erd entsteiget,
Und kein Knöspchen freundlich nikt;
Hebst du schon dein Haupt empor,
Zeigst du rein wie Winterfloken
Deine zarten weissen Gloken,
Blühst du schon im hellsten Flor.

Holde Lenzverkünderin,
Die des Frühlings Erstgeborne,
Von der Unschuld Auserkorne
Bildlich zeigend ihren Sinn.
Sanft erduldest du den Sturm,
Und der Schnee muß in Gefahren,
Ist er gleich dein Feind, dich wahren,
Dich zerstört kein böser Wurm.

Liebliche, dies ist dein Bild,
Mädchenunschuld, fromm, bescheiden
Blühet schöner unter Leiden,
Das Gemüth macht Kummer mild.
Sieh! So stralen unterm Schnee
Heller dieses Blümchens Blätter,
Fröhlich blüth's in Sturm und Wetter
Und sprießt muthig in die Höh.

Bleibe diesem Blümchen gleich,
Such in trüben, rauhen Zeiten
Fried' und Freude zu verbreiten,
Schaff' um dich ein Himmelreich.
Es steht ganz in deiner Macht,
Wenn du im Verborg'nen blühest,
Und das Gift der Anmuth fliehest,
Schnöden Stolz und eitle Pracht.

Die Sonnenblume.

Blume, die von Föbus Glanz umflogen,
Ueber viele Blumen ragt hervor,
Die zur Sonne, zu des Aethers Bogen,
Majestätisch hebt ihr Haupt empor;
Jener Schönheit Fülle singt mein Lied,
Die in deinem Kelche stralend blüht,

Wie im Dunkel niedrer Regionen,
Nie des Kühnen stolzer Sinn verweilt,
Wie er hin zu lichterfüllten Zonen
Sehnend auf des Geistes Schwingen eilt;
So, o Sonnenblume, strebt dein Blik
Auf dein hohes Ideal zurük.

Schmetterling' und Biene summen lüstern
Um den Kelch, aus welchem Nektar quillt;
Sie umgaukeln dich mit leisem Flüstern,
Süsser Wonne Rausch hat sie erfüllt.
Du bist dem Insekt auf stiller Flur,
Sonnenstral belebender Natur!

Haucht um dich, du segenschwangre Blume
Auch kein Wohlgeruch den zarten Duft,
Schimmern doch in Flora's Heiligthume
Wen'ge schöner durch die Sommerluft.
Wie am blauen Himmel Eos lacht,
Winkt, o Blume, deine stolze Pracht!

Mag auch deiner Schönheit Reiz entschweben,
Wenn des Herbstes Stürme feindlich drohn,
Du erwachst im Lenz zum neuen Leben,
Alles kehret wieder, was entflohn!
Und der Sonne mächtige Gewalt
Ruft zurük die liebliche Gestalt.

Die Ringelblume, (Goldblume, Dotterblume.)

Die stets zur Sonne schaut.

Wohl dem, der sie zum Vorbild wählet,
Zum Himmel schaut mit Zuversicht!
Wenn ihn ein innrer Kummer quälet,

Umstralt ihn der Hoffnung Licht;
Und sie erhellt die dunklen Pfade
Bis zu Elisiums Gestade.

Tausendschön.

Dich seh ich, holdes, edles Tausendschön,
Du zeigst, zur Linderung für meinen Gram,
Mir deiner sammtnen Blätter zarten Schmelz.
So troknet uns der treuen Freundschaft Hand,
Wenn alles uns verläßt, der Thränen Strom.
Dein Anblik hat mein düstres Herz erhellt,
Und minder schwermuthsvoll ist mein Gesang.
Du Spätkind Florens! sieh, die Flüchtige,
Läßt uns in dir noch die Erinnerung
Der frühern Gaben ihrer Huld zurük.

Heliotrop.

Wer deine Blüthe sieht, haucht deinen Zauber ein.
Du giebst dem Weisen zärtliche Gefühle,
Dem kalten Ernst kannst Sehnsucht du verleihn.

Der Rosmarin.

Wähle mich, denn hoffend bindet
Mich die junge Braut ins Haar;
Wähle mich, denn hoffend windet
Mich die Trauer um die Bahr.

Die Einsiedlerblume.

Die Trauerblume! In der Einsiedelei
Wie find' ich dich so einsam und verlassen!
Ich ging an Berg und Wies' und Hain vorbei;
Des Blumenvolks sah ich dort tausend prassen
Im warmen Hauch der jungen Frühlingsau,
Gepflegt, gestärkt vom reinsten Morgenthau.

Nur dich allein, dich sah mein Auge nicht;
Du fliehst den Schwarm der andern, das Gewimmel
Des bunten Chors, entziehest dich dem Licht
Der Fröhlichen, und ihrem offnen Himmel,
Von Felsenmacht und Trümmer überdekt;
Sprich: welch ein Gram hat dich hieher geschrekt?

So traurig blikst du, wie gebeugt von Schmerz,
Als hättest du mir auch ein Leid zu klagen,
Und an ein mitempfindend menschlich Herz
Ein Schmerzenswort und Trost darin zu sagen:
Ich liebe dich, du blasse Schwärmerin!
Wie zieht nach dir sich meine Seele hin.

Dich schrekt von sich die Welt der Blumen fort;
Du hast dich selbst aus ihrem Kreis' verwiesen,
O dürft ich auch, wie du, den stillen Ort
Zum Aufenthalt des Lebens mir erkiesen,
In mich gekehrt, von keinem Tand entweiht,
Fern von dem Schwarm der bunten Eitelkeit.

Dem hohen Ernst und der Beschaulichkeit
Würd' an der Hand der Weisheit ich mich weihen:
Im Menschenlärm und im Getös' der Zeit,
Fühl' ich mein Herz sich oft mit sich enzweien;
Die Kraft erstirbt, dem Willen fehlt Gedeihen,
Bei Menschen ists so schwer ein Mensch zu sein.

Goldlak.

Zur goldnen Piramide ringet
Der Lak sich auf voll Majestät,
Und süsser Wohlgeruch durchdringet
Den ganzen Raum, in dem er steht.

Die Hiazinthe.

Duftender Gloken Reichthum bewegt Hiazinthen gefällig;
Fülle der Freude winkt froh in die Stürme der Zeit.

Je länger je lieber.

Je länger die Guten auf Erden verweilen
Und sich in des Lichtes Gebiete vertheilen;
Je lieber die Engel von sonnigen Höhen
Die liebenden Kinder mit Segen umwehen.

Die Immortelle oder Immerschön.

Unsterblich ist dieser Blume Namen,
Drum sei sie dir, o Mensch, geweiht.

Die Passionsblume.

Was winkst du noch, o Blume!
Ob längst dein Tag verschied?
Willst du zu deinem Ruhme
Vor Nacht ein Sterbelied?

Stehn alle hochgepriesen
Im Garten, auf den Wiesen,
Und thut der Sänger Mund
Von dir allein nichts kund?

Schon hallen leis' die Saiten,
Gerührt vom guten Geist,
Ich seh' in ferne Zeiten,
Der dunkle Vorhang reißt.
Der Heiland wallt auf Erden,
Und fromme Kindlein werden
Zu ihm in Festgewand
Geführt an Mutterhand.

Auch du in ihrer Mitte
Trittst vor den Meister hin,
Ein Knabe, still von Sitte,
Mit gluterfülltem Sinn;
Es brennen Aug' und Wangen;
Von Lust und Schmerz umfangen,
Wird tief dein Herz bewegt,
Als er die Hand auflegt.

Der Erdenliebe Funken,
Dir selbst noch unbewußt,
Erlischt; auf dich gesunken
Ist eine schönre Lust!
Du willst nur seiner Lehren
Still lauschen und ihn ehren,
Mit kindlichem Vertraun
Des Höchsten Wunder schau'n.

Und ob du von ihm scheidest,
Doch bleibt bei ihm dein Herz,
Du denkst nur ihn und leidest
Mit ihm den Todesschmerz.

Du folgst, gleich einem Lamme,
Dem Hirt zum Kreuzesstamme,
Umschlingst auf wunden Knie'n
Das Holz, und blikst auf ihn.

Und eh' sein Haupt sich neiget,
Entschwindet deine Kraft;
Sein brechend Aug' erreichet
Dich tief am Kreuzesschaft.
Du flehst: „Laß mich verkünden
Dich, der für unsre Sünden
Sich selbst zum Opfer bot,
Nach meinem frühen Tod!"

Du stirbst, doch selbst am Ende
Stellt sich die Liebe dar;
Noch winden deine Hände,
Dein goldnes Lokenhaar,
Sich um das Kreuz; es können
Die Schwestern kaum es trennen,
Die, treu dir zugethan,
Dem blassen Leichnam nah'n.

Nicht fern von Jesu Grabe
Nimmt dich die Erde auf;
Man pflanzt vom Zedern-Stabe
Das erste Kreuz darauf;
Alsbald, gleich schwanken Reben,
Sieht man ein Reis sich heben,
Das flatternd, zart geringt,
Den heil'gen Stamm umschlingt.

Und eine blasse Blume
Erblühet ernst und rein;
Sie trägt vom Leidenthume
Manch Bild im Stralenschein;

Sie blüht nur wenig Stunden,
Wird nie verwelkt gefunden,
Weil sie den Kelch verschließt,
Wenn Dämmrung sich ergießt.

Wikenblüthe.

Edlere Blüthen erkor wohl nicht die Schönste der Jungfrau'n,
Euer Innres ist weiß, rosig das wehende Blatt.
Bild der Geberin, tragt ihr die Farben der Unschuld und Liebe.
Rein im Herzen wie sie, sanft von Liebe umschwebt.
Ach, sie reichte mir euch beim Scheiden, und sollt' ich nicht fühlen,
Was ihr bedeutet? Was sie meinte mit diesem Geschenk?
Schon ist die Weisse dahin, nicht hell mehr die sanfteste Röthe,
Doch nie schwinde bei ihr Reinheit und liebender Sinn.

An die Blumen.

O sagt, wie nenn' ich euch, ihr Kinder Flora's, nur,
Um würdig euren Reiz zu singen?
Ihr gießt ein Meer von Wollust auf die Flur,
Durch euch verschönet sich die herrliche Natur.
Ihr seid die schlichten Sprecher des Gefühls,
Der Freundschaft alter Sold, bei häuslich frohen Szenen,
Und das gewagte Pfand des Minnespiels.
Euch ist der Ruhm vergönnt, die Schönheit zu verschönen,
Der Lorbeer, der sich froh in eure Ketten reiht,
Theilt gern mit euch den Stolz, ein Siegerhaupt zu krönen;
Ihr seid es, die zum Preis der Sittsamkeit

Das biedre Volk der Hütten weiht;
Euch streut die Zärtlichkeit auf der Geliebten Grüfte.
Selbst den Altar, wohin sich durch die Lüfte
Die Majestät des Ew'gen niederschwingt,
Umwallen eure süssen Düfte,
Wenn liebend sich der Lenz verjüngt;
Ein Blumenkranz, das Opfer eines Frommen,
Wird von der Gottheit selbst mit Beifall aufgenommen.

Reseda.

Mehr ist ihr Inneres werth, als ihre äussere Hülle.

Das Veilchen.

Das Veilchen, meidend eitlen Schein,
Hüllt schüchtern sich in grünen Rasen ein,
Und schimmert es, benezt vom Morgenthau,
Entdekt man mühsam kaum sein dunkles Blau.
Und ungesehn würzt es die Frühlingsluft,
Mit seinem milden, balsamreichen Duft.
Ein edles, weichgeschaffnes Herz ihm gleicht,
Das unbekannt dem Dürft'gen Lind'rung reicht.

Die Schlüsselblume.

Es mag Lieb und Jugend schwinden,
Wer sich ihrer weis' erfreut,
Wird auch noch in spätrer Zeit
Kränze der Erinnrung winden,
Unvergänglich, frisch und schön,
Und kein Sturm kann sie verwehn. —

Die Lilie.

O Lilie, Bild der Unschuld, blühe
In ewig jugendlicher Kraft,
Und aus der Brust des Menschen fliehe
Die zügellose Leidenschaft,
Durch Noth geläutert von der Sünde,
Geprüft am harten Mißgeschik.
Dein flekenloses Weiß verkünde,
Nur Unschuld schaff' ein dauernd Glük.

Der Zipressenzweig.

Zipresse, treu dem Sarkofage,
Beschirmst du des Entschlafnen Staub;
Du lispelst in des Dulders Klage,
Bist nicht für fremde Seufzer taub.
Du windest nicht die Lorbeerkränze
Des Ruhmes, nicht das Mirtenreis,
Der treu befundnen Liebe Preis;
Du blühst nur an des Lebens Grenze,
Schließt sich des müden Pilgers Lauf.
Und immer höher wirst du spriessen,
Wo dich der Liebe Hand gesezt,
Wo dich der Thau der Thränen nezt,
Die dem geliebten Todten fliessen.
Dich wird nicht schnell die Hand der Zeit,
Wie Lorbeer, Mirt' und Ros' entblättern,
Dich pflegt in Sturm und rauhen Wettern,
Die Liebe, Frrundschaft, Dankbarkeit.
Und wenn, verfolgt von Haß und Neid,
Im Lebenskampf es nie gelungen,
Daß er sich einen Kranz errungen,

Wenn ihm der Tod die Augen schließt,
Ein Reis, als Siegerpalme sprießt.

Die Lilie, das Veilchen und die Rose, an ein Mädchen.

Die Lilie.

Wähle mich! mit reinem Kleide
Schmükte mich der Mutter Hand,
Unschuld wurde mein Geschmeide,
Und so bin ich dir verwandt.

Das Veilchen.

Wähle mich, ein süß Verlangen
Wohnt in meinem zarten Blau;
Doch es kühlt die warmen Wangen
Freundlich mir der reine Thau.

Die Rose.

Wähle mich! denn treu behüten
Lehr' ich dich durch heil'ge Schaam
Deiner Jugend keusche Blüthen,
Ohne Reue, ohne Gram.

Moos.

Du Moos, welches bescheiden erglänzt im Schimmer des Abends,
Sei mir gegrüßt, du; an der Ruine gegrüßt.
Nimmer mit goldner Blüth' umkränzt dich der lustige Frühling;
Aber der Winter auch bleicht immer dein ewiges Grün.

Ernstvoll blikst du herab von des Doms stolzragender Kuppel;
Lächelst, im Hoffnung Gewand, noch an dem Steine der Gruft. —
So bescheiden und still, bist du mir des Weisen auch Sinnbild.
Nimmer von Freuden entflammt, nimmer von Kummer gebleicht.
Ernstvoll blikt er herab von des Glüks erhabenstem Gipfel;
Lächelt der Hoffnung Bild, noch an dem Steine der Gruft.

Das Schneeglökchen.

Was steht es doch so tief gebükt?
Des Frühlings erster Lebensbote,
Erhebe von dem kalten Tode
Sein Aug', daß es zum Himmel blikt.
Zum frommen Opfer ist's erlesen,
Das erste Kind der wachen Flur;
Das frühste Leben der Natur
Giebt sich dem ew'gen großen Wesen
Gesenkten Bliks, mit stillem Sinn
In Demuth hin.
Es blühet ja so weiß und schlicht?
Des Lenzes erstgebornes Leben
Muß bunter Farbenglanz umgeben,
Die Freude sonst verheißt es nicht.
Im sichern Bette hats geschlafen,
Mit weißer Hülle zugedekt,
Bis es die Mutter aufgewekt,
Die harten Stürm' es nimmer trafen.
Drum blüht's und trägt des Winters Kleid
Aus Dankbarkeit.

Welke Blätter.

Des Grüns beraubt sind jezt die Fluren,
Kaum sieht man spärlich hier und dort,
Noch einsam eines Blümchens Spuren,
Doch seine Blüth' ist längst verdorrt.
Leer sind die blumenreichen Räume,
Kein Rasen mich zur Ruhe winkt;
Auch seh' ich, wie das Laub der Bäume,
Vom Sturm geknükt, welk niedersinkt.
Ich seh' darin der Freunde Bild,
Die mir der Tod zu früh entrissen,
Vergebens rufen meine Klagen
Die schon Verklärten mir zurük.
Auch wird bei meinem Sarkofage
Der Wind durch dürre Blätter weh'n,
Doch bis dahin, entfloh'ne Tage,
Sollt ihr wie Schatten vor mir steh'n!

Die Palme.

Palmen, Simbole des Siegs, sind auch Simbole der Ehre;
Nicht nur Siegern allein, Bräuten auch trägt man sie vor.
Palmen kränzen den Mann, wenn er als Sieger einherzieht,
Palmen kränzen die Frau, welche den Sieger besiegt.
Wie es nichts Höhers giebt für den Mann, als zu siegen im Kampfe,
Giebt es nichts Höhers fürs Weib, als zu besiegen den Mann.

Das Wiesenblümchen.

Das Wiesenblümchen hab ich gern
Es blinket wie der Abendstern,
Am schönen Himmelsblau,
Auf ferner Au.

Es ist das Bild der Tugend mir:
Des unbesuchten Angers Zier.
Will es allein, in Still, allein
Und ruhmlos sein.

Von Mainacht-Kühle sanft bethaut,
Vom Hirtenmägdlein angeschaut,
Blikt es vergnügt umher.
Und wünscht nichts mehr.

Ich pflüke Wiesenblümchen dich,
Dein sanfter Schmuk erquiket mich:
Ich gäbe für Gewinn
Dich nicht dahin.

Der Blumenschlaf.

Blumen! — Kinder unsrer Mutter Erde,
Licht und Wärme weken mit dem: Werde!
Euch hervor aus kalter todter Ruh;
Doch, wenn Abendschatten um euch schweben
Schlummer sanft in euch das zarte Leben,
Und ihr schließt die jungen Augen zu.

Aber wenn des Morgens helle Stralen
Dunkle Nachtgewölke golden malen,
Wekt euch Licht und Wärme wieder neu;
Und ihr saugt in euch die jungen Lüfte,

Sonnenstralen, Thau und Aetherdüfte;
Blühet, athmet, duftet frisch und frei.

Fühlt ihr Leben? Wißt ihr von Empfinden?
Seh ich euch doch blühen, welken, schwinden —
Frühling, Herbst und Winter ward auch euch:
Eure Knospe gleicht der Jugendfülle;
Liebend duftet aus euch höh're Fülle;
Dann verwelkt ihr, wie das Alter, bleich.

Die Linde auf dem Kirchhofe.

Die du so bang den Abendgruß
Auf mich herunter wehest,
Zur Wolke schwebst, und mit dem Fuß
Auf Todtenhügeln stehest,
O Linde! manche Thräne hat
Den Boden hier benezet,
Und Menschenjammer blaß und matt,
Auf ihn sein Kreuz gesezet.

Die auf dem Einen Hügel hier
Geweint um ihre Lieben,
Die birgt ein andrer neben dir;
Und ihrer wenig blieben.
Sie Schlafen. Ach! um ihr Gebein
Verhallte schon die Trauer.
Du Linde rauschest ganz allein
In athemlose Schauer.

Vergebens läßt auf kühles Grab
Dein Zweig die Blüthe fallen;
Vergebens tönt von dir herab
Das Lied der Nachtigallen;

Sie schlummern fort. Du aber schlägst
In modervolle Grüfte
Die Wurzel, schmükest dich, und trägst
Empor die Blüthendüfte.

Auf Erden sieht man immer so
Den Tod an's Leben grenzen.
Doch ewig kannst du, stolz und froh,
Die Aeste nicht bekränzen;
Es troknet schon der Jugend Saft
In dir; Verwesung winket,
Bis endlich deine lezte Kraft
Dahin auf Gräber sinket.

Wenn aber dein Geflüster auch
Verstummt an diesen Hügeln,
So bringet neuen Frühlingshauch
Der West auf Rosenflügeln.
Damit die Felder wieder blühn,
Umwallt er Berg und Gründe;
Will deinen Sprößling auferziehn,
Und krönt die junge Linde.

Wohl uns! Der grosse Lebensquell
Versiegt dem Geiste nimmer.
Das Kreuz auf Gräbern, wie so hell
In dieser Hoffnung Schimmer!
O Linde! gern an deinem Fuß
Hör' ich des Wipfels Wehen:
Dein feierlicher Abendgruß
Verkündet Auferstehen.

An die Rose.

Rose, komm! der Frühling schwindet;
Veilchen haben dich verkündet,
Maienblumen starben hin:
Oeffne dich beim Luftgetöne
Dieser Fluren; komm, o schöne
Holde Blumenkönigin!

Als du kamst im ersten Lenze,
Hingen tausendfache Kränze
Schon um Anger, Berg und Thal;
Ufer lokten, Wälder blühten,
Pomeranzenhaine glühten
Weit umher im Sonnenstral.

Libanons umwölkte Gipfel
Hoben ihre Zederwipfel
Duftend in den Morgenschein;
Doch auf demuthsvollem Throne
Solltest du der Schöpfung Krone,
Der Geschaffnen Wonne sein.

Und du giengst mit leisem Beben
Aus der zarten Knos'p in's Leben;
Erd' und Himmel neigten sich;
Und es huldigten die Wiesen;
Nachtigallenköre priesen,
Alle Nimpfen liebten dich.

Goldne Schmetterlinge schlugen,
Froh die Flügel; Winde trugen,
Wo die Luft in Jubel war,
Deinen Balsam; Herzen pochten
Dir entgegen; Mädchen flochten
Unter Perlen dich in's Haar.

Die von Weiberanmuth sangen,
Malten sie mit Rosenwangen;
Jede Seele, gut und mild,
Arglos, unschuldvoll, bescheiden,
War in ihren höchsten Freuden
Dein getreues Ebenbild.

Und der Schönheit und der Jugend
Wächterinnen, Scham und Tugend,
Zu den Knospen hingebükt,
Hüllten unter deinem Namen
Ihr Geheimniß; Bräute kamen
Nicht umsonst mit dir geschmükt.

Da begann der rohe Zecher
Den von dir umblümten Becher
Keuschen Grazien zu weihn.
Allen Helden, allen Göttern
Ging das Volk, mit deinen Blättern
Weg und Tempel zu bestreun.

Mit verjüngten Herzen schlichen
Greise zu den Wohlgerüchen
Deines vollen Kelchs herbei;
Lehrten segnend ihre Söhne,
Daß hienieden alles Schöne,
Selbst die Rose sterblich sei.

An des Freundes heil'gem Grabe
Wurdest du zur lezten Gabe
Seinem Schatten dargebracht;
Solltest ihm den Pfad umschlingen,
Thränen ihm und Küsse bringen
In die leere Todesnacht.

Fromme fingen an zu loben,
Seh'n gen Himmel, liessen droben,

Zwischen Palmen ewig grün,
In des Paradieses Hallen,
Wo die reinen Geister wallen,
Dich zum Siegeskranze blühn.

Rose, komm! In stiller Feier,
Unter jungfräulichem Schleier,
Warten Lilien auf dich;
Und für deine Schönheit offen
Steht mein Herz in süßem Hoffen;
Liebeshauch umsäuselt mich.

O wie friedlich, o wie lauter,
Diese Liebe! Wirst mich, trauter
Als der Morgensterne Pracht,
Von der Weisheit unterrichten,
Die so stolz der Berge Fichten,
Dich so klein und schön gemacht.

Daß in deinem holden Wesen
Wir der Seelen Unschuld lesen,
Uns die Brust von Ahnung schlägt;
Daß der Geist der niedern Blume
Unsern Geist zum Heiligthume
Schöner Gottesengel trägt.

Dritte Abtheilung.

Religiöse Naturbetrachtungen.

Die Stufenleiter in der Schöpfung.

Die göttliche Haushaltung in der Natur hat meine Seele schon oft mit unbeschreiblichem Erstaunen und Entzüken erfüllt, und noch oft werde ich zur Betrachtung derselben zurükkehren.

Denn wenn ich das ganze unermeßliche Weltgebäude als das Haus Gottes, meines himmlischen Vaters, ansehe, wenn ich, der ich nicht fähig bin, das Unendliche mit meinem Geiste zu ermessen, nur einen geringen Theil von der wunderbaren Schöpfung zum Gegenstande meiner Aufmerksamkeit mache — wenn ich denn auch in diesem kleinsten Theile der von Gott geschaffenen Dinge wiederum dieselbe Vollkommenheit und Unermeßlichkeit entdeke, die im ungeheuern Raume des ganzen Weltalls prangen, so zittert meine Seele in einer stillen Wonne, die keine Sprache nennt; so fühle ich mich selbst wie aufgelöset in meinem Gott; ich bin von himmlischen Offenbarungen umgeben; eine Thräne des Entzükens füllt meine Augen; ich möchte beten, und bin allzubewegt, und kann es nicht und meine Thräne wird Psalm auf Gott.

Wohl sehnt sich mancher schwache Sterbliche nach ausserordentlichen Dingen, (und erwartet Zeichen vom Himmel.)

Kurzsichtiger! was deine Hand berührt, ist wunderbar, du kennst es nicht; dein Fuß wandert durch den Staub, aber er schwebt über Welten, die du nicht ahnest; du siehst die erstaunlichsten Erscheinungen mit deinen Augen, und sie bleiben dir dunkel.

Hast du eine würdige Vorstellung von der Allmacht, von der Weisheit und Größe deines Schöpfers? — Nun wohl, so würdest du wissen, daß in diesem Hause der Gottheit, in dem unendlichen Palast des Weltalls, nichts zu klein, nichts zu gering ist. Was sind doch die Reichthümer und Herrlichkeiten eines Königs, dessen Wohngebäude du mit Verwunderung anstaunst, dessen Marmorsäle, dessen Goldschmuk in den Zimmern, dessen Teppiche und Gemälde dich entzüken! Es ist nur Staub, aus todtem Staube gesammelt, von kunstreichen Händen an einander geordnet. Unendlich grösser, als ein sterblicher König, ist der Herr aller Welten, und unendlich prachtvoller ist das Weltgebäude, von dem dich die allgegenwärtige Majestät Gottes anstralt.

Nichts ist in diesem unermeßlichen Palast zu klein, zu gering; Alles hat seine hohe Bedeutung, Alles steht darin mit einander in ewiger Verknüpfung.

Vom umwölkten winterlichen Himmel sinken Tausende von Schneefloken. Unter dem vergrössernden Glase erscheint jeder dieser Schneefloken wie ein Stern, regelmäßig, mit hundert kleinern glänzenden Fasern, und mit solcher Zartheit und Schönheit geordnet, daß keine sterbliche Hand den vom Himmel gefallenen silbernen Stern nachbilden könnte. Er fällt auf deine Hand; es zerschmelzen von ihrer Wärme die wunderbaren Kristalle des Eises. Statt des Sternes hast du einen leichten Thautropfen, dessen Wasser verdünstet; das in Dunst verwandelte Wasser steigt aufwärts und der gefallene Silberstern des Schnees kehrt in luftiger Gestalt zu seinen himmlischen Quellen zurük. Er hat seine Bestimmung nun erfüllt; er hat dich zur Aufmerksamkeit an die göttliche Wunderwelt gezogen, inzwischen Millionen andere Floken den

Erdboden erwärmend umhüllen, um die Saaten des Landmanns und die Pflanzen deines Gartens gegen den Frost zu beschirmen.

Als Gott einst das hohe Allmachtswort sprach: das Weltall werde! und sein Weltall ward, und sich glänzend und herrlich in unvergänglicher Pracht bewegte, da war nichts von dem, was geworden war, vergebens da; auch der Wurm im Grase hatte seine Bestimmung für das Ganze, und das Samenstäubchen hatte einen göttlichen Beruf erhalten. Alles ist in dieser unendlichen Schöpfung für ein einzelnes Wesen da, und das Einzelne muß da sein für das unermeßliche All. Durch die ganze Einigkeit der Dinge herrscht allgemeine, innige Verwandtschaft, und in der allgemeinen Harmonie steht das Höchste mit dem Tiefsten, das Entfernteste mit dem Nächsten. Auch du, o mein Geist, bist ein Theil dieses glanzvollen, in unendlicher Weisheit gegründeten Reiches; Alles ist für dich, und auch du bist für das All.

Ich sehe in der langen unermeßlichen Kette der geschaffenen Dinge eine bezaubernde Mannigfaltigkeit und ein allmähliges Fortschreiten vom Unvollkommenen zum Bessern, vom Bessern zum Vollkommenern, vom Vollkommenern zum Vollkommensten. Diese Kette umschlingt alle Wesen, und die entferntesten Wesen hängen als Glieder an ihr. Sie ruht auf der bunten Oberfläche des Erdballs, geht durch die Tiefen des Meeres, sinkt bis in die Eingeweide unsers Weltkörpers; sie steigt hinauf durch die Lüfte und Wolken, dringt in die endlosen himmlischen Räume, und verschwindet unserm Blik in den ungeheuern Fernen, wovon nur noch einzelne Glieder als matt schimmernde Gestirne herniederfunkeln.

Dies ist die wahre Himmelsleiter der Schöpfung, wo sich von Stufe zu Stufe die Vollkommenheiten vermehren, vom Staube, der unsern Fuß umspielt, bis zum Seraf, der durch die verklärtere Ewigkeit wandelt.

Und diese Stufen — so niedrig und arm ist der Mensch, daß seine Sprache ihre Zahl nicht ausdrüken kann! — Noch

kennen wir nicht alle Arten von Pflanzen, die auf Erden wachsen, und doch kennen wir schon mehr denn zwanzigtausend Arten, alsa zwanzigtausend Sprossen in der irdischen Schöpfungsleiter. Und unter diesen Pflanzen ist vielleicht keine, die nicht eine oder mehrere Arten von Thieren ernährt. Die Thiere, oft bis zur Unsichtbarkeit klein, wohnen auf oder in ihnen, und dienen andern wieder zur Nahrung. Es sind eben so viele kleine Welten, die wieder andere kleine Welten in sich schließen.

Ein Reich dunkler Kräfte, deren Wirkungen wir mit Erstaunen wahrnehmen, verbindet die Urstoffe alles Irdischen. So entstehen Wesen und Wesen. Sie verwittern, sie verwelken, sie sterben, verschwinden, und ihre Theile gehen als Urstoffe in neue Verbindungen, in neue Gestalten über. Könnte unser Auge erleuchtet das dunkle Gebiet jener nach ewigen Gesezen wirkenden Kräfte anschauen: es würde der Schleier von einer ganz neuen Welt aufgezogen werden; die ganze Natur, dann gleichsam durchsichtig geworden, würde uns keins mehr ihrer Geheimnisse verbergen. Hier würden wir sehen, wie in den finstern Klüften des Erdballs sich die Metalle erzeugen, dort, durch welchen Zauber die Rose sich mit der lieblichsten Röthe schmükt.

Himmlische Geister, Wesen höherer Art, erhaben über uns, wie wir erhaben stehen über dem Wurm, der am Morgen geboren wird, und Abends vor Alter stirbt, — himmlische Geister! vielleicht sehet ihr mit hellem Blik in das Unergründliche, das für uns noch im Schatten liegt. O ihr Seligen, ihr seid der Schöpfung Zeugen, und Lichtstralen umschweben euch, wo wir unter finstern Räthseln irren, die der Verstand keines Sterblichen lösen kann! Ihr nur sehet Gott, den ewigen Vater, heller, als wir; ihr wohnet in der Klarheit seiner Wunder.

Felsensteine, Erden, die mannigfaltigen Metalle und Salze sind unsern Augen nur rohe Stoffe, ohne Leben, ohne besondere Werkzeuge zu eigener Vermehrung und Ver=

vollkommnung. Sind sie aber die untersten Glieder an der unendlichen Kette alles Erschaffenen? Und doch, welche Pracht schon in ihnen! Bezwingt nicht des Goldes und Silbers Gewalt selbst die Herzen der Menschen? Wie stralt der feste Diamant, und wie lieblich leuchtet der Rubinen röthliches Licht!

Schon kennen wir viele Tausende von Steinarten, und noch kennen wir sie nicht alle. Sie erscheinen in allen Gestalten, und spiegeln mit allen Farben. Die regelmäßigen Bildungen der Kristalle entzüken das Auge; kein irdischer Künstler kann so genau und zierlich schneiden, als die Natur diese Steine formte.

Manche Steine sind wie Kräuter aus zart zusammengelegten Blättern gebildet; der Asbest ist aus langen, feinen Fäden zusammengeballt, die man von einander lösen und zu Gewändern verspinnen und weben kann; andre Steine wachsen als feines glänzendes Haar, und manche edle Metalle treiben zwischen Felsenrissen gleich Bäumen mit Aesten und Laubwerk, andre erscheinen wie niedrige Moose und Steinflechten.

Hier bildet das Steinreich den allmähligen Uebergang zur Pflanzenwelt, welche von einer endlosen Zahl der Gräser und Halmen, der Kräuter, Stauden, Gesträuche und Bäume bevölkert ist. Welche unübersehbare Stufenfolge immer grösserer Vollendung steht zwischen der Trüfel, welche, wie ein Erdklumpen, ohne Wurzel, ohne Zweig unter dem Boden anschwillt, und der Rose, welche eine Königin der Gärten heißt! — oder zwischen dem Schwamm und Pilz, der in einer Nacht aufschießt und der erhabenen Eiche, die Jahrhunderte wächst, oder dem Kateloschenbaum Afrika's, der Jahrtausende wächst, und in dessen Schatten sich ein ganzes Thal verbirgt!

Die Pflanzen edlerer Art nähern sich schon in ihren Verrichtungen den Thieren. Geboren aus dem milchreichen Samen, wie das Thier aus dem Ei, saugen sie aus der

Erde ihre Nahrung, und die Wurzel ist ihr Mund. Wie das Blut in den Thieren, steigen in ihnen Säfte verschiedener Art auf und ab. Sie dünsten aus, wie die Thiere, und sterben ohne Nahrung oder zu starker Hize oder der Kälte, wie die Thiere.

Viele Pflanzen haben einen Schlaf, den sie Abends mit Sonnenuntergang durch das Zusammenlegen ihrer zarten Blätter verkünden, andre erwachen und entfalten sich erst des Nachts. Das schüchterne Fühlkraut verräth sogar thierische Empfindungen: es legt, wird es verwundet, seine Blätter zusammen, und zieht seine Zweige ein.

Hier ist die verschwimmende Grenze, wo Pflanzen- und Thierreich an einander hängen. Die edle Blutkoralle wächst baumförmig im Grunde des Meeres, aber sie enthält einen nakten Wurm, der dies steinigte, harte Gewebe aufführt und lebt und sich nährt. Ganze große Inseln des Meeres sind aus Korallen, aus diesen Gebäuden schwacher Würmer, hervorgegangen, und tragen jezt Wälder und Dörfer.

Unmerklich, wie der Uebergang von der vollkommensten Pflanze zum unvollkommensten Thiere, welches schon Empfindung und willkürliche Bewegung hat, schreitet die steigende Vollendung durch die ganze Kette der Thierwelt, von den einfachen Korallen zu den Muschelthieren, von den Muscheln zu den Insekten und kriechenden Thieren, von dem Geschlecht der Schlangen zu dem Aal des Wassers und zu den Wundern der Meere, durch die Legionen der Fische bis zum Seelöwen und dem geflügelten Fisch, der sich in die Luft erhebt. Der Vogel, den statt der Schuppen Federn, statt der Flossen Flügel zieren, durchschwebt die Regionen der Wolken. Aber unter diesen gefiederten Thieren nähert sich den vierfüßigen Geschöpfen der erhabene Strauß in den Wüsten, der mehr läuft als fliegt, und dessen Flügel nur den Dienst der Füsse erleichtern.

Die vierfüssigen Thiere kommen in tausend mannigfal-

tigen Abstufungen allmählig der menschlichen Gestalt näher und der Affe zeigt schon hohe Aehnlichkeit mit dem Menschen.

Der Mensch aber selbst, das erhabenste Glied der irdischen Wesenkette, geht mit aufgerichtetem Antlize durch die Welt; sein Auge sieht zum Himmel; er beherrscht die Reiche der Steine, Pflanzen und Thiere. Er stürzt den Adler aus der Luft, er zieht den Fisch aus dem tiefsten Meeresgrunde. Ihn leitet nicht mehr der blinde, dunkle Instinkt oder Naturtrieb, sondern eine Alles beleuchtende Vernunft ist sein Eigenthum. Er hat den freien Gedanken und die Gabe der Sprache. Mit seinem Geiste erhebt er sich weit über sein eignes Selbst; ihm stralen die ersten Funken göttlicher Offenbarung in die Seele — der Mensch allein weiß hienieden von einem Gott. Er erhebt sich bis zu Ihm und sinkt sich vor seinem Throne nieder, und betet Ihn im Staube der Erdenwelt an.

Vom himmlischen Licht erleuchtet, eilt er den Weg zur Ewigkeit, und strekt mit zitternder Freude die Hand nach der Krone der Unsterblichkeit aus, und schmükt damit sein unvergängliches Haupt. Welch ein ungeheurer Zwischenraum dehnt sich nicht zwischen dem todt fliegenden Samenstaub und der erhabenen Menschenseele aus, die Gott denkt! Welche Millionen Stufen und Stufen in unabsehbaren Reihen vom niedrigsten Geschöpf, das wir kennen, bis zu der Höhe, wo der Mensch steht!

Danke also, liebe Jungfrau! bei jeder Naturbetrachtung, dem guten Vater im Himmel, der dich auf eine so hohe Stufe gestellt! Suche ihrer würdig zu werden durch eigne Vervollkommnung, durch tugendhaften Sinn und Wandel!

Freigebigkeit der Natur.

„Schmeket und sehet wie freundlich der Herr ist!“ ruft uns der heilige Psalm in die Seele. Wohl jeder Tag im Jahre giebt uns Anlaß, die Güte und Freundlichkeit unseres Gottes zu bewundern; doch am meisten immer die Jahreszeit des Herbstes. Da ist es wo der Schöpfer allen seinen Erschaffenen auf Erden gleichsam das tägliche Brod austheilt, und ihre Vorrathskammern für viele Monate anfüllt, damit Keins verderbe. Es ist keine Wiese, kein Wald, es ist kein Garten, kein Aker, der nicht ein Schauplaz des himmlischen Segens gewesen wäre, oder noch jezt ist; wo nicht die Schäze der Erde ausgebreitet lagen, oder noch liegen, allen Kreaturen ein Trost. Und wenn schon hin und wieder eine Hagelwolke, ein allzugrosser Regen, eine allzugrosse Dürre, ein früher Frost einigen Schaden stifteten: die verdoppelte Fruchtbarkeit andrer Erdstriche giebt doppelten Ersaz. Es soll Keins verderben. Länder welche durch Unfruchtbarkeit des Bodens litten, empfangen Hilfe von andern Gegenden. Es entsteht zwischen den Völkern ein wohlthätiger Umtausch und Handel. Es giebt jedes seinen Ueberfluß dem andern, um dafür zu empfangen, was ihm selber mangelt.

Allerdings wird auf diese Art ein theilweises Fehlschlagen der Ernte, eine theilweise Unfruchtbarkeit des Bodens zum wahren und grossen Segen des menschlichen Geschlechts, wenn gleich einige Personen darunter leiden mögen. Gott will nämlich, daß unter uns Einer des Andern Diener sei, daß Einer dem Andern nüze mit seinen Vorzügen und Gaben. Eine solche durch Mangel und Ueberfluß erzeugte Verbrüderung der einzelnen Sterblichen, und ganzer Völker und ganzer Welttheile, ist wahrlich mehr werth, als wenn wir Alle im Ueberflusse schwämmen und Keiner des Andern bedürfte. Denn wir sollen doch nie vergessen, daß wir nicht auf

Erden sind für Speise und Trank und Sinnenlust, Bequemlichkeit, Schlaf und Wachen, gleich den Thieren; sondern für etwas Höheres, nämlich für die Erhebung, Läuterung und Vergöttlichung unsers unsterblichen Geistes. — Wir sollen doch nie vergessen, daß wir nicht den Geist empfangen haben als ein Werkzeug des Körpers, und daß er dem Leibe und dessen Bedürfnissen und Gelüsten diene; sondern daß der Leib nur ein Werkzeug und Diener des Geistes sein solle, damit derselbe sich jede Vollkommenheit leichter zueigne. Darum ist engere Verbindung der Menschen mit Menschen, der Nazionen mit Nazionen nothwendig, daß Gott dem Andern Hand biete; daß Einer den Andern zum Wetteifer im Guten reize; daß Einer den Andern belehre. — Und zu solcher gegenseitigen Verbindung und Hilfe ist kein gewaltigerer Reiz, als theilweiser Ueberfluß und Mangel.

Es ist gut, daß wir, im Herbste besonders, die ungleiche Vertheilung der irdischen Güter und des Erntesegens aus diesem erhabenen Gesichtspunkte betrachten, um richtiger zu urtheilen; um, wenn wir schlechtere Ernte erhielten, als unser Nachbar, uns darüber mit Würde und Wahrheit zu beruhigen; oder, wenn uns Gottes Segen ganz ausgezeichnet beglükte, desto klarer unsre Pflichten zu erkennen, die wir damit gegen andre Menschen empfingen.

Es ist ja im ganzen Weltall nichts von Ungefähr, sondern Alles hat seinen guten Zwek, und Alles muß sein, wie es ist und kommt, damit das grosse Ganze wohl bestehe. So sind die theilweisen Störungen in der allgemeinen Fruchtbarkeit des Erdbodens, so ist der Segen, der dich, der Mangel, der den Nachbar trifft, kein blosser Zufall. — Was ist denn Zufall und Ungefähr? Wäre es etwa ein Geschik, das wider das Vorherwissen des Allweisesten geschähe? Welch ein Unsinn!

Es ist kein Zufall im Gelingen und Mißlingen der Ernten. Darum, kristliche Jungfrau! welches Loos dich

auch getroffen, nimm du nicht selbst dies Loos im verkehrten Sinn, sondern wisse, was dir geschah, war berechnet. — Es war berechnet, sowohl für das Heil des Ganzen, als für dein eignes. Die höchste Weisheit gab es dir; die reinste Vaterliebe gab es dir; darum empfange es mit kindlich dankbarer Liebe. Schmeket und sehet, wie freundlich der Herr ist; wohl dem, der auf ihn traut.

So veränderlich auch in Rüksicht der Fruchtbarkeit des Bodens die Jahrgänge sein mögen, ist doch so viel gewiß, daß im Ganzen die Fruchtbarkeit der Erde zur Erhaltung ihrer Bewohner eben so wenig abnimmt, als die Vaterliebe des höchsten Wesens gegen seine Geschöpfe. Es kann sein, daß durch Krieg oder Ueberschwemmungen, durch Pestseuchen, welche weite Landstriche menschenleer machen, oder durch Erdbeben und Verschüttungen ehemals blühend gewesene Gegenden Wildniß und Wüste werden. Aber dagegen wird die Schöpfungskraft der Natur unter audern Himmelsstrichen nur thätiger. Und ob auch ein Jahrzehnd vollkommen unfruchtbar ausfiele, kann ein einziger gesegneter Herbst Alles wieder ausgleichen.

Die Freigebigkeit und Kraft der Natur ist unbeschreiblich, jeden Schaden, wäre er auch noch so groß, schnell wieder zu ersezen. Das feste Land hätte nicht Raum genug, alle Weltmeere, alle Ströme, alle Bäche des Erdbodens wären zu eng, der athembare Luftraum über unsern Häuptern viel zu niedrig und beschränkt, wenn aller Samen, den die Natur jeden Herbst mit verschwenderischer Hand ausgestreut, gedeihen könnte und müßte.

Brächte irgend eine Pflanze nur eine einzige Frucht zur Reife mit zwei Samenkörnlein, so würde das folgende Jahr schon zwei dergleichen, das zweite Jahr vier, das dritte Jahr acht dergleichen Pflanzen sehen; nach zwanzig Jahren wären von derselben schon eine Million einundneunzigtausend zweihundert sechsundneunzig Stük vorhanden. Nun aber, wie eine unbeschreibliche Menge von Samen trägt

nicht jede Pflanze, vom kleinsten Grashalm bis zur höchsten Tanne! — In einer einzigen Sonnenblume hat man schon bei viertausend Samen gezählt; in einer Mohnpflanze mit vier Mohnköpfen hat man in jedem Kopfe zehen Abtheilungen, und in jeder Abtheilung achtzig Samen gefunden: folglich hat ein einziges ausgesäetes und zur Frucht gekommenes Körnlein Mohnsamens zu dreitausend zweihundert andern Mohnpflanzen den Samen hervorgebracht. — Welch ein unermeßlicher Reichthum der Natur! Und doch ist dies nur ein Werk eines einzigen Jahres bei einer solchen Pflanze; aber viele Gewächse leben auch mehrere Jahre mit gleicher Fruchtbarkeit; manche, gleich der Eiche, zwei und drei Jahrhunderte. Was eine einzige Tanne im Zeitraum von hundert Jahren ihres Lebens in Samen hervorbringt, könnte kaum gezählt werden, zumal wenn man annehmen wollte, daß jedes Sämlein wieder einen samentragenden Baum hervorbrächte.

So groß die Menge der Geschöpfe auf Erden ist, welche Nahrung fordert: immer ist sie doch klein zu der schwelgerischen Fülle, mit welcher die Natur sie alljährlich zu bewirthen trachtet. Es wird bei weitem nicht Alles in einem Jahre verzehrt, was nur das Pflanzenreich Genießbares hervorbringt. Ein großer Theil des Gastmals wird gleichsam wieder abgetragen vom großen Gottestische, und verdirbt, nein, sondern dünget und befruchtet die Erde.

Eine gleiche Freigebigkeit beobachtet die Natur mit den Gaben des Thierreichs. So viele Thiere alljährlich dahinsterben, theils weil ihre Lebenszeit vollbracht ist, theils weil sie andern zur Nahrung dienen müssen: wird dennoch immer davon ein hinreichender Vorrath vorhanden sein.

So ist die Freigebigkeit der Natur nur durch die Weisheit und Güte des Schöpfers begrenzt, daß eben in Allem genug sei, damit Alles bestehe. Darum ward auch jeder Weltgegend immer dasjenige vorzugsweise als Eigenthum gegeben, was für sie das Nüzlichste ist, an Pflanzen, Thie-

ren und andern natürlichen Schäzen. Den kalten Himmelsstrichen wurden hohe, weit verbreitete Waldungen zu Theil, den heißen Ländern kühlende Früchte nnd kräftige Gewürze, die von der allzugroßen Wärme erschlafften Gefäße des menschlichen Leibes zu stärken. Was allen Gegenden heilsam ist, ward allen in der Ernte gegeben. Perlen findest du in wenigen Meeren und Flüssen, Gold in wenigen Bergen; aber Salz bricht in Felslagern, sprudelt aus Quellen, legt sich an Meeresklippen an; und das höchst nuzbare Eisen wird in den meisten Ländern gewonnen. Der Löwe und Tiger liebt die Wüsten heißer Länder; der Wolf und Bär die Einöden des Waldes und Gebirges. Vergebens würde man sich Mühe geben, ihre Vermehrung in Gegenden zu versuchen, die außer dem engen Bezirk liegen, welchen ihnen die Natur anwies. Aber das edle Roß, das nüzliche Schaf, das Schwein, die Ziege, werden leicht in kalten wie in heißen Gegenden so einheimisch, als sie in unsern gemäßigten Landesstrichen sind.

Doch was wage ich, den Haushalt Gottes in seiner wunderbaren Anordnung der Erde und ihrer Bewohner, der Jahreszeiten und ihrer Wirkungen zu beschreiben! Indem ich nur den flüchtigen Blik darauf hinlenke, verliere ich mich in das unendliche Mannigfaltige von Schöpfungen und Verhältnissen; und ich sehe tausend Dinge, deren Zwekmäßigkeit in Allem und für Alles mich in Erstaunen sezt, und sehe Millionen Dinge, von denen ich in meiner Unwissenheit nicht sagen kann, warum sie sind. — Allein mein Glaube hält an Gott. Ich habe genug gelernt, um zu begreifen, daß Alles nothwendig sei, was der Herr schuf; und daß Alles nothwendig sei, weiß ich, weil ich seine überschwengliche Liebe kenne.

Ich schmeke und sehe in dem Segen jedes Herbstes, wie freundlich der Herr sei. Wohl dem, der auf ihn trauet.

Was sollte dem Menschen auch wohl ein festeres, innigeres Vertrauen auf die freundliche, natürliche Fürsorge

Gottes einflößen, als solch ein stiller Blik auf die Wunder der Herbstzeit! Da enthüllt sich am sichtbarsten bei einer Mannigfaltigkeit von Schäzen, welche die Natur uns zum Genusse darbietet, der Wille des Höchsten, Alles aufrecht zu halten und jedem das Seine zu geben, so lange das Dasein auf Erden währt. — Wozu nun der Kummer für die künftige Tage?

Es spricht der Herbst: Gott lebt, Gott gibt! — Und der Mensch hört es und sieht es, und schmekt es wie freundlich der Herr ist — dennoch mangelt das rechte kristliche Vertrauen im Herzen so manches Kristen. Es spricht der Herbst: Was der Vater verheissen, das weiß er dem Kinde auch wohl zu erfüllen. Siehe, was dich im Frühling als Blume anlächelte vom Baume herab, das duftet dich jezt als süsse, nahrhafte Frucht an. Dennoch geht der bange, schüchterne Mensch in selbstgeschaffener Noth umher, so tief gebeugt, als hätte er keinen Vater im Himmel. — Ach, ohne ihn wäre wohl das ganze Leben werthlos.

Du sagst zwar: Ich habe Zuversicht auf Gott. Aber warum wird dein Auge finster, wenn du an den Verfall deines Wohlstandes, an das Stoken deines Handels und Gewerbs, an die Verdienstlosigkeit dieser Tage denkst? — Irdische Bedürfnisse sind wünschenswerth; irdisches Gut ist behaglich. Aber Freiheit und Losgebundenheit des Geistes von aller Herrlichkeit, welche die Erde giebt, ist noch unendlich preiswürdiger; denn solche Freiheit ist der Zwek unseres Lebens. Begreifst du den Sinn dieser Worte nicht, so wirst du ihn erst in der Schule der Noth verstehen lernen. Je mehr dich die Erschütterung deiner häuslichen Umstände, der Verlust dieses oder jenes Genusses schmerzt, nothwendiger war dir jene Erschütterung, dieser Verlust. Ohne sie hättest du gemeint, das Leibliche, Sinnliche, sei Alles; du wärest im Irdischen untergegangen; du hättest den Geist im Staube erstiken lassen.

Blike auf Gott, und sei genügsam mit demjenigen Maß

seines Segens, welches er deinen Arbeiten bestimmt. Lerne Alles, reich sein und arm sein, je nachdem die Zeiten und Umstände wechseln. Was liegt daran? Wenige Jahre, und du wandelst nicht mehr auf Erden. Aber das verliere nicht: im Wechsel der Zeiten und Umstände immer derselbe zu bleiben, wahrhaft, unschuldig, menschenfreundlich! Daran liegt viel. Wenige Jahre, und du wandelst nicht mehr auf Erden; was aber du gewesen bist, das wirst du im Ewigen sein. Die irdischen Ernten sind für das Jahr; es giebt aber eine geistige, heiligere Ernte, ohne welche das ganze Dasein werthlos wäre.

Wohl dem, der auf Gott trauet! Denn ein solcher bemächtigt sich einer Ernte, die keine Witterung, keine Menschenlaunen zu fürchten hat. Und sammelt er nicht äussere Schäze, er gewinnt doch, was allen Reichthum übertrifft, und durch alles Gut der Welt nicht gekauft wird, inneres Glük. — Mögen dann die Stürme des Krieges alle Ernten deines lebenslangen Fleisses vernichten — das stille Glük eines mit Gott innig vereinten Gemüthes können sie dir nicht zerstören. — Vertraue Gott, fürchte nichts. Gehe muthig in deinen Berufswegen hin: Du bist in der festesten Burg, wo du am meisten göttlich thust. Was noch Uebels geschehen könnte, erwäge nicht, ohne immer dabei zu denken, was Gutes auch damit begegnen werde. Zwar du siehest nicht viel Gutes vor; aber weißt du denn auch gewiß, wie viel Böses kommt? — Aengstige dich nie um das, was werden wird; das Unglük, selbst das größte, ist nur ein augenbliklicher Streich, und dann vorüber. Aber die in das Künftige hinauswitternde Angst des Menschen ist muthwillige Lebensvergiftung, und eine willkührliche Schöpfung von zehntausendfachem Unglük.

Schmeket und sehet, wie freundlich der Herr ist. Wohl dem, der auf ihn trauet! — Und ich will es, mein Gott, mein Schöpfer, der über die Seligkeit einer ganzen Welt, und über die Glükseligkeit des Wurmes mit gleicher Liebe

waltet — ich will auf dich trauen. Ich will all mein Anliegen, meine Angst, meine Sorge auf dich werfen; Du wirst mich, und die, so du mir gegeben, wohl versorgen. Ich fürchte kein Unglük mehr, denn du bist bei mir. Und bist du mit mir, wer kann wider mich sein?

O wie unrecht thue ich, daß ich bei jedem Sturme, der in der Nähe tobt, oder in der Ferne droht, so schnell verzage! Hast du mir nicht schon in meinem Lebenslaufe genug bewiesen, wie du dann am wunderbarsten mir nahe warst, wenn ich glaubte ganz einsam zu stehen, und die Beute des Elendes werden zu müssen? Ist deine Güte nicht jeden Morgen neu? Ist der Segen dieser Herbsttage nicht ein neues Unterpfand deiner nie ermüdenden Huld und treuen Fürsorge?

Du hast mir mein Heil versprochen. Soll ich, umringt von der Menge deines Segens, an deinem Wort und deiner Hilfe zweifeln?

Empfindungen des Kristen an einem Herbsttage.

Nichts macht einen allgemeinern und schönern Eindruk auf die Menschheit, als der immerdar mit eigenthümlichen Reizen verbundene Wechsel der Jahreszeiten. Dieser Wechsel, indem er uns zwar an die Unbeständigkeit der Dinge auf Erden überhaupt erinnert, hat doch für den Sterblichen seine besondere Süssigkeit. Der Mensch, selbst von irdischer Natur, liebt, wie alles Irdische, das Veränderliche und die Verwandlungen. Er gefällt sich wohl darin. Und in allen Verwandlungen der Natur, und in dem Wiedererscheinen der gewesenen Auftritte der Schöpfung liegt für ihn die Ahnung, die Hoffnung seiner eigenen Bestimmung verborgen, seiner künftigen Verwandlung, und

seiner Wiedererscheinung im Ewigen unter ganz andern Umständen und Verhältnissen. Er sieht in den ewigen, unausweichlichen, ehernen Gesezen Gottes, in denen sich alle Erscheinungen der Schöpfung bewegen, verschwinden und wiederkehren, eine Bürgschaft, eine ewige, himmlische Zusage seiner eigenen Fortdauer und Verherrlichung; denn auch er ist ein Theil der Schöpfung, da er mehr, als Pflanze, Stein und Thier, den Gang der Schöpfung selbst, und den Gang des Schöpfers erkennt.

Der abwechselnde, immer wiederkehrende Tanz der Jahreszeiten um das Leben der Sterblichen gehört zu den reichsten Quellen der Freuden. Diese Freuden sind freilich nicht rauschend, sondern still aber sie durchdringen die Seele tief bis in ihr Innerstes. Sie bestehen blos aus dem Angenehmen, was der Reiz der Rauheit und Mannigfaltigkeit gewährt; nicht blos aus dem Gefühl einer anmuthigen Gegenwart, das die Jahreszeit hervorbringt: sondern aus mancherlei schönen Erinnerungen, die aus dem Hintergrunde der Vergangenheit hervorblühen, und aus mancherlei Erwartungen, die uns lächelnd aus dem dunkeln Schoos der Zukunft zuwinkt.

Ueberhaupt leitet nichts so sicher zum Genuß entzükender Empfindungen, zu einer stillen Wollust der Seele, als die Natur, als die sich ewig gleich und schön bleibende göttliche Schöpfung. Das Leben im Gewühl der Menschen hat zwar auch seine heitern Augenblike, aber es ist stürmischer, schnellwechselnder, unzuverlässiger. In der Natur lebet und webet Alles nach ewigen Gesezen, die immer weise, immer wohlthätig sind. In der ganzen Menschenwelt ändern nicht nur die Menschen ihre Gesinnungen, sondern sogar ihre Geseze und Ordnungen werden allzuhäufig umgestürzt. — In der Natur ist ewige Wahrheit, Sicherheit, Treue, Einfalt. In der Menschenwelt begegnen wir nur zu oft der Untreue, der Täuschung, der Unbeständigkeit und Bosheit. — In der Natur, im Schoose

derselben, empfinden wir Ruhe des Gemüthes, die nicht durch Habsucht und Ehrgeiz, nicht durch Launen und Umtrieb gestört wird. Wir nehmen im Genuß der Natur die Einfalt und Erhabenheit derselben an; unser Herz fühlt sich reiner und kindlicher; wir stehen gleichsam näher zu Gott, und ein mildes Wohlwollen gegen die Menschen durchdringt unsre Seelen. — In der Menschenwelt aber drüken Sorgen uns nieder, quält uns die Schlange der Verläumdung; werden wir bald vom Durst nach größerer Ehre, bald vom Begehren grösseren Vermögens beunruhiget; kommen wir selten recht zu eigner ruhiger Besonnenheit, zum stillen Bewußtsein unsers bessern Selbstes.

Der Weise, d. h. der Krist, entwindet sich daher gern und oft dem drükenden Gewühl der Menschenwelt; er flüchtet sich, wie Jesus oft that, gern zu ruhigen Betrachtungen in die Einsamkeit der Natur, und badet gleichsam seine Seele im Strom der Schöpfungswunder von allem Schlamm niedriger Leidenschaften rein; heilt sein von bösen Menschen, von Unglüksfällen aller Art, von eignen wilden Begierden wund gewordenes Herz in der ewigen Ruhe und Harmonie der Weltordnung, der Natur.

Darum will ich mich wieder laben an den Herrlichkeiten Gottes in der herbstlichen Natur. Denn wie jede der Jahreszeiten ihren ganz besondern Zauber besizt, so hat ihn die Herbstzeit auch in vollem Maaße. Sie ist die Zeit der Erfüllung, wie einst der Lenz eine Zeit der Verheissung gewesen; sie führt den Tag der Belohnung auf den Tag der Mühe und Sorge herbei.

Einst schwelgte meine Seele mit Trunkenheit nach den langen stillen Wintermonden in der Pracht der wiederaufblühenden Schöpfung des Herrn. Ich sehe die Hügel und Wälder mit jungem Grün in den Morgen- und Abendröthen des Frühlings glänzen. Ich sah aus dem Schoose des winterlichen Todes den Keim eines neuen Lebens entstehen. Ich hörte im Rauschen blühender Zweige, im Gesange der Vögel,

den Ruf Gottes zur Auferstehung des Gewesenen. Ich weinte meine stumme Freudenthräne in das frohe Jauchzen von Millionen Gottbeglükten Kreaturen. — Aber der Herbst ist vorhanden — die Blumen welken — tausend Geschöpfe rüsten sich zum langen Winterschlaf — Millionen und aber Millionen wunderbarer Pflanzen verlieren ihre Kräfte und verbleichen. Der Herbst ist vorhanden; ist er für die Betrachtung der Freude des Kristen, des Weisen weniger ergiebig, als der blumenvolle Lenz und Sommer?

Nein, mein Gott, du an Liebeswundern unerschöpflicher, nein, jeder Tag, jede Jahreszeit entfaltet eine neue Herrlichkeit und verkündigt deine Barmherzigkeit und Güte mit neuen Stimmen.

Mit mannigfaltigern Farben prangen nun die Wälder an den Hügeln, und verschönern den Erdball mit vorher unbekannter Pracht. Das welkende Laub sinkt golden und purpurn beim Rauschen des Windes herab, und bedekt die zahllosen Saamen der Pflanzen mit sanfter Hülle gegen des künftigen Winters Frost, und giebt durch seine Verwesung dem Erdboden neue Kraft, diesen Saamen im Frühling zu ernähren. Nichts, o Allmächtiger, ist in deiner Schöpfung zu klein und zu gering. Alles versorgest, Alles erhältst du mit Alles umfassender Vatergunst. Selbst das kleinste Saamenkorn, welches der Mensch kaum bemerkt, über welches er gleichgültig hinschreitet, bedekest du erwärmend, und du bereitest ihm Nahrung.

Der Herbst zeigt mir in den zahllosen Früchten und Saamen der Bäume, Gesträuche, Stauden und Pflanzen, die von der Hand des Sturmes über die Welt ausgesäet werden, lebhaft die ewige Ordnung der Schöpfung. Hier ist kein auffallendes Glied in der Kette der Natur.

Noch vor wenigen Wochen prangten die Felder mit der goldnen Frucht der Aehre — sie sind öde und füllen die Scheunen. Eine unendliche Menge sterblicher Familien ist durch den Segen Gottes reich geworden, und erfreut sich

der Fülle. Die Fruchtbäume senkten ihre mit reifem Obst belasteten Zweige unsern Händen entgegen. Zum erfreuenden Labetrunk jährt im warmen Sonnenstral noch die Traube in den Weinbergen. Der Monarch und der Bettler, Alle sollen sich dieser Fülle erfreun. Und auch für den kleinsten Wurm im Staube ist gesorgt, daß er nicht vergehe, sondern Nahrung finde in dem allgemein verbreiteten Reichthum.

Du warst es, Vater, der unsre Gebete erhörte, der unsern Fleiß segnete. Darum singe ich mit David: Du suchest das Land heim und wässerst es, und machest es sehr reich. Gottes Brünnlein hat Wassers die Fülle. Du lässest ihr Getraide wohlgerathen, denn also bauest du das Land. Du tränkest seine Furchen und feuchtest sein Gepflügtes; mit Regen machst du weich, und segnest seine Gewächse. Du krönest das Jahr mit deinem Gute, und deine Fußstapfen triefen vor Fett! Ps. 65, 10 — 12.

Doch nicht die Erntefreuden allein sind es, welche den Herbst verschönern. Er erfüllt uns noch mit ganz andern, fast unaussprechlichen Empfindungen. Des Sommers drückende Schwüle ist vorüber. Kühler weht die Luft, und uns durchströmt bei dem allmähligen, schönen Absterben der Natur eine sonderbare Heiterkeit, ein gewisses erhabenes, unerklärliches Gefühl. Indem wir die Pracht der Erde verschwinden sehen, und wie die ganze Schöpfung in den winterlichen Tod sich niederzusinken scheint, ist es, als wenn unser Geist seine Erhabenheit über das Irdische ganz vorzüglich empfände. Es ist ihm, als sprächen die verbleichenden Fluren, die sich entlaubenden Wälder, die verwelkenden Pflanzen, die fliehenden Vögel des Himmels: O Mensch, wir vergehen und fliehen, und welken und werden Staub, aber du vergehst nicht! Du stehst noch immer da, und siehest unsern Tod, aber du dauerst unvergänglich fort. Du gehörst nicht in unser veränderliches Reich, du bist in unserm Kreise eine fremde Gestalt, denn wir vergehen und du stehest noch immer da. Wenn aus den Saamenkörnern

einst unsre Kinder an der Frühlingssonne hervorgehn, sind wir nicht mehr, aber du siehst unsre Kinder, und du bist noch nicht vergangen. „O Mensch, doch auch du hast Staub von uns an dir. Auch für deinen Leib wird ein Herbst kommen, und ein Winter wird dein HauptHaar silbern machen, wie Schnee, und deine Blüthe wird verschwinden. Dein Leib wird welken; deine Kräfte werden entfliehen. Aber wenn dann der Staub an dir stirbt und abfällt, wirst du, Unvergänglicher, ihn fallen sehen, und dennoch bleiben; du bist nicht Staub, du bist Geist. Darum bist du unter uns hienieden eine fremde Gestalt. Du gehörst nicht zu uns, sondern in eine andere Welt; du trittst im Tode aus dem Staube rein in dein Element zurük, in das Lichtreich der Geister, aus dem du stammst.“

Mit solchen Empfindungen, die der Herbst dem zartfühlenden Gemüthe einflößt, verbindet sich nun auch das Andenken an die kommenden Tage des Winters, an die stillen Freuden des häuslichen Lebens, an den Genuß im vertrauten Kreise der Freunde, der unser wartet. Denn der Winter, während er uns die Lieblichkeit der äußern Welt entzieht, drängt die Menschen enger zusammen, macht sie gesellschaftlicher und ihnen die Freude der Heimath lieber.

Jedem Lande, jedem Menschenalter, jeder Jahreszeit hat die gütige Hand Gottes einen eigenthümlichen Schmuk, ganz eigenthümliche Anmuth gegeben. Der fruchtbare Herbst, welcher uns reichlicher als jede andre Jahreszeit den Segen Gottes spendet, erwekt daher in dem Herzen des Kristen fromme Gesinnungen der Dankbarkeit lebhafter, denn jeder vergangene Mond.

Dank gegen Gottes unaufhörliche Güte wird von allen Empfindungen, die im Herbste mein Herz bewegen, die herrschendste. Gott erscheint als der Allerfreuer, als Vater seiner Welt, umringt von der Fülle seines Segens, mit dem er uns überstreut. Der Herbst führt uns den Anblik der göttlichen Wohlthätigkeit näher vor das Auge. Der

Jubelgesang des Schnitters und des Winzers, die Freude des Landmanns ist auch die Freude des Bürgers. Für die Früchte der Erde tauscht nun der Handwerker, der Künstler, der Geschäftsmann die Frucht seines Fleisses aus. Einer bedarf des Andern. Gottes Segen glänzt für Alle. Alle erheben dankbar ihren Blik zum Geber aller guten und vollkommenen Gaben. — Auch der Dürftige, der nicht säet und nicht ernten konnte, ist von Gott bedacht. Er wird nicht umkommen. Sein Ueberfluß reicht für alle hin, selbst noch für Thiere und Gewürme, deren sogar der Sterbliche nie gedenkt. — Sehet die Vögel unter dem Himmel, ruft Jesus Kristus: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und euer himmlischer Vater ernährt sie doch!

Daher erfüllt jeder Herbst des Kristen Gemüth mit neuem Vertrauen auf Gottes Fürsorge. Die gnadenreiche Hand, die auch diesen Herbst so viele tausend Wohlthaten auf die Welt herabgestreut, — es ist dieselbe, welche dir immer geholfen hat; und sie hilft dir auch in jeder Zukunft. Seit Jahrtausenden war die Erde fruchtbar genug für das Menschengeschlecht — sie wird aber noch Jahrtausende lang fruchtbar bleiben, und unsern spätesten Nachkommen Freude und Ueberfluß gewähren, wie uns. Du Kleinmüthiger, der du dich um das Schiksal deiner Kinder, um ihre Versorgung vielleicht nach dem Tode, oder um dein einziges Fortkommen so ängstlich, so unmässig bekümmerst: erhebt dieser grosse Gedanke deine Seele nicht? Richtet er deinen Muth nicht wieder auf? — Zittre nicht länger! — Arbeite redlich, erfülle deine Pflichten, und für das Andere überlaß die Sorge dem, der Alles am besten besorgt. Er verläßt seiner Geschöpfe keines, auch das kleinste nicht. — So säet der Sämann im Frühling und Herbst sein Korn, er legt es vertrauensvoll in den Schoos der Erde, und wartet ruhig die Zeiten und ihren Lauf ab. Er kann nicht mehr thun; von Gott hängt der Segen der Mühe ab.

Dann erscheint der Herbst, und erfüllt die Hoffnungen und belohnt das Vertrauen!

Die unsichtbare Vaterhand überschüttet uns mit unermeßlichen Geschenken. Ach, diese Freude, diese Zufriedenheit, welche Gott verbreitet, ist der reinste Lobgesang auf seine Gnade ohne Ende.

Der Krist, weil er selbst der Freude und Zufriedenheit voll ist, soll in Nachahmung Gottes ebenfalls solche Empfindungen in Andern verbreiten. Freude und Zufriedenheit den Bekümmerten geben, dies allein ist göttliche Wonne. Der Herbst fordert uns zu dieser reizenden Tugend auf. Wir sollen nicht selbstsüchtig nur an uns denken. Freigebig im Kleinen, wie der himmlische Vater im Unendlichen, freigebig gegen Bedürftige, gegen Verlassene, gegen einzelne Leidende, die wir kennen, wie Gott freigebig spendet allen Völkern, dem Gerechten und dem Ungerechten, sollen wir durch Werke der Wohlthätigkeit den Herbst feiern. Dies ist wahre Kristenfeier einer Jahreszeit, die uns selbst mit Wohlthaten überhäuft und zum Wohlthun so sehr ermuntert!

Der Herbst ist der Beschluß der schönen Jahreszeiten Jeder fühle es. Jeder geniesset nun den einzelnen heitern Tag, den einzelnen Sonnenblik um so inniger. Eine Reihe angenehmer Sommertage flog vorbei, und ward nicht so mit Begierde genommen und genossen, wie jezt der einzelne schöne Augenblik; man sah noch eine lange Folge lieblicher Tage vor sich, und verpraßte gleichsam die vorhandenen mit gleichgiltiger Verschwendung. Nun aber sind die reizenden Stunden des Sommers zur Neige; nun wuchern wir mit einzelnen lieblichen Minuten.

So ist der Mensch. Der größte Ueberfluß kann ihn kaum so sehr beglüken, als in der That der goldne Mittelstand, oder selbst die Armuth. Alles Gute, in geringem Maase gewährt, dünkt uns köstlicher, als wenn wir in der Fülle schwelgen.

So ist's mit dem Leben! — Wie leichtsinnig wird der Frühling unsrer Tage, die Vorbereitungszeit auf das ernstere Leben, die Jugend, oft vertändelt und verschwendet! Wie gleichgültig ist die Jungfrau, die Mutter und Gattin, oft gegen das Glük ihrer Lage, gegen die Anmuth ihrer Verhältnisse! Wie wenig wissen sie die Schönheit und den Werth ihrer Stunden zu schäzen!

Dann kommt der Herbst des Lebens. Die Stunden gehen zur Neige. Jezt, je älter der Mensch wird, je theurer wird ihm das Leben. Bald muß er auch auf das geringere Glük Verzicht thun. Schon winkt der Tod — sein Winter.

Vater, Vater, Geber alles Guten, unerschöpflich in Reichthum, Macht und Güte! ach, laß mich meiner Lebensstunden Werth bedenken; laß wuchern mit jeder Minute meines Hierseins, daß ich keine ganz ungenossene verscherze, daß mich keine einzige gelebt zu haben gereue! —

Des Winters Abschied.

Die Natur erwacht! — Schon fangen Winter und Sommer an um die Herrschaft zu ringen. Das Eis weicht von den Bächen, die Wiesen beginnen zu ergrünen; weiß und roth prangen schon einige Blumen; viele derselben, vom Allmachtshauch des Schöpfers angeweht, durchbrachen mit ihren zarten Blättern die Hülle des Schnees, um zur bestimmten Zeit zu erscheinen; die Gesträuche treiben ihr hellgrünes Laub hier und da an den Mauern und Heken hervor, die schöne Zeit anzukündigen, und in den Lüften jubelt schon das Lied der Frühlerche über den Wolken, während der fröhliche Schlag der Finken sich von Baum zu Baum wiederholt.

Jeder schönere Tag lokt uns schon ins Freie. Mit sehnsuchtsvoller Ungeduld mögen wir kaum erwarten, daß

Alles in seinem höchsten Glanze prangt, daß die Erde ihren fruchtbaren Schoos öffnet, daß die schwellenden Blüthenknospen sich an allen Zweigen entfalten, und im Garten und Feld die Landschaft weit umher im warmen Frühlingsboden, wie ein einziger duftender, vielfarbiger Blumenstrauß, prangt.

Wie viel tausend anmuthige Hoffnungen umgaukeln uns schon von den Freuden des bevorstehenden Sommers! Wir sehen schon die vielen lieblichen Tage voraus, welche wir einsam in schöner Gegend, oder in Gesellschaft geliebter Freunde unter dem heitern Himmel verleben werden. O welche prachtvolle Morgenstunden erwarten uns! Welche genußreiche Abendstunden, wenn die glühende Sonne niedersinkt, und die Welt, in reizendem Duft gehüllt, einschläft, während aus fernen Gebüschen Nachtigallen singen, und des Mondes Silber zauberhafte Verklärung über Flur und Wald und Gewässer, und über die stillen Wohnungen der Sterblichen gießt! Ich gedenke der vergangenen Wonnen, ich gedenke derer, die mich noch erwarten. Ich jauchze mit dir, o David: Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen! Lobe den Herrn meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat! Ps. 103, 1. 2.

Ich werde nie ermüden, die Pracht Gottes zu sehen; nie, seine mannigfaltigen Wunder mit entzücktem Geiste zu preisen. Ich sah den Wechsel der Jahreszeiten von Kindheit an über mich hingehen; es war immer der gleiche und doch nicht immer das Gleiche. Nein, je älter ich ward, je schneller schien sich mir jede Jahreszeit zu entfernen; je lachender wurden mir die Frühlinge und Sommer, je genußvoller die Herbste und Winter. Wer ist, wie der Herr, unser Gott?

Es ist in der Schöpfung Gottes Alles Leben, Alles Bewegung, Alles Veränderung. Nichts bleibt dasselbe. Sterne, Sonnen, Monden gehen auf, gehen unter; Eis-

und Schneewüsten verwandeln sich in Fluren voller Lieblichkeit; Pflanzen welken, Pflanzen blühen; Thiere sterben und werden geboren; Alles verschwindet, Alles kehrt wieder. Und dies ist die Geschichte der Natur von Jahrtausenden zu Jahrtausenden.

Aber in diesen Reichen ewiger Abwechselungen und Mannigfaltigkeiten herrscht ein einziger, wunderbarer Geist und Sinn, und eine geheimnißvolle Einheit. Das Meiste, was du Veränderung im Weltganzen nennst, ist nur Schein. Denn jene Sonnen und Sterne stehen still, die über dir auf- und niedergehen; wenigstens ist dein Auge nicht fähig, ihren Lauf zu bemerken. Die Tage und Nächte, die Morgen und Abende, ja selbst alle Jahreszeiten sind immer zu gleicher Zeit auf Erden vorhanden, während dich ihr Wechsel erfreut. Die Zeit ist immer dieselbe. Die Geschichte eines Jahres mit seinen mehrern Hundert Tagen und Nächten, Morgen- und Abendröthen, mit seinen Blüthen, Früchten und Schneefloken, ist im Grunde die Geschichte eines einzigen Augenblikes.

Denn könntest du dich mit dem Fittig eines Engels über die Erde erheben in die ungemessenen Fernen des Himmels: so würden Sonne und Sterne stille stehen über deinem Haupte; nur die Erdenwelt würde unter dir, wie eine ungeheure Kugel federleicht, um sich selbst rollend, durch das endlose Nichts schweben, und einen weiten Kreis um die Sonne beschreiben, der in einem Jahre vollbracht wird. Und wie die Sonnenstralen abwechselnd die Hälfte der in ihnen spielenden Weltkugel vergolden; sähest du die Tageszeiten im gleichen Augenblik erscheinen, und wie ein Theil der Erde diese Stralen senkrechter oder schiefer empfängt; sähest du im gleichen Augenblik alle Jahreszeiten. — Ein solcher Augenblik wäre die Geschichte einer Ewigkeit. Die gleiche Sonne, die auf einem Strich des Erdbodens die untergehende heißt, ist für weiter entfernte Völker in gleicher Minute die aufgehende. Die Abendröthe vieler Länder ist

zugleich die Morgenröthe für viele andre. Du sähest hier vom Schlaf erquikte Menschengeschlechter in demselben Augenblik erwachen, da sich andere, ermüdet von des Tages Last, zum stillen nächtlichen Lager begeben; wo der Sonnenstral hinfällt, Leben und Bewegung, und wo sich die rollende Erdkugel ihm auf der einen Seite entzieht, todte Ruhe und Stille; Heiterkeit in freudiger Mittagsfülle diesseits, düstere Mitternacht jenseits des Erdballs!

Und, wie dies, auch im gleichen Augenblik, je nach dem Stand der Erde zur Sonne, würdest du auf einem Theil der dahinschwebenden Weltkugel Alles weit von winterlichem Eis und Schnee versilbert, die Bewohner vom Froste halb erstarrt sehen; während auf einem andern Theile die heisse Sommergluth brennt, die Berge rauchen, Pflanzen und Thiere vor Hize verschmachten. Du würdest hier die silbernen Frühlingsblüthen einen ganzen Welttheil bekränzen sehen, während in der entgegengesezten Erdgegend die Frühlingssonne Herbstsonne heißt, und statt der Blüthen schon reife Früchte an den Aesten der Gesträuche und Bäume niederhangen.

Welch ein Zauber! Wie viel Täuschung, wie viel Wahrheit! die Sonne geht den ganzen Tag hindurch in jedem Augenblik auf, in jedem Augenblik unter.

In der Mitternacht ist Mittag. Was für mich der ankommende Frühling, ist für Andre der ankommende Herbst! Die Oberfläche der Erdkugel wechselt ihre Farben, je nachdem sie ihre Seiten der Sonne zuwendet; sie grünt und erbleicht, blüht und friert — das Alles in einem und demselben Moment. Und das nennt der Mensch, der auf einem kleinen Punkt der Erdkugel verbleibt, den Wechsel seiner Jahreszeiten. Und dies ganze Wunder voll unbeschreiblich mannigfaltiger Wirkungen ist durch nichts als durch das einfache Rollen der Erde nun die Sonne hervorgebracht. Wer ist wie der Herr unser Gott?

Indem ich mich der wiederkommenden Sommerzeit freue, erfreue ich mich der schönsten Ordnungen des Schöpfers. Ich kenne aus mehrjährigen, selbstgemachten Erfahrungen, ich kenne aus den mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen derer, die schon vor mir diese Erde bewohnt haben, einen, wenn gleich geringen Theil der Geseze, in welchem sich Alles bewegt. Es mag Vieles veränderlich sein, aber die göttliche Gesezgebung in der Natur ist doch unwandelbar. Ich weiß, mag auch noch so mancher rauhe Wintersturm über unsere Felder fliegen, endlich werden die Fluren blühen. Ich weiß, die Zeiten der Rosen sind nahe. Auf nichts kann ich mit größerer Gewißheit zählen. Menschliche Befehle ändern oft; selbst der Wille des weisesten Herrschers kann in Widerspruche verfallen. Aber ewig einerlei ist Gott und sein Wille, unwandelbar sein Rathschluß, unzerbrechlich seine Ordnung! — Warum baue ich denn so viel auf Menschenwort und nicht lieber auf Gottes Rath? Warum folge ich so oft den Winken und Lehren kurzsichtiger Sterblichen, und nicht lieber den mir durch Jesum geoffenbarten Winken des Vaters, die immerdar dieselben bleiben, zur Beseligung der Seelen in allen Weltgegenden und Weltaltern? Gottes Wort bleibt ewiglich! — Darum sollst du Gott mehr gehorchen, als den Menschen! Inzwischen drängt sich mir bei Betrachtung der in ewiger Gleichförmigkeit wiederkommenden Jahreszeiten eine Bemerkung auf, die mein Innerstes bewegt, und für mich von hoher Wichtigkeit wird. Unvergänglich sind die Ordnungen des Schöpfers im unendlichen Reiche seiner Schöpfungen; darum wird in Ewigkeit Alles so bleiben, wie es seit Ewigkeit war. Das Weltganze steht. Es verschwinden wohl einzelne Theile; sie welken, sterben, zertrümmern, faulen, verwittern, lösen sich auf, aber werden dadurch wieder Ursache neuen Lebens, neuer Gestalten.

Nichts stirbt ganz aus; es erzeugt sich immerdar wieder. Wie die Abendsonne des einen Volkes im gleichen Augenblik die Morgensonne des andern ist: so ist der Tod oder

Untergang von zahllosen Geschöpfen im gleichen Augenblik die Geburt und Keimung zahlloser andrer. Tod und Geburt, Verwesen und Keimen sind also das Gleiche. Es dreht und schließt sich Alles in einem unendlichen Ringe zusammen. Wer da sagt, es stirbt, sagt, es wird geboren. Die Schöpfung, uralt, ist jeden Tag in sich selbst verjüngt, neu; jeden Augenblik in sich selbst vor Alter vergehend und jugendlich aufblühend. — Wie wunderbar wie unbegreiflich!

Und doch noch nicht das Wunderbarste! — Gott hat eine Fülle lebendiger Kräfte durch das ewige Weltenreich ausgegossen. Die Kräfte paaren und trennen sich, bekleiden sich zur Sichtbarwerdung, und werfen das Kleid wieder ab, um in neue Verbindungen zu treten. Da ist unauflösliches Regen und Bewegen. Wie Athem und Blut in Menschen und Thieren, so der Saft in Eichen, Palmen und niedrigen Moosen; so das Strömen der Quellen und Bäche von den Berggipfeln zu Flüssen und Meeren; so von Meeren und Seen durch unterirdische Gänge wieder hinaufgedrükt zu den Gipfeln der Berge; so verdampfende Weltmeere, die sich in Wolken des Himmels verwandeln, von wo sie tröpfelnd als Regen zu den Ländern der Menschen fruchtbar zurükkehren — Alles der ewige Kreislauf! Und wie auf Erden, so der Wille und das Gesez des höchsten Wesens in den Himmeln.

Im weiten Ringe fliegt der Mond um unsern Erdball, unsere Nächte zu beleuchten, und für seine Nächte Licht zu empfangen von dem Erdball. Die Erde fliegt, gleich mehrern andern Weltkörpern, um die Sonne. Auch die Sonne steht nicht still; sie fliegt, vielleicht mit andern Sonnen, die wieder andere Erden zu begleiten haben, um eine grössere Sonne, die wir vielleicht unter den Tausenden von Sternen zwar sehen, welche allmächtlich über uns aus unaussprechbaren Fernen leuchten, aber doch nicht mit Sicherheit dafür erkennen mögen. Und diese Mittelsonne aller sich um sie bewegenden Sonnen fliegt wieder in unendlich grösserem Ringe,

mit ihrem ganzen stralenden Weltenheer, um noch ein entlegeneres Urlicht von dem unser aufs Schärfste bewaffnetes Auge nur keine Spur entdeken mag — Alles weiter und weiter im ewigen Kreislaufe.

Ich schwindle, — ich schaudere! — Es ist Entzüken, es ist Entsezen, das mich überwältigt unter diesen hohen Betrachtungen. Was ist es, das ich bewohne unter dem nie endenden All der Schöpfungsgrösse? Was bin ich, neben dem die ganze Herrlichkeit des Alls nur elender Staub, nur Schatten ist? Wer ist wie der Herr unser Gott? O welcher schrankenloser Reichthum von Wundern will sich vor den Augen meines in Anbetung vergehenden Geistes entfalten!

Und doch noch nicht das Wunderbarste! Seit Jahrtausenden und Jahrtausenden währt der Kreislauf des strömenden Lebens — aber ewig einerlei, wie des Schöpfers unzerstörbares Gesez, bleibt das Erschaffene mitten im scheinbaren Wechsel der Dinge. Seht die Pflanzen, sie waren nicht vollkommener, nicht unvollkommener in den Tagen der ersten Sterblichen, wie heute. Der Apfel röthete sich im Paradiese; der Mandelzweig blühete in Arons Tagen; die Rose und die Lilie schmükten Salmons Garten. — Jahrtausende verflossen, sie blieben die gleichen; sie werden nach Jahrtausenden noch die gleichen sein. Eben so nach so vielen Weltaltern sind weder die Vögel der Luft, noch die Fische des Wassers, noch die Landthiere und Gewürme des Staubes anders oder vollkommener geworden, als die ersten waren, welche der Schöpfer ins Dasein rief.

Doch in diesem ewigen, uralten Einerlei ragt nur Eins empor, das sich langsam veredelt hat, und an Erkenntniß wächst, und nicht das Gleiche bleibt: es ist der menschliche Geist. Für ihn sind die Weltalter der Vergangenheit unverloren; er bewahrt sie in seinem Gedächtnisse, und saugt, wie die Biene aus Blumen, seine Nahrung aus den Geschichten und Gedanken aller Jahrhunderte. — Zwar sind grosse und weise Völker der Vorzeit untergegangen, und

der Halbwilde wandelt heute über deren Grabmälern; aber von den Schäzen, welche sie hinterliessen, ging nichts verloren. Die Menschheit war deren Erbin, nicht der rohe Eroberer des Bodens. Ein Jahrtausend erbte die Erfahrung und Kenntniß der verflossenen, und in ihnen veredelte und erhob sich der menschliche Geist. Menschen starben, aber ihr besserer Gedanke ging lebendig zu den Enkeln. Völker verschwanden, aber die Menschheit blieb; und glänzte bereichert durch das, was die Verschwundenen gedacht hatten. Es ward eine fortschreitende größere Ausbildung seiner Kräfte wahrnehmbar. — Alles blieb auf seinen ersten Stufen — nicht aber der Geist der Menschheit.

Zwar nicht das gesammte Menschengeschlecht genießt dieser Veredlung und ihrer Frucht; aber doch ein großer Theil. Wie überall in der Natur, sehe ich auch in der Menschheit eine millionenfältige Abstufung der innern Entwikelungen, der Kräfte und Erkenntnisse.

Welch ein Trost, welch ein Stolz! — Ich dein Kind, o Gott, Dein Auserwählter unter den unzählbaren Wesen, die aus deiner schöpferischen Macht hervorgingen! Mein Geist eine Blume, die sich erst in Ewigkeiten zur Vollendung entfalten kann! — Nur ihn machst Du zur Ausnahme in dem unübersehbaren Gebiet der erschaffenen Dinge. Er soll heilig sein, von allen Unvollkommenheiten frei. — Denn Du, Herr und Vater der Unendlichkeit, bist heilig!

Daß ich nicht schon weiter fortgeschritten bin auf den Bahnen meiner Vollendung — ist es nicht meine eigne Schuld? Warum war ich träge, gleichgiltig? Warum lebte ich nur für das Irdische, welches doch nicht bleibt, und sich nicht veredelt, sondern mit dem Du meine höchste Kraft, den Geist auf kurze Zeit vermählt hast, daß er es zum Werkzeug seiner Veredelung mache?

O du heiliger Geist, der das unendliche All bewegt; du Leben alles Lebens, Licht alles Lichts, belebend und leuchtend sei auch mir! Ich will oft deine wundervollen Schö=

pfungen betrachten, daß ich mich lebhafter Deines Willens, Deiner Erhabenheit und meiner über die Schiksale alles Irdischen hinweggehenden Bestimmungen erinnere. Ich ahne Dich, ich erblike Dich, o du Unerforschlicher, durch die von Dir geschaffene Pracht der Natur, wie durch einen dunkeln Schleier! Und mein Herz wird voller Anbetung! Und ich erkenne, Vater, Vater! Dein sei alles Reich, alle Kraft, alle Herrlichkeit, in Ewigkeit!

Der Frühling.

Lobe den Herrn meine Seele, und Alles was in mir ist seinen heiligen Namen; denn wer ist mächtiger, als er, der die ewigen Westen der Erde und des Himmels gegründet, und ungeheure Welten, wie schwebenden Sonnenstaub hält? Wer ist unergründlicher an Güte und Barmherzigkeit, als er, der die Seligkeit des kleinsten Wurmes und der Halleluja bringenden Geister des Himmels bereitet?

Lobe den Herrn, meine Seele! Die Zeiten verwandeln sich, und die Völker und Reiche; es ändert die Erde ihre Bahn und Gestalt, und die unzähligen Gestirne entstehen und verschwinden. Nur er ist ewig und immerdar, und seine Barmherzigkeit kennt keinen Wechsel, seine Liebe keinen Wandel. Lobe den Herrn, meine Seele! denn er ist dein Gott, der durch den Reichthum des Weltalls die Wonne des Himmels gießt, der dem Grashalm den lebenden Thau und dem Auge des Menschen die Thränen der Freude giebt: er ist dein Gott und dein Vater.

Lobe den Herrn, meine Seele! Der die Blüthen des Frühlings auf dich streute, da du voll kindlicher Unschuld im Arm deiner Mutter lächeltest, umringt dich heute mit seinen Wundern, daß du im Entzüken ihn anbetest.

Ihr Quellen von blühenden Gesträuchen umschattet; ihr Wasserbäche unter den hangenden Weiden, die ihr über

den Felsen hinabrauschet; ihr Ströme, deren mächtige Wellen Schiffe mit goldenem Reichthum des Landes tragen: rauschet lauter, es ist dem Schöpfer, daß ihr rauschet!

Rauschet lauter, ihr Wälder an den ergrünenden Hügeln und Bergen, rauschet lauter mit den jungbelaubten Zweigen; und ihr Gesträuche, schwerbelastet vom Blumensilber des Frühlings, ertönet vom Gesang der Vögel.

Fröhlich hallt das Thal wieder von den Stimmen der Heerden, die in den blühenden Triften, wie in allen Farben des Regenbogens, weiden; in der Wüste brüllt freudig der Löwe.

Alle Kreaturen erheben die Stimmen ihres Vergnügens, den Schöpfer zu preisen im Schoose der verjüngten Natur. Selbst der kalte Felsen, neu mit Kränzen von rankenden Zweigen geschmükt, wird beredt, und sein Wiederhall verdoppelt den Psalm der Lebendigen. Lobe den Herrn, meine Seele, und Alles, was Odem hat, preise seinen herrlichen Namen! — Fallet anbetend auf eure Knie, Nationen des Erdkreises, und preiset eures Schöpfers unerschöpfliche Huld. Das Todte und das Lebende, das Thier und der Mensch und die Geister schöner Welten — die ganze Unermeßlichkeit des Vorhandenen, alle Sterne, alle Sonnen rufen: Heilig, heilig ist Gott, unser Gott, dessen Liebe ohne Ende ist. Denn wer mag die Werke Gottes sehen ohne Rührung, wer die Herrlichkeit der Schöpfung ohne Entzüken! — Die Welt im Frühling ist wie ein Vorhimmel, ein Stral auf Erden, eine Ahnung des künftigen Bessern, die gleich einem flüchtigen Traum durch unsere Seele dringt.

Wo ist der bange Zweifler, der mit seiner Vernunft hadert, und im Streit mit widerspenstigen Gefühlen Gott verläugnen möchte? — Er trete hinaus in die feierlich geschmükte Natur, die, wie eine ewige Braut, von ihrer Schönheit verklärt, ihm Gott zeigt.

Er trete hinaus, und ein lebendiger balsamischer Athem von Millionen Blumen weht ihm entgegen, und spricht:

Hier ist nichts Todtes. Alles ist Leben, und das Leben ist Gott!

Tritt hinaus, Unglüklicher, und frage die Welt voll blühender Pflanzen, die in wunderbar mannigfaltiger Pracht deinen Schritt umringen: wo ist Gott? Stumm erheben sie ihre glänzenden Blumenkelche zum Himmel, und ein lieblicher Duft steigt aus ihnen, wie von Altären, empor zu den Sternen: dort ist Gott! Und die Sterne funkeln herrlicher am Himmel, ihre Stralen deuten zur Erde nieder, und verkünden: auch dort ist Gott! — Ueberall ist er, denn Alles lebet und webet ihm, dem Allgegenwärtigen.

Warum weinest du, verwaiste Seele, über dem Grabe des geliebten Todten? — Beweinest du das Erblassen eines ehrwürdigen Vaters, einer guten, zärtlichen Mutter, eine geliebte Freundin, die an dir mit herzlicher Innigkeit hieng? Warum weinest du über dem Grabe der Todten? Siehe, der Frühling streut auch über die Gräber seinen Blumenschmuk, und ziert das Ruhebett deines Verstorbenen aus. Und der Herbst bringt mit dem welkenden Grase das niedere, immergrüne Moos auf den theuren Aschenhügel. Wie die Natur den Hügel des theuren Grabes verschönt, so laß auch in deinem Gemüthe nun neue Hoffnungen erblühen. Alles ändert und wechselt, nur die göttliche Güte nicht!

Warum weinest du über den Todten? — Tritt hinaus in die lächelnde Schöpfung der Frühlingswelt — sie predigt dir einen Trost ins wunde Herz, den du nirgends findest, als bei ihr. Sie spricht: Ich bleibe nicht ewig todt; als mich das Leichentuch des Winters dekte, da schlummerte ich nur. Gott ist das ewige Leben, und was in ihm ist, bleibt ewiglich. — Warum weinest du über den Todten? Alles in der Natur ist Leben, und kein Tod ist in ihr. Wohl wechselt darin Alles die Hüllen und das Kleid, aber Nichts vergeht. Wohl warf das Gesträuch einst Blumen und Laub ab, aber die geheime Kraft des Lebens bleibt, und schmükt sich wieder mit leuchtendem Grün und weit-

duftenden Rosen. Verbrenne den Strauch — du hast nur die Hülle verbrannt, die Lebenskraft ist unzerstört, und verjüngt sich an einem andern Ort in jüngern Keimen. — Der Liebling, um welchen du trauerst, warf nur die Hülle ab, wechselte nur das Kleid. Du wirst thun, wie er, und ihm schön verwandelt wieder begegnen. — In Gott ist Alles Eins. Alles nur Leben, Alles unverlierbar.

Wer spricht voll dumpfen Mißmuths, die Welt sei ein Jammerthal, ein Haus der Thränen? Tritt hinaus in das freudige Reich des Frühlings, wo dir Gottes Liebe, Gottes Güte, Gottes Ruf zur Freude, von allen Hügeln und Thälern, von allen Fluren, allen Hainen entgegendringt. Und während Millionen beglükter Geschöpfe in zahllosen Sprachen und Tönen jauchzen: O wie schön ist Gottes Welt! magst du da länger trauern, und Gottes Weisheit verkennen und verachten? Ist dein Uebel, unter welchem du leidest, nicht am Ende die Frucht eigner Thorheiten und Unvorsichtigkeiten? Warum verurtheilst du die göttliche Schöpfung? Ist dein Leiden vielleicht die Wirkung einer Krankheit, die unverschuldet war, oder eines Uebels, welches du nicht abwehren konntest, fasse Muth, auch dieser Schmerz ist zu der großen Summe göttlicher Wohlthaten gerechnet, und ist Arznei für dein Gemüth. Nur durch ungeduldigen Trübsinn vermehrest du deine Noth, und legst zu dem ersten einfachen Uebel ein zweites hinzu durch eigne Schuld.

Die Empfidungen des Kristen im Frühling beim Anblik der wiedererwachenden Natur können nur Entzüken und Bewunderung der göttlichen Grösse, Güte, Weisheit und Macht sein. Gedanken und Gefühle werden zum Lobgesang auf die Unerschöpflichkeit der himmlischen Liebe. Und die Sehnsucht der Seele zu Gott, die Sehnsucht, in ihm aufgelöset, ihm ganz eigen zu sein, wird reger und heftiger.

Und mit dem Aufleben der Welt soll auch unser Gemüth zu neuer, heiliger Kraft aufleben; die neuen Wohl=

thaten, mit denen uns der ewige Vater überschüttet, sollen uns auch entflammen zu neuer Thätigkeit in Werken der Liebe, der Sanftmuth und Wohlthätigkeit gegen unsere Mitmenschen. Die fleißige Biene sumset um den Kelch der frischen Blüthen, Honig einzusammeln für die Tage des Winters. Der Fruchtbaum bildet zwischen den Blumen seine Früchte, um Menschen und Thiere einst zu laben im Herbst; der Vogel bauet sein Nest, und suchet den Jungen ihr Futter. Alles im weiten Umfang der erwachenden Natur ist das Bild der Geschäftigkeit, des Fleisses, des Sammelns, des Säens. So sollen auch wir uns mit neuen Tugenden schmüken. So sollen auch wir zu allem Guten und Nüzlichen, was sich darbietet, die Hand reichen, und indem wir das Gute aussäen, auf unsern Herbst des Lebens, auf unsere Aernte im bessern Leben hinüberbliken.

Mit neuer Liebe will ich die Menschen umfassen, wie Gott mit neuer Liebe sie alle umarmt und beglükt. Wo es eine Thräne zu troknen giebt, und ich das Vermögen habe, sie abzutroknen, da soll sie nicht mehr fliessen. Wo ich irgend einem meiner Freunde, meiner Bekannten, meiner Hausgenossen eine Freude gewähren kann, da will ich sie ihm schaffen, wie Gott uns täglich neue Freude gewährt. Wo ich irgend einen Feind habe, der mich meidet und flieht, der mir Uebels nachredet oder thut, der Alles, was ich thue, bös ausdeutet, und selbst, was ich Gutes habe, verkleinert, da will ich ihm seinen Haß verzeihen; ich will jede Gelegenheit gern benuzen, ihm Liebes zu erweisen, auch wenn er es nie erfährt, daß es von mir gekommen.

Denn auch Gottes Liebe macht keinen Unterschied zwischen den Menschen; er läßt seine Sonne aufgehn über Gute und Böse, und Regen und Thau des Himmels sinken befeuchtend nieder auf den Aker des Gerechten und Ungerechten.

Mit neuem Glauben will ich an Gottes endloser Liebe und an seiner Vorsehung hangen, die sich mir mit jedem Frühling gleichsam verklärter und herrlicher, denn jemals

offenbaren. Er ist der Ewigtreue, der Ewiggütige; nach seinen Gesezen bewegt sich Alles, und die Schiksale der Menschen sind von ihm geordnet. Mit neuem Glauben will ich seinen weisen Führungen folgen; denn er, der Alles so wunderherrlich und zwekvoll schuf und einrichtete, er wird es auch mit mir wohl machen.

Warum soll ich mich mit bangen Sorgen der Nahrung quälen? — Wie einfach leben die Geschöpfe meistens, die er schuf! Und doch sind sie glüklich. So will ich mich denn auch einschränken, einfach leben, und Gott wird meine Arbeiten segnen; wie kann es dann mir oder den Meinigen fehlen? — Die Vögel unter dem Himmel, sie säen nicht, sie ernten nicht, und der himmlische Vater nährt sie doch! Er, der die Lilien auf dem Felde herrlicher kleidet, als Salomo war in seiner Pracht, er wird auch die Meinigen nicht vergessen, noch verlassen.

Und wenn dann auch Augenblike des Kummers eintreten, wenn ich dann auch wohl in bange Verlegenheit komme: wie wunderbar fügte es sich oft, daß ich wieder durch seinen Beistand, durch seine Leitung meines Schiksals beruhigt und erfreut werden mußte! — Wie oft habe ich nicht schon die Wahrheit des Sprüchleins an mir selbst erfahren: Ist die Noth am größten, dann ist Gott am nächsten!

Mit neuer Hoffnung soll mich der Reiz der schönen Frühlingswelt beseelen. Wer Gott nur nicht verlor, der hat noch nichts verloren. Ja, mein Herz hoffet auf ihn, den Ewig-Allmächtigen, den Ewig-Liebenden, der auch jezt wieder die erstorbene Natur in wundervolles Leben zurükgerufen hat.

Der Frühling ist für den fleissigen Landmann die Zeit neuer Hoffnungen, und gewiß auch für das kristliche Gemüth. An den Wundern des Schöpfers richtet sich unser gesunkener Muth wieder empor, und sieht heiter durch's Leben in die Ewigkeit. Er, der diese Welt schon mit so

überirdischen, unbegreiflichen Reizen schmükte, welche Welt wird er uns einst öffnen jenseits unsrer Todesstunde! Darf ich zweifeln, daß sie minder schön sein werde? Ach, wie klein, wie gering ist doch der Theil des unendlichen Weltganzen, den ich kenne! Und hat Jesus, mein göttlicher Heiland und Lehrer, hat Jesus nicht selbst mich auf ein schöneres Leben, auf eine noch wundervollere, herrlichere Welt hingewiesen, auf eine Welt, neben deren Pracht die schönsten Erdenfrühlinge verschwinden?

Siehe, da blühen über den Gräbern junge Rosen auf, und um das dunkle Kreuz windet sich der grünende Efeu mit Lebensfülle. — Holdes Sinnbild unvergänglichen Seins und ewiger Wiederverjüngung in der Natur!

Schlummert sanft, ihr frommen Todten! Theile eures Staubes, vermählt die sparsame und immerschlafende, immer wiederbelebende Kraft der Natur mit den Blumen, die euren Hügel beschatten. Eine schönere Blume blühet nun euer unsterblicher Geist, mit den edelsten Kräften ausgestattet, doch erhaben über den Stern der Erde. — Kraft ist kein Staub: aber sie bewegt den Staub, und verbindet ihn zu neuen Gestalten und Zweken. — Eure Seelenkraft ist, vom Staube eutbunden, schon zu höhern Zielen hingeeilt. Euch lächelt dort ein schönerer Frühling, als dieser irdische ist, indem ich mich so glüklich preise. O theure Seelen, theure Namen, die ich nicht nennen kann, ohne daß Thränen der wehmüthigen Sehnsucht meine Augen nezen, o mir zu früh Entrissene! es kommt nach dem irdischen Lenze der himmlische, welcher mein Verlangen stillt.

Ja, mit dem neuen aufblühenden Leben deiner Schöpfung blüht neue Liebe, neuer Glaube, neue Hoffnung in meinem Herzen auf.

Fortsezung.

Wärmere Lüfte umwehen mich, und tragen mir balsamische Gerüche von tausend und tausend aufgeschlossenen

Blumen zu. Mit hellem Grün leuchten Wälder und Hügel auf mich her, und ein silberner Regen von Blüthen träuft von den Bäumen, unter jedem Schauer des Windes, auf mich hernieder; der Bach, welcher noch vor wenigen Wochen vom harten Eise starrte, fließt im grünen Schatten hängender Gesträuche fröhlich dahin, und Blumen bekränzen sein Ufer. Gleich lebenden Blüthen gaukeln Schmetterlinge durch die Luft, Käfer summen im warmen Sonnenstral, und Lerchen singen über Kornfeldern, indem sie dem glänzenden Tagesgestirn entgegenschweben.

Welch eine Pracht rings umher! Mit wie wunderbaren Farben prangen die Blumen des Gartens! Sie enthüllen sich eine um die andere in ihren schönen mannigfaltigen Gestalten, öffnen ihre geheimen Kelche, und giessen süssen Duft, wie aus Opferschalen, über die Erde hin.

Wo bin ich? Ist dies noch die Welt, welche vor wenigen Monaten vor meinen Augen so ausgestorben dalag? Ist es noch dieselbe Welt, wo vor Kurzem Alles in Schnee und Frost erstarrt, wie in einem einzigen weiten Grabe beisammen lag? Da schwieg der Schöpfung Lobgesang, wenn nicht vielleicht noch dort und hier aus einsamen Hütten ein Seufzer des Dankes zu Gott aufstieg. Wie schaudernd war die Stille! Nun aber wacht der laute Jubel auf, und begrüßt den kommenden Lenz.

Und jeder Sänger in der Luft entfleucht dem Wintergrabe, und Flur und Hain ertönen von frohen Liedern; Quell und Bach, und Strom und Meer frohloken. Anbetung des Ewig-Gütigen und Lob des Herrn ist die ganze Natur in der Feier ihrer wundervollen Auferstehung.

Und wie alle Kreaturen, durchweht auch mich ein neues himmlisches Gefühl. Ich athme tiefer, freier im hellen Sonnenglanz, in der heitern, von Wohlgerüchen durchströmten Frühlingsluft. Der Thau des Morgens fällt über die Blumen nieder, und in den kaum entfalteten Busen der Rosen, wie Thränen des Entzükens, aus den Au-

gen der Natur. So sinkt auch meine Freudenthräne über die Wange nieder, und mein Seufzer, dem tiefbewegten Herzen entstiegen, mischt sich in das große Hallelujah der Erschaffenen.

Fröhlicher jauchzen die unschuldigen Kinder, die spielend in den Blumen der Gärten und Wiesen tändeln. Verklärt durch ein schöneres Gefühl tritt die blühende Jungfrau in die lächelnde Schöpfung hinaus. Gatte und Gattin vergessen des dunkeln Winters und der häuslichen Sorgen, der Anblik der prachtvollen Schöpfung läutert ihr Herz und füllt es mit Ruhe. Der Greis selbst will sich verjüngen, tritt hinaus zum Sonnenstral, und läßt sich von der erquikenden Wärme überströmen. Der Reiche vergißt seine Marmorsäle: die Hand des Allmächtigen schmükt schöner, als der kühnste Wiz des Sterblichen, die Welt; der Bedürftige verläßt die armselige Hütte: Gott baute ihm einen Palast, welchen Kaiser und Könige nicht herrlicher haben. O Gott, o Schöpfer! wie unaussprechlich herrlich, wie unaussprechlich gütevoll bist Du! Wenn ich Deine Wunderwerke und ihren göttlichen Zauber empfinde, mich der Glanz der weiten Natur anleuchtet, der Athem des Frühlings mich durchdringt, der Jubel der hochbeseligten Schöpfung mich umrauscht, und ich die Freude der Menschen und des kleinsten Wurms wahrnehme — dann wird mir, als möchte ich aufgelöset werden in dies schöne, unermeßliche All, um ganz in Dir zu sein.

Wo kann ich Deine Majestät lebhafter anschauen, als im Buche der Natur? Wo kann ich Deine Weisheit, Deine Allmacht deutlicher erbliken, als in dem Buche der Natur, das Du vor mir ausbreitest? Wann ist eine Zeit des Jahres einladender, dieses Buch zu lesen, als die Zeit des allgemeinen Wiedererwachens der Dinge, im Frühling? — Ist der Frühling nicht ein Auferstehungsfest der Erde? — Ist er nicht das hohe Gedächtnißfest, welches die Natur den ersten Schöpfungstagen feiert, da sie, mit Millionen

Wundern prangend, zum erstenmale aus Deinen allmächtigen Händen hervorging?

So hat für den aufmerksamen Beobachter der Natur Alles Wichtigkeit, Alles Bedeutung, wenn er in die wiedererwachende Schöpfung hinaustritt. Der Krist sieht in jeder Blume die Ewigkeit der unergründlich weisen Weltanordnung; ihm deutet jeder Halm hinauf zum Schöpfer; ihm predigt jedes Blatt die Liebe und Herrlichkeit seines Gottes.

Ach, es ist unmöglich, Alles und Alles, was Gott um mich her schuf, zu beobachten, zu durchforschen; mein Leben ist zu kurz, Alles von seinen Werken zu erkennen, ob es gleich vor meinen Augen liegt. Unendlich, grenzenlos und unbegreiflich, wie das höchste Wesen in sich selbst, ist es auch in seinen Werken. Und wie Mancher geht durch dieses reizende Getümmel von Wunderwerken hin, ohne auch nur von ihren Anblik erschüttert zu werden! — Der Mensch, der Schöpfungstage leztes und edelstes Werk; der Mensch, der allein unter allen Geschöpfen aufrecht, mit zum Himmel gewandtem Angesicht, einherschreitet, zur Herrschaft geboren; der Mensch, allein begabt mit höherer Einsicht, als alle andere ihm bekannte Geschöpfe, ausgestattet mit dem Lichte der Vernunft, mit dem Kleinode der Sprache, in welches es den erhabenen Begriff der Gottheit hüllen kann — der Mensch kann in der Frühlingswonne gefühllos bleiben? — In der ganzen Pracht und Anmuth der Natur nichts, gleich jedem Thiere, als eine Erquikung seines Leibes finden? — Nur eine abgewechselte Art von flüchtigen Lustbarkeiten?

Nein, ich bin ein Krist! Ich sehe mit Kristo in der Schöpfung nicht das Irdische, sondern die göttliche, wirkende Macht meines himmlischen Vaters; nicht das Vergängliche, sondern das Bleibende, Ewige, immer unter neuen Gestalten Wiederkehrende. Für mich ist das Erwachen der Natur im Frühlinge das jährliche Gedächtnißfest der gött-

lichen Weltschöpfung. Dieselbe Macht, welche vor vielen Jahrtausenden aus den Wüsten und Leeren das Licht und die Sterne, Meere, Erden, Pflanzen, Gewürme und Thiere rief, die Tage schuf, die Zeiten des Jahres ordnete; dieselbe Hand, welche aus dem weiten Nichts die wunderbare Schöpfung hervorwinkte, hat auch aus dem erstarrenden Winterschoose dieses neue Aufblühen, diesen Glanz, diese Weltpracht hervorgerufen. Jeder Frühling ist eine erneuerte Schöpfung, und macht mich selbst zum Zeugen von den Tagwerken der himmlischen Allmacht und Gnade.

Und auch ich bin unter den zahllosen Wundern der göttlichen Macht selbst ein Wunder, welches sich nicht begreifen kann, und keines der geringsten. Der menschliche Geist schwebt höher, als alles Irdische, und trägt in sich das Bild der Welt und der Gottheit. Er ist die Krone, die lezte und lieblichste Blume der Schöpfungswerke, zwar fest mit den Wurzeln am Erdball haftend, aber das Haupt durch den Himmel hebend zur Gottheit. Darum mische sich meine Freude, mein Gebet, in den Jubel Deiner Schöpfungen. Auch meine Seele ist Dein Werk, Weltenvater, Namenloser! Auch ich bin Dein Kind, das Du aus dem Nichts der Seligkeit riefest. Ja, auch ich darf in dem prachtvollen Heiligthume Deines Weltgebäudes mich Deiner Größe freuen; darf vor Dein Antliz treten und Anbetung bringen.

Wer bin ich? Erde aus Erde! und doch würdigst Du mich, Erbarmer, Liebevoller, Deine Pracht anzuschauen und Dich zu verherrlichen! Dennoch umströmst Du mich mit Seligkeit, und lässest mich aus den Entzükungen, die mich beim Anblik Deiner Werke durchdringen, die höhern Bestimmungen meines künftigen Daseins ahnen.

Das Wasser.

Unvergänglichkeit heißt der Stempel, welchen der Schöpfer Allem aufdrükte, was er geschaffen hat. Selbst das Irdische dauert unvergänglich fort. Es mag hundertmal seine Formen abändern: der erste Stoff bleibt immerdar, er erscheine uns nun in Luft aufgelöst, oder als Stein, der zur Erde verwittert; oder als Erde, die in Pflanzen übergeht; oder als Pflanze, welche die Nahrung lebendiger Geschöpfe wird; oder als lebendiges Geschöpf, welches stündlich durch die Ausdünstung einen Theil seines Körpers in die Luft wieder zurükgibt, oder im Tode durch seinen Staub die fruchtbare Erde vermehrt.

Nichts Erschaffenes kann ganz vergehen. Nichts kann sich ganz aus dem unendlichen Weltreich Gottes verlieren. Vergehen und Sterben heißt nur: Gestalten und äussere Verbindungen abändern, und mit andern wechseln. Willst du diesen Tausch der Formen nicht Tod heißen, so ist im Weltall kein Tod.

Dies lehrt mich die Betrachtung der Natur an jedem Tage. Ich sehe in ihr nur einen beständigen Umtausch der Gestalten, eine beständige Auflösung und Verjüngung. Im Herbste sanken tausend und tausend Wesen in den Staub; der Frühling ist begonnen, und tausendmal tausend neue Wesen steigen blühend wieder ins Leben auf. Die junge Pflanze, welche aus dem kleinen Samenkorn hervorkeimt und grünt und blüht, hat ihren Schmuk, ihre Hülle nur von dem Staub ihrer verwesenen Mutter geborgt. Und ist es ein Anderes mit dem Leichnam der Menschen?

Die Natur ist unaufhörlich in gährender Thätigkeit. Ohne Ruhe bewegt sich Alles nach Gottes ewigen Gesezen. Wir schlafen, aber die Kräfte der Schöpfung kennen keine Rast. Wir schlafen, aber während unsers Schlummers ziehen die Gestirne über uns hin, wandelt die Jahrszeit, arbeiten die Pflanzen, rauschen die Quellen, ziehen die

Wolken, sinkt der Thau, strömen die Winde. Wir schlafen, aber ohne Bewußtsein bleibt unser Athem thätig, rollt das Blut in den Adern fort, und jede Fiber, jede Muskel ist in uns voll handelnden Lebens. Wir schlafen, aber Gott wacht, und die Ordnung der Dinge geht ihren Gang. Ein augenbliklicheS Stoken der Millionen Getriebe und des unsichtbaren Räderwerks in der Weltuhr wäre Weltenzerstörung.

Nie bin ich geneigter, die Größe und Macht der göttlichen Weltregierung zu beobachten und zu bewundern, als wenn ich mir selbst überlassen auf einsamen Lustgängen wandle, und hier das rastlose Blühen, Leben und Sterben von lebendigen Geschöpfen und Pflanzen um mich her wahrnehme, auf die kein Sterblicher schaut, und die Gott erhält. Nie wird das Bild der stillen Unvergänglichkeit heller, als wenn ich am Ufer eines Baches durch die schöne, blumengeschmükte Einöde hinwandle, und unaufhörlich Welle an Welle an meinem Fuß vorüberrauscht. Die Wellen rinnen dahin; sie flossen seit Jahrtausenden; sie werden Jahrtausende fließen, und nie enden. Sie eilen zum Weltmeere, aber das Weltmeer erzeugt und nährt auch die Quellen der Bäche wieder.

So halten die Gewässer des Erdballs ihren ewigen, nie unterbrochenen Kreislauf. Sie sind in dem Weltkörper gleichsam das Blut desselben, welches durch verborgene und wunderbar verschlungene Adern seinen Umlauf hält, die Quellen versieht und den Himmel mit Wolken bedekt.

Es steigt ringsum von der Oberfläche der Erde in Dampfgestalt verwandeltes Wasser alltäglich und allnächtlich zum Himmel. Nebel nennen wir die sichtbaren Ausdünstungen, wenn sie uns nahe, Wolken, wenn sie hoch über unsern Häuptern schweben. Sie bilden den wohlthätigen Regen, welcher den lechzenden Erdboden erfrischt, und die Pflanzen erquikt, wenn sie in des Sommers Hize zu verschmachten drohen. Oft ist unser Himmel heiter und die

Erde ausgetroknet; die Blumen welken; Gras und Kräuter hängen schlaff nieder und drohen zu verdorren; selbst die Thiere des Feldes schmachten vor Durst. Woher ein Regen, der Alles überströme. Da der Himmel wolkenlos, der entkräftete Erdboden fast ohne Ausdünstung und die Luft glühend ist?

Sturmwinde, die Diener Gottes, führen aus tausend Meilen weiten Fernen plözlich Gewölke herbei.

Nebel, die in den entlegensten Welttheilen aufsteigen, beschatten nun als Wolken unsre heimathliche Flur, und Dünste, die in unbekannten Wildnissen sich bilden mußten, fallen jezt in fruchtbaren, erquikenden Tropfen auf unser vaterländisches Feld. Wie muthig erheben die getränkten Kräuter und Blumen nach dem warmen Regenschauer ihre Gestalt; wie grün stralen die Wiesen, wie frisch die benezten Wälder; wie balsamische Wohlgerüche durchfliessen die abgekühlte Luft!

Den reichsten Wasserschaz auf dem festen Land sammeln aber durch Gottes weise Veranstaltung die Gipfel der Hochgebirge. Sie sind gleichsam die Vorrathskammern von diesem Theil des Schöpfersegens, der von da uns jederzeit, doch sparsam und zur Nothdurft, zufließt. Denn ausser jenen tiefen Quellen, welche Absonderungen des Meeres sind, die sich in verborgenen unterirdischen Klüften verloren und durch ihren eigenen Druk zwischen den Spalten der Felsen bis zur Spize der Berge emporgetrieben wurden; ausser den nie ganz schmelzenden ungeheuren Schnee- und Eislasten, die der Rüken der Berge trägt, und von woher beständig Wasser abfließt, ziehen auch die Wälder der hohen Berge gern die Nebel an, welche sich dort in Tropfen niederschlagen und so durch ihre Feuchtigkeit die Quellen mit Wasser vermehren.

Daher sind die meisten und höchsten Gebirge der Welt alle quellenreich. Kleine Bächlein tröpfeln unaufhörlich vom Nebel und Schnee an den Felsen nieder, und werden zum

geringen Bach, den, wie er abwärts fließt, links und rechts neue Quellen mit ihren Beiträgen vergrössern. So kommt er als Waldstrom aus dem Hochgebirg, und sammelt andre ihm zueilende Bäche, und breitet sich aus, und wird zum majestätischen, dahinrauschenden Fluß. Er scheidet Länder von Ländern, Völker von Völkern, nimmt alle ihre Bäche und Flüsse auf, und stürzt seinen Wasserreichthum, nach vollbrachtem Lauf, ins Meer.

Das Meer bedekt die niedrigsten Gegenden des Erdbodens. Daher senken alle Flüsse, Ströme und Bäche dahin, und wo unterwegs eine grössere Tiefe ihren Lauf hemmt, bildet sich ein weiter See.

So wird das Meer, diese Mutter aller Gewässer, wieder dankbar von ihren Kindern genährt. Wahrscheinlich ist unser ganzer Weltkörper anfänglich, und Jahrtausende lange überall vom Meer bedekt gewesen. Dieß war der große Augenblik, von dem die heilige Schrift sagt: Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe, und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser. 1. B. M. 1, 2.

Noch bezeugen uns dies die Ueberreste des Weltmeers auf den Gipfeln der höchsten Gebirge. Nur erst langsam stiegen diese aus den Wellen hervor, je nachdem die Gewässer sich im Innern des großen Erdballs versenkten, oder durch unterirdische Feuer der Rüken grosser Länder über die Oberfläche des Wassers hervorgedrängt wurde. Das war, wo Gott sprach: Es werde eine Feste zwischen den Wässern. 1. B. M. 1, 6.

Aber auch bis auf den heutigen Tag bedekt immer noch das Meer den größten Theil des Erdballs, also, daß die bewohnten Welttheile nur als grössere oder kleinere Stüke abgetrokneten Landes, als einzelne Inseln, daraus hervorragen, und der Erdball noch immer gleichsam ein ungeheurer Wasserball zu sein scheint. Denn das gesammte trokne Land beträgt gegenwärtig noch kaum einen Flächenraum von dritt-

halb Millionen Meilen ins Gevierte, während ringsumher der Ocean beinahe sieben Millionen Meilen einnimmt!

Allein diese ausserordentliche grosse Wassermasse scheint nothwendig, theils um die Quellen der festen Länder und deren Flüsse reichlich zu nähren, theils um die Luft zu verbessern, für Gesundheit und Gedeihen aller lebenden Geschöpfe. Denn unaufhörlich steigen Millionen feiner Wassertheile als Dünste in die Höhe — gleichsam ein Regen des Weltmeers gegen den Himmel, der ihn als Landregen auf unsere Felder niedergießt; unaufhörlich verschlingt das Wasser die in der Luft befindlichen giftigen Dämpfe, welche Menschen, Thieren und Pflanzen verderblich sein würden.

O erstaunungswürdige Regsamkeit in der Natur, o unergründliche Weisheit der Schöpfung. Wie achtungslos wandle ich oft unter allen Wundern des allmächtigen Gottes dahin. Der Tropfen, welcher vom Himmel herabfällt, die Blumen zu laben, oder das unbemerkte Moos am Felsstein zu erfrischen, ist ein Theil des Weltmeeres, herbeigeführt auf des Sturmes Fittig, und verwandelt durch geheime Kräfte in den Höhen des Himmels, wohin die Macht keines Sterblichen reicht. Erde und Himmel sind in ewiger Wechselwirkung mit einander; — hier ist keine todte Natur! Auch der Erdball, den ich jezt bewohne, hat sein besonderes Leben, sein Aus- und Einathmen — Alles ist Leben in Gott. —

Der gestirnte Himmel.

Wenn am Abend das schöne Licht des Tages verschwindet, wenn finstere Schatten Stadt und Dorf, Felder und Gebirge umziehen, wenn das laute Geräusch des Lebens verstummt, und alle müden Sterblichen und alle lebendigen Geschöpfe zum Schlaf niedersenken; wenn gleichsam ausgestorben der weite Erdball wie ein Todter im dunkeln Grabe versunken ruht: dann erhebt sich mit begeisternder Feier-

lichkeit die Nacht, und vom Himmel herab stralen die ewigen Gestirne in unsre Finsterniß hernieder; wir sehen keinen Erdball mehr mit seinen Schönheiten und Wildnissen — wir sehen nur fremde Welten, die aus der Unendlichkeit des Weltalls freundlich herablächeln.

Jede Nacht erneuert mir das Vorbild von meinem Tode. Der Schlaf, des Todes Bruder, will mir die Augen schliessen; meine Gebeine sehnen sich zur Ruhestätte; die Welt hat keine Reize mehr, die verfinsterte Erde hat ihr Licht und ihren Schmuk verloren; nur noch der Himmel stralt. Schließt dereinst der Tod mein brechendes Auge, und versinkt dies Leben in Nacht auf ewig — habe ich Alles verloren — dann glänzt noch der Himmel dann erst schließt sich die Ewigkeit stralend vor mir auf.

Die Weisheit des Schöpfers hat dies Alles nicht vergebens also geordnet. Nicht vergebens mahnt er mich durch die Nächte, welche den Erdball verdunkelt, an die Zeit, da er auf immer unter mir verschwinden wird. Nicht vergebens läßt Gott die stralenden Welten des Himmels aus unermeßlichen Fernen allmählig auf mich niederleuchten. Sie ermahnen mich an die Erscheinungen der Ewigkeit, an mein Fortdauern jenseit des Todes. Jene entfernten Sterne sind Weltkörper, alle unendlich grösser, als der Erdball, welchen ich jezt noch bewohne. Sie schimmern mit ewigem Licht aus der Unendlichkeit nieder. Sie verkünden die Grösse des Schöpfers, die Gnade des ewigen Vaters, sie sind die Wohnungen im göttlichen Weltall.

Die Hälfte meines Lebens ist Tag; die Hälfte meines Lebens kann ich mich irdischen Geschäften weihen und dieser Welt gehören. — Aber auch die Hälfte meines Lebens ist Nacht, und fremde Welten flammen im unendlichen Firmament über mir, die mir zu sagen scheinen: „Betrachte uns! du gehörst nicht der Erde allein an; du gehörst auch dem Himmel an. Du bist aus Leib und Geist zusammengesezt;

deine Zeit besteht aus Tag und Nacht, du gehörst zur Hälfte dieser Welt, aber auch zur Hälfte der Ewigkeit an. Vergiß über der Erde nicht des Himmels.

Nie erscheine dir die Pracht und Herrlichkeit des Sternenhimmels, ohne den Gedanken der Ewigkeit zu fassen. — Nie erhebe dein Auge zu den flammenden Sonnen und Erden des grenzenlosen Weltalls über dir, ohne der Majestät Gottes und seiner Allmacht zu gedenken, die zu erfassen kein menschlicher Verstand vermag.

Denke dir, indem du hinaufschauest, jener Sterne unendliche Mannigfaltigkeit und Anzahl. Mit blossen Augen kann man beim reinsten Himmel des Nachts beinahe eilfhundert Sterne, das heißt eilfhundert Weltkörper zählen, die grösser als unser Erdball sind. Wird aber der schwache Blik des Auges durch die Kunst der Fernröhre bewaffnet und schärfer: so erkennt man in dem ungeheuern Raum des Himmels, welchen wir übersehen, achtzigtausend Sterne, von denen einer immer tiefer hinaus im ewigen Raum des Weltalls steht, als der andre. Durch die besten Fernröhre aber entdekt man eine noch bei weitem grössere Summe von Gestirnen. Könnte menschliche Kunst das Auge noch mehr schärfen, daß es in noch fernere Gegenden des unendlichen Weltalls dringen würde — die Zahl der Himmelskörper wäre nicht mehr durch menschliche Worte auszudrüken.

Aber die Entfernung der Gestirne von unserm Erdball ist nicht weniger ausserordentlich groß, als deren Menge. Die meisten dieser Sterne schweben in so ungeheurer Weite von uns, daß sie auch durch die allerkostbarsten Fernröhre nicht grösser erscheinen, als wir sie mit blosen Augen sehen. Es gibt keine Zahl, ihre Entfernung von uns auszudrüken. — Einer der allernächsten Sterne für uns, und zwar derjenigen Sterne, die mit eigenem Lichte glänzen, ist das prachtvolle Tagesgestirn, die Sonne. Sie vergrössert sich noch durch das Fernrohr betrachtet, und doch beträgt ihre

Entlegenheit von uns einundzwanzig Millionen Meilen! Welche mächtige Ferne!

Wie klein erscheint in dieser Ferne der prachtvoll stralende Weltkörper, den wir Sonne nennen, er, der doch viel größer ist, als unser Erdball! —

Welche Grösse des Weltalls! welche Unendlichkeit! Und doch sehen wir gewiß nur den geringsten Theil dieser im grenzenlosen Himmelsraum wandelnden Sonnen und Erden. Noch stralen und wandeln Millionen und Millionen derselben in weit entlegenen Gegenden. Denn von Jahrhundert zu Jahrhundert haben die Sternkundigen hin und wieder einen neuen, fremden Stern erblikt, der viele Jahre lang neben andern Gestirnen leuchtete, dann wieder schwächer glänzte, und, sich in die Ewigkeit des Weltalls verlierend, verschwand. Wohin ging er? wem leuchtet er jezt? — Eben so erscheinen von Zeit zu Zeit jene unter dem Namen der Kometen bekannten Gestirne. Sie treten aus unbekannten Fernen allmählig immer heller hervor, stralen mit sonderbarem Glanz, wenden sich wieder von uns ab, werden, je weiter sie in den grenzenlosen, weiten Weltraum zurükkehren, kleiner, leuchten immer blässer, bis sie dem Auge ganz entfliehen. Wer sagt uns, wo im uferlosen Weltall ihre Heimath sei?

Jene Tausende von Sternen, welche wir am unbewölkten Nachthimmel mit bloßen Augen erkennen mögen, gleichen darin unserer Sonne, daß sie, wie diese, mit eigenthümlichem Lichte stralen. Es sind also wahrhafte, aber unbeschreiblich weit von uns prangende Sonnen, geschaffen, um andre, dunkle Weltkörper oder Sterne zu erleuchten, die kein eigenes Licht haben, wie unsere Erde, oder wie der Mond, oder wie andre Sterne, die wir unter dem Namen Planeten kennen.

Zehn solcher Hauptplaneten, welche Licht von unserer Sonne erborgen (ohne Sonne versänken sie und wir in ewige Nacht und Erstarrung), schweben um die Sonne. Sie

alle sind Erden, wie unser Erdball; ihrer viele sind kleiner, andre grösser, als der Stern ist, welchen wir noch heute bewohnen. Und die allernächste von diesen Erden ist doch noch acht Millionen Meilen weit von der Sonne entfernt; aber derjenige Erdball, der am allerentferntesten von der Sonne schwebt, ist beinahe vierhundert Millionen Meilen weit von ihr. Die Einbildungskraft scheudert, wenn sie an diese unermeßlichen Räume denkt, in denen so viele grosse Welten sich frei schwebend um die Sonne, wie um ihren erwärmenden und beleuchtenden Mittelpunkt schwingen. Die Seele verliert sich in dem Unermeßlichen, und zittert vor der unbegreiflich hohen Majestät des Schöpfers.

Und wie unsere Sonne, um welche unser Erdball schwebt, zehn andern grössern Weltkörpern nebst andern Monden Licht und Tag giebt: sollten jene tausend Millionen Sonnen, welche uns nur als kleine Sterne erscheinen, ihr Licht vergebens ausgießen? Sollten sie nicht auch jede ihrer dunkeln Weltkörper um sich her zu beleuchten haben? — Wie unendlich weit also muß eine Sonne, ein Stern mit seinen Nebenweltkörpern vom andern Stern entfernt sein, wo wir sie am Himmel alle gedrängt beisammen zu sehen wähnen! Also scheinen oft in einem Walde die fern von einander stehenden Bäume, aus gewisser Ferne betrachtet, doch beisammen befindlich zu sein.

O Gott, o majestätischer, durch unendliche Schöpfungen verherrlichter Gott, welch eine Pracht, welch ein Ozean des Lichts und des Lebens, welche Unermeßlichkeit, welche Ewigkeit! — Wenn ich den Himmel ansehe, Deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die Du bereitet hast: o, was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkest? und des Menschen Kind, daß Du Dich seiner annimmst? Ps. 8, 4. 5.

Aber mein Erstaunen über die Grösse des endlosen Raums, welchen ich Sternenhimmel nenne, steigt mit jeder neuen Betrachtung. Ich sehe einen hellen, weißglänzenden Streifen, wie eine entfernte hellglänzende Wolke, mitten

durch den heitern Nachthimmel gezogen. Dieser weisse, ewigbleibende Schimmer wird von uns Milchstrasse genannt. Umsonst will das Auge, mit den köstlichsten Fernröhren bewaffnet, diese erhellte Himmelsgegend durchforschen. Es findet nichts, als ein ungeheures Meer unveränderlichen Glanzes. Es sind die verworrenen Stralen von Millionen und abermal Millionen entfernter Sonnen, es ist das Licht von so weit im unermeßlichen Abgrund der Himmel befindlichen Gestirnen, daß wir diese selbst nicht mehr sehen können. Nur der lezte matte Schimmer ihrer Stralen rührt noch schwach unsern Blik. Wohnten wir auf einem andern, jener Milchstrasse näher schwebenden Weltkörper, dann würden wir, statt des weißglänzenden breiten Streifens am Himmel, einen Ozean von Glanz und Licht aus Milliarden Sonnen, Stern so dicht an Stern gedrängt sehen, daß Alles nur ein einziges Feuer zu sein schiene.

Und wie, sollten jene Erden, jene Millionen Welten, todt und unbevölkert geblieben sein? — Die Allmacht Gottes hätte sie ins Dasein gerufen ohne Absicht und Zwek? — Nur unser Erdball, einer der kleinsten aller Weltkörper, ein bloses Staubkorn im unendlichen Weltgebäude, genösse allein den Vorzug, von vernünftigen Wesen bewohnt zu sein, die Gott verehren und seine Herrlichkeit anbeten können? — Wer möchte dies glauben? — Wer kann es glauben, daß des Schöpfers unerschöpfliche Macht und Güte, die auf unserer Erde auch den kleinsten Grashalm mit Gewürmen und Thieren aller Art bevölkerte, die größten Welten todt und öde ließ? — Nein, nein — das Weltgebäude ist nicht ausgestorben! Geister, die Gott verehren können, bewohnen auch die übrigen Welten und Reiche, und verherrlichen seinen Namen. Der Erdball, auf welchem wir leben, und dessen Dasein gar nicht einmal vermißt werden würde unter so vielen Millionen Welten, wenn er in Nichts verschwände, dieser Erdball, sage ich, der gleichsam nur ein Sonnenstäubchen im unermeßlichen All des göttlichen Rei-

ches ist, dieser Erdball ist nicht allein ein Wohnplaz vernunftbegabter Geschöpfe! — Andre Wesen, wohl vollkommener und edler noch, als wir, leben in andern Welten. Auch sie gehören zu der Familie des himmlischen Vaters; auch sie sind Bürger des Reiches Gottes, und vollziehen vielleicht seinen heiligen Willen vollkommener als wir. O, welche erhebende Aussicht in das Reich der Unendlichkeit! Welche endlose Stufenfolge geistiger Vollkommenheit! Wie dehnt sich die Laufbahn vor meinen Bliken!

Anbetend sinke ich, ewiges, höchstes Wesen, ich armer Staub, vor Dir im Staube hin! Du, dessen Namen, dessen Grösse Millionen Wesen, auf Millionen Welten, mit Andacht feiern; Du, der allbeseligend im unendlichen Ganzen wohnt, und Freude und Entzüken über alle Sterne hinstreut; Du, in dessen Lichte unermeßliche Welten, wie geringe Sonnenstäubchen spielen, und dessen Schöpfungen keine Schranken kennen; Herr, Herr, vor dessen Majestät alle Geister ehrfurchtvoll beben, und der Seraf schaudernd das Antliz verhüllt — du Höchstes, du Ewiges, du Alles! Du bist mein Vater! —

Ach laß mich Dich Vater nennen! In dem Worte liegt mir nun ein nie empfundener Himmel, eine Seligkeit, eine Beruhigung, werth, von Engeln genossen zu sein. — Vater, Vater, der Du bist in den Himmeln, Dein Name wird in tausend und tausend Welten geheiligt. Dein Reich ist auch zu unserm Erdenstern gekommen, und umfaßt beglükend die weite Ewigkeit.

Ja, wenn die Nacht mit begeisternder Herrlichkeit emporsteigt, und sie den Schleier von Sonnenstralen hinwegzieht am Firmament; wenn wunderbar aus ewigen Fernen aus den Tiefen des Weltalls, tausend neue Sonnen, neue Erden schimmern: dann hebe sich mein entzükter Blik nie wieder zur stillen Pracht der Gestirne, ohne Deiner Hoheit, Grösse und Macht zu gedenken.

Jene Gestirne predigen Deine Majestät herrlicher, als

es der Geist eines Sterblichen vermag. Jene Gestirne, die aus dem ewigen All mich anstralen, sind heilige Offenbarungen von oben her, sind Profeten der Ewigkeit, die mich anrufen. Sie sind Weissagungen von dem unbekannten Jenseits, welches mich erwartet. —

Gott im Sturm.

Zu den majestätischen Schauspielen; welche die Natur in ihrer Mannigfaltigkeit zuweilen darbeut, gehört die Gewaltigkeit der Sturmwinde. Wenn diese sich in ihrer Kraft erheben, daß die Wälder erbrausen, die Thürme zu wanken, die Berge zu erschüttern scheinen, bebt noch ängstlicher oft das leicht verzagte Menschenherz; besonders wenn mit dem Schreken des Sturmes sich die Finsterniß der Nacht verbindet. Der Aberglaube heidnischer Völker wähnt, daß es die Luftgeister sind, welche im Kampf wider einander rasen. Doch auch den Kristen fehlt es nicht an Abergläubigen, welche den Sturmwind für den geheimnißvollen Verkünder irgend einer bevorstehenden unglüklichen Begebenheit des Landes, für die Anzeige vom nahen Tode einer hohen Person, oder den Ausbruch eines Krieges oder einer andern Landesplage ansehen. Wie beinahe allezeit, ist auch hier die abergläubige Meinung daher entstanden, daß ungebildete Leute in ihrer Unwissenheit dasjenige mißverstanden haben, was vernünftige Leute als sehr natürliche Wirkungen gedeutet hatten. Wohl melden Orkane oder heftige Stürme allerlei Unglüksfälle an, nicht die erst geschehen sollen, und mit ihnen ausser Verbindung sind, sondern solche, die sie selbst verursachen, und die wir erst später erfahren: Schiffbrüche auf dem Meere, Feuersbrünste, Zusammensturz einzelner Gebäude und andere Erzeugnisse.

Wegen solcher Unglüksbegebenheiten, und weil sie uns oder unsere Freunde und Bekannte treffen können, sind da-

her wohl auch Personen, welche nichts weniger als abergläubig sind, während der tobenden Winde in sorgenvoller Unruhe, und sehnen sich nach dem Augenblik zurükkehrender Luftstille. Die Besorgniß wird durch das Schauerliche der großen Naturerscheinungen erhöht. Denn es scheint unter der Macht heftiger Sturmwinde das ganze Weltall um uns her in Aufruhr. Die Wolken des Himmels fliegen schnell und finster dahin, von der Geissel des Windes verfolgt; finstere Staubwolken steigen kreisend empor vom Boden und wandeln über die Ebenen, wie ungeheure Rauchsäulen. Die Bäume, groß und klein, verworren, umhergerissen, beugen sich seufzend; ihr Laub fliegt; man hört das Krachen ihrer gebrochenen Aeste. Die hohen Wälder heulen geschlagen. Es fallen die mächtigsten Tannen des Forstes, wie Halme gebrochen; ihr Sturz ist zerschmetternd über andre. Der Boden regt sich über den zukenden Wurzeln der vielhundertjährigen Eichen. Die Thiere flüchten zitternd in ihre Höhlen. Die Vögel verbergen sich angstvoll. Die Menschen verstehen gegenseitig ihren Ruf nicht mehr; denn die ganze Natur ist Stimme geworden. Jeder Strauch, jeder Stein, jedes Gebäu giebt Töne und Geschrei. Die Ziegel prasseln von den Dächern der Wohnungen, man fürchtet den Sturz der erhabenen Thürme. Die Gebäude werden erschüttert; aber der Geist des Kristen bleibt unerschüttert. Er sieht in der Furchtbarkeit des Sturmes, in der Entsezlichkeit des empörten Elements die segnende Hand seines Gottes.

Denn wie grauenvoll auch der Anblik des Sturmwindes, und wie gefährlich seine Herrschaft ist, besonders einsamen Schiffen auf den Meeren, die oft von ihm in die Tiefen der Wogen niedergerissen, oder an Klippen zerschmettert werden, ist das Alles doch im Ganzen nicht verheerender und verderbensvoller, als jede andere grosse Naturerscheinung; vielmehr eben so wohlthätig für das Ganze, dem nur ein kleiner Theil geopfert wird.

Dies wird uns um so deutlicher, wenn wir uns erinnern, daß die Luft, in der wir umherwandeln, die wir athmen, die sogar mit ihren feinern Stoffen unsere Gesundheit nährt, gleichsam ein weites, den ganzen Erdball umgebendes und hoch über ihn hinausgehendes Meer ist, in welchem wir leben und uns bewegen, wie der Fisch sich in einer dichtern Flüssigkeit, nämlich im Wasser bewegt. Der Fisch, aus dem Wasser gehoben in die feinere Flüssigkeit der Luft, stirbt. Der Mensch, wenn er sich über den Luftkreis, der sein eigenthümliches Element ist, hinausgeht, wenn er entweder in den Luftschiffen über die Wolken des Himmels emporzusteigen wagt, oder die Gipfel der höchsten Gebirge erklettert, wo keine Pflanze, auch kein Moos, keine Flechte mehr gedeihen mag, verliert das Vermögen zu athmen; seine Kräfte schwinden, das Blut dringt ihm aus Lippen und Augen hervor.

Auch eine andre Aehnlichkeit hat, rüksichtlich auf das Lebensvermögen, das Element des Wassers mit dem Meere der Lüfte. Stillstehende Wasser werden zu faulen Sümpfen; werden den Fischen, die in der beweglichen und immer erneuten Fluth fröhlich baden, giftig und tödtlich. So würde das Luftmeer, in welchem wir wandeln, uns giftig und tödtlich werden, ein faulender Sumpf pestilenzialischer Dünste, eine ungeheure Quelle des allgemeinen Todes für Alles, was auf Erden wohnt, nicht nur für Menschen, nein, auch für Thiere und Pflanzen, wenn die beweglichen Luftwellen nicht in beständiger und zuweilen in starker Regung wären.

Und dafür sorgte der, dessen Liebe das Weltall gebaut hat. Seiner Allmacht waren unzählbare Mittel zu Gebot, das Luftmeer in beständiger Erschütterung zu erhalten. Er legte diese Mittel, die Keime der Sturmwinde, in die Natur dieses Elementes selbst. Noch kennt sie der Mensch nicht alle, doch schon viele. Er gebot der Sonne und dem Monde, diese Keime abwechselnd zu weken oder zu unterdrüken;

und so mußten aus den weiten Fernen des Himmels entlegene Weltkörper die Diener unserer Gesundheit, die Pfleger unsers Wohlseins werden.

Also werden die Windstürme, wie grausenhaft auch zuweilen ihre Gestalt sein mag, nur Diener der göttlichen Gnade gegen das menschliche Geschlecht.

Wie kann ich doch zuweilen so kleinmüthig sein, da ich sehe, wie gnädig und milde er überall seine Regierung führt in der belebten und unbelebten Natur! Wie kann ich doch auch verzagen, wenn es mir nicht immer so geht wie ich es in meiner Einfalt, und wahrlich in meiner Kurzsichtigkeit oft, ohne daß ich es glaube, zu meinem eigenen Schaden, wünsche! Er der alle unsichtbare Faden des Schikfals in seiner Hand zusammen hält; er, der allein weiß, wohin er mich durch die Finsternisse meines Daseins führen will; er, der mich wahrlich nicht vergebens hineingerufen hat in das Weltall, und zum Genossen des Lebens, und der Erkenntniß seiner Macht und Herrlichkeit — er läßt mich nicht verderben. Und wenn es mir auch böse geht, und ich Trübsale leide — kann ich wirklich sagen, daß es böse sei? Erwarte doch ruhig und vertrauensreich den Ausgang, dann wirst du erfahren, wie er es mit dir wohlgemeint hat, selbst dann, wenn du glaubst, er habe dich verlassen und versäumt.

Geben wir doch unsern thörichten Vorwiz und den vermessenen Stolz auf, klüger zu sein, als der, welcher die Verhältnisse regierte, ehe wir auf Erden waren, und sie weislich leiten wird, wenn wir nicht mehr hier sind! Wie können wir die Fügungen dessen beurtheilen, wie können wir die Zweke dessen begreifen, der aus den Stürmen segnet und aus den Gewittern Ueberfluß und Fruchtbarkeit sendet? Was wissen wir von seinen Rathschlüssen, wir, die wir nicht einmal einsehen und begreifen, wie er den Grashalm gebaut und die Müke belebt hat, die ihr kurzes Dasein freudig im Sonnenstral vertanzt?

Und wie sehr wir uns auch kümmern, wie bitter wir

auch über unser Loos murren: Gott der Alleingütige, der Alleinweise, hat es beschlossen, und Himmel und Erde wirken zusammen, den heiligen Beschluß des Allmächtigen zu vollstreken. Wozu dein Kummer, wozu dein Murren, als dir selbst und vielleicht auch Andern Beweise deiner Thorheit zu geben, wie das unmündige Kind, welches den liebevollen und erfahrnen Aeltern wider seinen Willen und doch zu seinem wahren Glüke gehorchen muß!

Ja, je näher ich dich, mein Gott, mein Vater, in deinen Werken erkenne, aus denen du zu mir und zu allen deinen Erschaffenen täglich redest, je lebendiger überzeugt mich Alles, daß das wohlgethan ist, was du thust.

Der Schnee.

Wenn an einem lieblichen Frühlings- oder Sommermorgen die abwechselnde Herrlichkeit unzähliger Blumen und Blüthen unser Auge entzükt, ein unsichtbares Meer von Balsamdüften uns umschwimmt, eine milde Wärme uns umweht, und das Schwirren des Käfers, das Sumsen der Biene, der Gesang der Vögel um uns ertönt oder wenn der reiche Herbst die hohen Saaten vergoldet, mit Beeren und Früchten aller Gestalt die Zweige der Bäume und Gesträuche niedergebeugt, und statt des Grüns endlich dem Laube der Wälder einen vielfarbigen Schmuk giebt, — dann empfinden wir dieses reine, stille Entzüken, welches nur die Anmuth der Natur gewähren kann, und die Seele gefühlvoller Kristen zur Anbetung des grundgütigen Schöpfers stimmt.

Doch wahrlich ist die feierliche Pracht eines schönen Wintertages nicht geringer, wenn Alles vom Froste starrt, die ersten Sonnenstralen im Reif sich spiegeln, dessen Kristalle, wie blizende Diamanten, wunderbar von den Händen der Natur um alle Zweige gehängt sind; wenn Höhen, Thä-

ler und Ebenen vom reinsten weisen Schnee überlagert schimmern, in dessen zarten Eisspizen die Sonne alle Farben spiegeln läßt; wenn dieser helle Silberteppich, dekt, die weite Landschaft zu einer unabsehbaren, schönen Einsamkeit verwandelt hat, in welcher wir uns kaum wieder erkennen; und wo wir uns, wie durch einen Zauber, in ganz fremde Gegenden versezt wähnen. Die Winterlandschaft, das Einfache und doch Blendende ihrer weissen Hülle, das grosse, ewige Schweigen nah und fern, erregt in uns unwillkührlich die Empfindung des Erhabenen, wie der Sommer das Gefühl des Anmuthigen aufwekt. Wer, wenn er nicht mit thierischer, dumpfer Gleichgültigkeit, durch seine Tage hingeht, sollte noch nie von jenen Empfindungen im Winter gerührt worden sein!

Doch der gewöhnliche Mensch, wenn ihn schon das Schauspiel der winterlichen Welt vergnügt, nimmt es auch nur wie ein Schauspiel. Er theilt beim Anblik desselben seine Freude in Worten der Bewunderung mit, ohne einer geistigen Erhebung fähig zu sein. Anders der Krist. Er sieht in der Natur immer zugleich die Majestät des Urhebers. Immer ist er in Gedanken dem allgegenwärtigen Gott nah. Seine Freude, seine Bewunderung, sein stummes Entzüken wird zum Gebeth und Psalm.

So sah von jeher jeder höhere Sterbliche die Verwandlung der Natur. Nicht dies allgemeine Schweigen in den beschneiten Fluren, nicht dieser Farbenglanz, nicht die Spiegelflächen des Eises auf Strömen und Seen, sind das Bewunderungswürdige, sondern die geheime, unendliche, zwekvolle Schöpfungsmacht des gütigen Weltvaters. So betrachtete David, der grosse königliche Beter, die Natur. Immer schwang sich vom Anblike der Schöpfungen sein andächtiger Geist zum Schöpfer hinauf. „Unser Herr ist groß," sang er, „unser Herr ist groß und von grosser Kraft; und er ist unbeschreiblich, wie er regiert. Er giebt Schnee wie Wolle; er streut Reif, wie Asche. Er wirft seine Schlos-

sen wie Bisse; wer kann bleiben vor seinem Frost?" Ps. 147, 5. 16. 17.

Ja, groß ist er, und unbegreiflich, wie er regiert! — Aber wie wenige Menschen sind es, welche in den merkwürdigen Erscheinungen des Winters etwas Grosses und Unbegreifliches wahrnehmen. Sie sehen die gewaltigen Veränderungen jedes Tages, und erbliken darin nichts, als etwas gewöhnliches. Wie der Rabe über die Schneefelder hinfliegt, seine Nahrung zu suchen, ohne eines andern Gedankens zu sein: so ist die Menge der Menschen, welche, gleichgültig um das, was sie umgiebt, nur Gedanken für Nahrung oder Vergnügen hat. Ihr ist Eis Eis, Reif Reif, Schnee Schnee, und mehr als dies weiß sie nicht zu denken, bemüht sich auch nicht, weiter zu forschen.

Und doch ist schon jede einzelne Schneefloke, wie sie von ihrer Wolke niederschwebt, ein Wunderbild, und verkündet: Er ist unbegreiflich, wie er regiert! — Wie entspringen diese ungeheure Massen zartgefrornen Wassers in den unendlichen Räumen des Himmels? Wer hält diese Lasten, unter welchen die Zweige der Bäume einbrechen; Lasten, die manche Hütte zusammendrüken, um die doch in vielen tausend und tausend Zentnern federleicht und unsichtbar im Firmament schweben, daß sie nicht niederfallen, bis es Zeit ist, und sanft zur Erde in unendlich kleinen Theilen niedersinken: damit auch der zarteste Halm nicht von ihrem Falle verlezt werde?

Wir können zwar sagen, Dünste ziehen sich über uns in Wolken zusammen und gefrieren, wie sie sich verdichten, und gewinnen grössere Schwere, also daß sie nothwendig durch die Luft herabfallen müssen; — allein welche Kraft ist es, die unbegreiflich schnell am reinsten Himmel plözlich Dünste in Wolken zusammenzieht? Wie entsteht das Gefrieren? Was ist die Kälte? Warum erscheint die Kälte im strengsten Winter bald wirksam in den höchsten Höhen, bald unwirksam? — Ach noch ist dies unbegreiflich; noch

drang das Auge keines Sterblichen in die geheime Werkstatt des immer schaffenden Gottes.

Betrachten wir den fallenden Schnee aufmerksamer, so bemerken wir, daß jede Floke desselben, besonders wenn sie bei stiller Luft herumschwebt, aus einer Menge kleiner, ungemein zarter Eisspizen besteht, welche zuweilen zwar etwas verworren durch einander liegen, meistens aber in einer wunderbaren Regelmäßigkeit zusammenhängen. So bilden sie gewöhnlich kleine, sechsekige, fein durchbrochene Sterne, deren halbdurchsichtige Kristalle auf das zarteste zugespizt sind. Bald gleichen sie fasserigen Blumen wie aus Moos geflochten, bald Federn, bald den Gestalten der Tannen mit ihren regelmässigen auseinander strebenden Aesten. So überaus zart sind diese himmlischen Gebilde, daß der leichteste Wind sie im Fallen wieder zerstäubt.

Jede der feinen Schneeadern ist halbdurchsichtig wie andres Eis. Wird der Schnee fest zusammengedrükt, so verliert er seine Weisse, und wird auch durchscheinender, was er nicht sein kann, so lange er loker auf einander liegt, wo denn eine Nadel von der andern durch Lufträume getrennt ist, und an den vielen Oberflächen das Licht zu häufig gebrochen wird. Es hat der Schnee überhaupt die Eigenschaft, das Licht stark zurükzuwerfen, und es gleichsam damit zu vermehren. Ein langes Wandern in Schneegefilden, von der Sonne beglänzt, überzeugt uns davon. Das Licht ist so blendend und angreifend, daß es nicht nur leicht Entzündung der Augen, sondern selbst Blindheit verursachen kann. Eben diese Eigenschaft aber ist eine der preiswürdigsten Wohlthaten des Schöpfers, besonders in jenen fast immer kalten Ländern, wo ein neun Monden langer Winter fast eine beständige Nacht ist, und die Sonne nur wenige Stunden leuchtet, oft Wochen und Monden lang nicht aufgeht. Dort ist es die Klarheit des Schnees, welche die anhaltenden Nächte und sonnenlosen Tage erhellt, auch dann noch, wenn weder der Mond sein Licht giebt,

noch die Nordlichter ihren dunkelrothen, wundersamen Schimmer verbreiten.

Unser Herr ist groß und von grosser Kraft, und er ist unbegreiflich, wie er regiert. Nicht das Licht, welches der Schnee in den Finsternissen verbreitet, ist seine einzige Wohlthätigkeit: auch seine Wärme verdient Achtung. Nicht daß er an sich selbst warm wäre, aber doch erwärmt er, obschon aus lauter Eisspizen bestehend, Alles, was er bedekt. Er wehret von der Erde und den darin dem Frühling entgegenschlummernden Samenkörnern, Thierkeimen und Gewürmen den Frost ab. Ein Winter mit erstarrender Kälte, aber ohne Schnee, würde für die Welt von weit traurigern Folgen sein, als ein warmer Sommer ohne allen Regen. Die Hize würde nicht so viel versengen, als der Frost in den lezten Keimen und Wurzeln tödten könnte. Mitleidig bedekt der Himmel die Thäler und Wiesen hochliegender Gegenden und die fruchtbaren Triften der Gebirge immer zuerst mit der erwärmenden Schneehülle, und nimmt sie von da zulezt hinweg, weil auf den Bergen und Hochländern die reinste und kälteste Luft am strengsten und anhaltendsten zu herrschen pflegt. Erfrorne Menschen und Thiere, so wie einzelne erfrorne Gliedmaßen, erhalten ihre natürliche Wärme und Leben am leichtesten wieder, wenn sie ganz in Schnee verhüllt oder mit Schnee gerieben werden. — Wie kann ihm so grosse Macht beiwohnen? Ist er nicht selbst ein Kind des erstarrenden Frostes? Wie kann, was in sich nur Kälte trägt, die belebende, milde Wärme herbeiziehen und fesseln? — Mensch, du fragst nach Wundern, und täglich umringen sie dich; dein Fuß wandelt über zarten Gebilden auf Erden, die sich in den Wolken des Himmels erzeugt hatten; kein Künstler mit allem Wiz könnte Aehnliches hervorbringen durch seine Geschiklichkeit, oder könnte die erwärmende Kraft in den Schoos des Frostes, das Leben in den Schoos des Toden legen.

Ausser der milden Erwärmung, welche der Schnee dem

Erdboden ertheilt, führt er auch den Pflanzen selbst eine reine und kräftige Nahrung zu, indem er abschmilzt, und in den feinsten Thau verwandelt, an den Wurzeln der Kräutern, Stauden, Gesträuchen und Bäume hinabschleicht. Sei es, daß er selbst schon gedeihliche Luftarten mit sich verbunden hat, oder wohlthätige Kräfte aus der Luft an sich zieht: er ist der Pflanzenwelt so fruchtbar, als ein Gewitterregen sein kann. Er durchdringt und löset die festern Erdtheilchen gewaltsamer und fressender, als das gemeine Wasser der Flüsse und Brunnen, und selbst des Regens. So düngt er die Felder und Wiesen des Landmanns, während er die Spuren reissender und wilder Thiere verrätherisch offenbart, wenn diese, aus ihren unbekannten Höhlen und Schlupfwinkeln durch den Hunger hervorgetrieben, sich blutdürstig den Heerden oder den Wohnungen der Menschen nähern.

Durch seine Schönheit entzükt er, durch sein Licht erleuchtet er, durch seine Hülle wärmt er, durch seine Kraft befruchtet er. Wer kennt aber allen Segen, welchen die Weisheit des gütigen Schöpfers in diesen einzigen kleinen Theil seiner unermeßlichen Schöpfung gelegt hat? Der Wanderer wie der Landmann, der Wurm wie die Pflanze, der Naturforscher wie das unwissende Kind, erfreuen sich dieser Erscheinung. Kaum fröhlicher mag die Jugend den ersten Blumen des Frühlings, den ersten Früchten des Herbstes begegnen, als sie die ersten fallenden Silberfloken begrüßt, deren jede nur vom Himmel zu kommen scheint, um Zahl und Wechsel ihres Vergnügens zu mehren. Nicht allein der Jugend, auch den Erwachsenen, auch den Greisen, gewährt dieser Anblik Lust. An Alles, was Gott giebt, knüpft Gott eine Freude für seine geliebten Erschaffenen — er will uns froh und glüklich sehen.

Das Wiederverschwinden des Schnees verkündet uns den Ausgang des Frühlings. Zuerst befreien sich die tieferliegenden Ebenen und Thäler von der winterlichen Hülle,

deren Wohlthat sich im Aufsprieſſen zahlloser Blumen offenbart. Der weiſſe Schleier zerreißt, und wird immer weiter zurükgedrängt nach den höhern Gegenden, endlich stufenweise nach den Bergen hinauf bis zu ihren Gipfeln; da vergeht er am spätesten. Denn hier ist es auch, wo der Frost am längsten verzögert und Pflanzen und Thieren die erwärmende Bedekung erst später entbehrlich wird. Aber auf den Höhen der höchsten Berge, wo auch kaum noch Kräuter gedeihen können, bleibt er beständig während der heiſſesten Sommertage liegen. Nur wenige Monden, oft nur wenige Wochen, fehlt er gänzlich auf den höchsten Bergfluren, wo noch nahrhafte Pflanzen für die Viehheerden wachsen mögen; aber gewiß trägt auch die Kraft des Schneewassers nicht wenig dazu bei, daß dort die Pflanzen ihr Aufkeimen, Blühen, und Reifwerden in so auſſerordentlicher Schnelligkeit bewerkstelligen, wie man davon in ebenen, tiefen Ländern keine Vorstellung hat.

Die erhabenen Reviere der Berge, wo der Schnee nie, auch in dem wärmsten Sommer nicht, verschwindet, sind auf den Alpen sieben= bis achttausend Fuß über der Oberfläche, als der niedrigsten Fläche des Erdballs, erhöht. In heiſſern Erdstrichen aber fängt der ewige Schnee erst in einer Höhe von vierzehn= bis fünfzehntausend Fuß über der Meeresfläche an.

Auf jenen, von wenigen Sterblichen besuchten, Höhen ruhen die ungeheuren, unzerstörbaren Schneelagen, durch ihren eigenen Druk in ein halbdurchsichtiges, blaugraues Eis verwandelt, oft hundert und mehr Klafter dik über den Felsplatten und in den Klüften und Abgründen. Was an diesen Eispanzern unterhalb die natürliche Wärme der Erde, die auch in den Gebirgsgipfeln nicht ganz abstirbt, unaufhörlich abschmilzt, oder der Sonnenstral von der glänzenden Oberfläche wegnimmt, ersezt von Zeit zu Zeit immer wieder der frisch hinzufallende Schnee mitten im Sommer, während es in den untern, von Menschen bewohnten Ländern

nur regnet. So sinken die weitläufigen Eislager wie ausgefressene Gewölbe, oben immer neu belastet, nach, und erfüllen die grosse Einsamkeit durch ihr Brechen und Bersten mit furchtbaren Donnern. Wie in den milden Ebenen und Thälern, arbeitet die Natur unablässig auch auf jenen nie besuchten Höhen des Erdbodens. Gott waltet droben in der Einöde, wohin sich selbst der Adler nur selten verliert, wie er überall waltet in Flur und Hütte.

Unser Herr ist groß, dort wie hier, und von großer Kraft, und er ist unbegreiflich, wie er regiert. Denn jene ewig beschneiten Berggipfel sind die Behälter unaufhörlich rinnender Wasserquellen. Daß die reichsten und meisten Quellen den erhabensten Spizen der Gebirge am nächsten liegen, ist eine der weisesten Welteinrichtungen. Denn nur dadurch ist es möglich, daß sie, ehe sie die Tiefe des Meeres erreichten, den weitesten Weg durch die bewohnten Länder fliessen, und alles befeuchten, erquiken und nähren. Der Schnee aber ist es, welcher allein das dauerhafte Rinnen der Quellen unterhalten kann. Denn Regen würde zu schnell herabfliessen, das Höhere bald troken liegen lassen. Fest ruht der Schnee, von den ungeheuren Felszaken hoch über den Ländern der Menschen aufgefangen und gehalten. Schnell verdünstet der Regen; nur spärlich dünstet der Schnee aus, und wird daher weniger leicht verzehrt. In trokenen, heissen regenwarmen Sommern müßten die meisten Quellen aus Mangel an Nahrung nothwendig abstehen, die meisten Bäche versiegen, die meisten Flüsse und Ströme wasserleer und unschiffbar werden. Doch die gewaltigen, Meilen und Tagreise weiten Eis und Schneelasten der Hochgebirge halten dem Ueberfluß und Mangel des Wassers ein wohlthätiges Gleichgewicht. Indem sie Nachts und Tags, Winters und Sommers, fort und fort durch die Erdwärme allmählig und gleichförmig auf ihrer Unterfläche abschmelzen, wie sie oberhalb durch neue Ueberschläge aus den Wolken auch während des Sommers beständigen Zuwachs empfangen, nähren

sie unaufhörlich die Quellen auch in den verschiedenen Jahreszeiten.

Und so wie sie Ländern, Menschen und Thieren die nie versiegenden Wasserströme fanden, sind sie es auch, welche nicht geringen Antheil am Entstehen der Winde, oder an deren Kühlung im Sommer haben. Immer sind Winde, welche über hohe, mit ewigem Schnee bedekte Gebirge ziehen, kälter, frischer und erquikender. Die Verdünstungen der den Wolken nahe liegenden Eisthäler und Schneewüsten erzeugen eben so starke Bewegungen in der Luft, als die Erkältungen, wodurch wärmere Luftströme nachgezogen werden. Und blikte ich hinweg von diesen überschneiten Gipfeln der Hochgebirge, dieser Vorrathskammer der edelsten Wasserquellen, und schaute in jene entfernte rauhen Gegenden, wo der Schnee nur kurze Zeit die Fluren der Völker verläßt: wie viele Wunder und wie vielen Seegen würde ich noch dort wahrnehmen! Wohin sich auch die Aufmerksamkeit meines Gemüthes wenden mag, Gott, mein Gott, auch im Kleinsten unendlich groß! überall und jederzeit bist du herrlich, weise und segensreich.

Das Feuer.

Und wenn ich alle Tage von der Frühe des Morgens bis zur feierlichen Stunde der Mitternacht, Gott, wunderbarer Schöpfer, deine zahllosen Werke betrachten könnte: nie würde ich damit meine Wißbegierde ganz stillen; nie die erhabene Mannigfaltigkeit und Pracht derselben weder genug beschreiben oder bewundern können.

Wenn der Blindgeborne in lebenslänglicher Finsterniß dahin tappte, und das Entzüken der Sehenden nie verstand; wenn er, der nie das Lächeln der Zärtlichkeit in den sanften Zügen seiner Mutter, nie den mitleidigen Schmerz des guten Vaters sah, von allen seinen Geliebten nur ganz dunkle Bilder in der Seele trug; wenn er von der gesammten

Pracht und Zierde des blumenreichen Frühlings und Sommers nichts empfand, als nur eine wohlthätigere Wärme, und den süssen Duft der für ihn in ewiger Nacht verborgenen Blüthen — wie beklagenswürdig war er! Für ihn war die Hälfte der Welt verloren. Für ihn sind alle sehende Menschen höhere, von Gott beglüktere Wesen!

Aber wenn ihm plözlich an einem der schönen Frühlingstage die Bande der Finsterniß von den Augen fielen, und mit dem erneuerten Lichte seinen Augen gleichsam eine neue Pforte des göttlichen Weltalls aufgeschlossen würde — welch ein freudiges Entsezen müßte ihn durchschaudern? Sein erster Blik in die mit allem Zauber des Schönen ausgestattete Natur wäre gleich dem ersten Erwachen Adams im Paradiese. Er würde beben, taumeln, den Himmel und die Erde fassen, das All umarmen wollen — er würde wähnen, in einem Meere von fremden Erscheinungen zu schwimmen, und von der Herrlichkeit des Allerhöchsten vernichtet werden zu müssen. — Die goldenen Stralen der Sonne fließen über die schwarzen Streifen der Wälder und über das erquikende Grün der Auen hinab; die fernen Berge scheinen sanfte Wolken, die Gewölke schwebendes Gebirge zu sein, der Regenbogen in blendenden Farbenreihen wölbt sich vom blauen Himmel zur bunten Erde nieder, wie die ungeheure Pforte zu einer zweiten Welt; Millionen Blumen prangen wehend um seine Füsse; Schmetterlinge umgaukeln ihn, wie vielfarbige Blumen, und in den Lüften tönen Melodien von sanft dahin schwebenden Punkten, — es sind Lerchen; und höher schweben die einsamen Adler.

Welche Gefühle müssen den Blindgebornen durchbeben, dem plözlich das Licht verliehen wird! Und wir — o wir Sehendgebornen, warum gehen wir kalt und gefühllos an der Herrlichkeit Gottes vorüber, wie Blinde.

Wir sagen: Aber dies ist eine Wirkung der Gewohnheit. Allerdings kann die Gewohnheit Vieles dazu beitragen, daß wir gegen die uns umringende Schönheit der Natur ge-

lassener werden. Ein anhaltendes Entzüken ist ungedenkbar, und wer es bei jeder Gelegenheit äussern wollte, würde zulezt in heuchelnde Empfindelei verirren. Allein ein anderes, als diese natürliche Gemüthsruhe, mit welcher sich sehr wohl Empfänglichkeit für die Güte Gottes in jedem Augenblik unsers Lebens verträgt, ist völlige Abgestumpftheit und rohe Unempfindlichkeit; ist jene Gleichgültigkeit gegen die Wunder Gottes, welche sich in jedem Lichtstral der Sonne erneuern; jene Unempfindlichkeit, welche nirgends mehr Wunder sieht, und doch immer nach Wundern von Gott verlangt. Diese ist nicht eine Folge der Gewohnheiten, sondern eines ungeübten Verstandes, der noch nie über das nachgedacht hat, was ihn zunächst umgiebt; oder eines durch Leichtsinn und Fehler anderer Art verbildeten Herzens, das für die Erhabenheit, Ruhe und Schönheit der grossen, geheimnißreichen Natur keinen Sinn hat, weil es nur für Schwelgereien menschlicher Kunst, für selbsterdachten Sinnenkizel, für ehrgeiziges Streben, oder für die Lust, Vermögen und Geldreichthum zu vermehren allein brennt.

Denke dich, wenn du einsam durch die blühenden Fluren wandelst, um dich nach den Tagesgeschäften zu erholen, denke dich eine Zeit lang in die Lage eines Blindgebornen; nimm eine Zeit lang seine schwarze Nacht in deine Augen, und bilde dir ein, du habest Gottes Welt noch nie gesehen. Dann öffne deine Blike plözlich, und empfinde bei dem Glanze von Millionen Gegenständen, der in deine Seele dringt, das Glük, das dir Gottes Güte gewährte. Das bunte Reich der Farben, welches vom blauen Himmel bis zur grünen Wiese vor dir schwebt, wird dich vielleicht zum erstenmal überraschen und rühren.

Was sind diese Farben, welche dein Auge erfreuen, und die du keinem beschreiben kannst, der sie nie selbst gesehen? Du fragst vergebens. Der Weiseste der Sterblichen, der tiefste Forscher der Natur, kann dir dies Geheimniß Gottes nicht enträthseln. Was sind die Farben? Mehr wissen wir

nicht von ihnen, als daß sie Wirkungen des Lichts sind. Denn ohne Licht ist Alles dunkel. Wie kann aber das Licht solche Wunder thun, bald indem es auf die Gegenstände unsers Zimmers, bald auf die Fluren, Hügel, Bäume und Gewässer der Landschaft, bald auf die Luft fällt, wo es im Regendunst den glänzenden Himmelsbogen malt? Siehe so unwissend ist der Mensch, daß er selbst die Wunder nicht begreift, die ihm so nahe und alltäglich vorliegen! So beschränkt ist der Geist der Sterblichen, daß er selbst das nicht erklären kann, was er jeden Augenblik sieht.

Das Licht, welches die Farben erzeugt, ist ein neues Räthsel. Wir ergründen es nicht, wodurch es entsteht, und wie es wirkt. Aber wir wissen, daß es eine der edelsten Gaben Gottes, des grossen, des von den Menschen so oft verkannten Gebers alles Guten und Vollkommenen sei. Ohne Licht wäre die Welt ein unendliches Grab; nichts würde in ihr leben können. Ohne Licht würde keine Pflanze keimen, wachsen und gedeihn. Senket das Saamenkorn in den Erdboden, an dem Orte, wohin nie ein Stral des Tages dringen mag; und wenn ihr es durch Wärme zum Keimen bewegt: es wird verwelken, wie es aus dem Boden hervorgeht. Betrachtet die Blumen und Pflanzen, mit welchen ihr eure winterlichen Zimmer schmüket: sie werden sich hinwegwenden von der Wärme, und den kalten Fenstern zu, um mit ihren Blättern das Licht des Tages einzusaugen. Durchwandelt den stillen Wald, und ihr werdet mit Erstaunen sehen, wie alle Gesträuche und Bäume eins ums andere die Wipfel dem Tageslicht sehnsuchtsvoll entgegenstreken, und wie der Strauch und Baum trauernd verdorrt, welcher, von andern überschattet, des freien, vollen Lichtes sich nicht erfreuen kann. — Selbst thierischen und menschlichen Körpern ist das Sonnenlicht ein wohlthätiger Reiz auf alle Nerven.

Wer immerdar im Schatten eines Zimmers eingekerkert wohnt, bleicht hin, wie eine welkende Pflanze.

So wandeln wir beständig in der Fülle göttlicher Wohl=

thaten einher, und wissen es kaum. So macht uns jeder Sonnenstral zum Schuldner des höchsten Wesens, und wir denken nicht an das, was wir empfinden. So fragen wir oft bei uns selbst: Gott offenbarte sich ehemals den Menschen durch Zeichen und Wunder, warum aber jezt nicht mehr? Ach, und er offenbart sich täglich durch Zeichen und Wunder; Blindgeborne am Geiste, ihr ahnet das Dasein derselben nicht!

Was ist denn der Stral des Lichts, das auf die belebte und unbelebte Welt so wunderbar wirkt? Der größte Reichthum des Lichts wird uns durch die Sonne. Der Flug des Sonnenstrals durch das uferlose Weltall ist von so unbeschreiblicher Geschwindigkeit, daß die kühnste Einbildungskraft davon bebt. So schnell du deine Augen schliessen und wieder öffnen kannst, eben so schnell durchschwebt der Lichtstral der Sonne einen Luftraum von mehr denn fünfzigtausend Meilen Weges!

Woher diese Menge nie geringer werdenden Lichts? Man sagt, vom Feuer! — Und was ist das Feuer? An sich selbst wieder eine wunderbare Wirkung verborgener Kräfte. So quillt also ein Wunder aus dem andern, ein Segen aus dem andern.

Das Feuer ist einer der allgemeinsten und wichtigsten Bestandtheile des ganzen Weltalls. Es ist in allen Körpern enthalten, wenn gleich nicht sichtbar, sondern gebunden. Erst wenn die Kraft des in Körpern enthaltenen Feuers durch Zutritt andern Reizes entbunden wird, zeigt es seine glänzenden Flammen. Es ist durch das ganze Weltall verbreitet, und wie in der Sonne, so im menschlichen Leibe; wie in den allerhöchsten Räumen des Luftkreises, so im tiefsten Schoose der Erde. Durch einfache Mittel weist es der Mensch überall zu seinem Nuzen zu erweken. Er schlägt die schlafenden Funken aus dem härtesten Stein, aus dem kältesten Stal.

Nicht blos Licht ist die schöne Gabe des Feuers, sondern

auch eine wohltätige, Alles durchdringende Wärme. Diese Wärme ist es, durch deren wundersame Wirkungen zahllose Saamenkörner des Erdbodens erwachen, und ihre Keime dem Sonnenlicht entgegenstreken; welche Menschen und Thiere belebt, daß ihr Blut freudig durch alle Adern ströme.

Wenn ich das grosse Weltgebäude von dieser Seite betrachte, wie erstaunenswürdig erscheint es mir da! wie neu, wie räthselhaft! und wie groß und erhaben der Allweise in seiner unbegrenzten Haushaltung! wie anbetungswürdig der Allmächtige, welcher die verschiedensten Elemente verbindet, und Wohlthat, Segen, Entzüken der von ihm erschaffenen Wesen zu werden.

Wenn ich, o Allerhöchster auch nur deine Wohlthätigkeit schildern wollte, wie sie sich in einer einzigen deiner Gaben, nur in der nüzlichen Wirksamkeit der Licht- und Wärmestralen kund thut: mein Leben würde nicht zureichen, den einzigen Gegenstand zu erschöpfen: und den ganzen Umfang deiner Milde darzustellen. Und doch würde ich nur den kleinsten Theil des Werthes deiner Gaben preisen können, denn der grössere Theil desselben ist für meinen schwachen eingeschränkten Geist hienieden noch unerforschlich.

Ich erhelle meine Nächte durch den Schimmer des künstlich erwekten Lichts; verbanne des Winters erstarrende Kälte von meinen Gliedern durch die Wärme selbstverbreiteter Gluth, ich sehe am Sonnenstral die Früchte des Feldes, der Bäume köstliches Obst, die Traube am Weinstok gähren und reifen, und bereite an der wohlthätigen Flamme des Heerdes meinem Körper gesunde Nahrung und Speise. Metalle zerfliessen in der Hize des Feuers, und nehmen Gestalten an, wie sie zu meinen Bedürfnissen taugen. Der Säugling strebt dem Lichtstral entgegen, der Greis nach erquikender Wärme.

Lasset uns Gottes Weisheit in den Werken seiner Schöpfungen täglich genauer erforschen, so werden wir selbst weiser und dadurch auch glükseliger werden.

Gottes Grösse im Kleinen.

Immer kehre ich aus dem erdrükenden Gefühl des Lebens zu dir zurük, o mein Schöpfer, und zu der Betrachtung der Wunderwerke, mit denen du mich umringst. Hier finde ich immer wieder meine süsseste Erholung und die lebendigste Erneuerung meiner Kräfte. Hier sehe ich glänzender die Majestät deiner Allmacht und Weisheit; hier rührender die Beweise deiner Alles durchdringenden, Alles beseligenden Güte; hier anbetungswürdiger die Wirkungen deiner Vorsehung.

Und wer könnte denn stumm bleiben, während der feierliche Lobgesang der ganzen Natur zum Himmel emporsteigt? wer gefühllos bleiben in der Pracht der weiten Schöpfung, die uns in unendlicher Mannigfaltigkeit umschwebt?

Wohin soll ich mein Auge wenden, um die Macht und Herrlichkeit des Schöpfers am erschütterndsten wahrzunehmen? Soll ich die Welten zählen, welche als zahllose Sonnen aus unendlichen Fernen vom nächtlichen Himmel stralen? — oder die geheimnißvolle Haushaltung der Wolken bewundern, in deren Schoose Sturmwinde und Feuerströme neben ungeheuren Wasserfluthen wohnen? Soll ich die Gewalt der Elemente untersuchen, jener wunderbaren Urstoffe, aus denen Alles erbaut ist, und deren Eintracht oder Kämpfe Welttheile blühend macht oder zerstört? Groß ist Gott in allen seinen Werken? Warum in den Wundern entfernter Gebiete des Weltalls ihn suchen? Seine Macht und Weisheit ist in den Bahnen des Himmels, wo Erden, Sonnen und Monde in unveränderlichen Kreisen und Ordnungen schweben, nicht erhabener, nicht unbegreiflicher, als in den Gefässen, Adern und Fasern des kleinsten Blättchens einer sich am Sonnenstral entfaltenden Blume. — Der Herr ist überall groß, und sich überall gleich, im weiten Weltgebäude, wie im kleinsten Grashalm.

Die Lebensgeschichte einer einzigen Pflanze wäre hinreichend, den hartnäkigsten Zweifler vom Dasein einer höchsten Weisheit und Vorsehung zu überzeugen. Aber wer kann eine solche Geschichte würdig und allumfassend genug beschreiben, wie sich aus dem geringen Saamenkorn ein Keim entwikelt, der nach Jahren zum weitschattenden Baum wird, welcher vielen hundert, ja tausend lebendigen Geschöpfen auf und unter der Erde ihm Kühlung, Schuz, Aufenthalt oder Nahrung giebt? Jeder Baum ist eine kleine Welt von Thieren aller Art; ja jedes Blatt ist eine Stadt von einer Menge mit blosen Augen kaum erkennbarer Kreaturen. Für Alle sorgte Gott. Für sie ist keine andre Welt, als dieser Baum, an dem sie wohnen; er steht seit Jahrhunderten, und tausend Geschlechter sind auf ihm geboren und vergangen! So erreichen unsere Eichen oft das Alter von einem halben Jahrtausend, und auf dem Libanon sollen noch Zedern grünen, die Salomons Tage sahen.

Jede Gegend des Erdbodens ist durch die Hand des Schöpfers mit den ihr eigenthümlichen Pflanzen geschmükt. Aber solche welche für den Menschen eine gesunde Nahrung bieten, sind solcher Natur, daß sie sich fast überall hin, wo Sterbliche wohnen, verpflanzen lassen.

Vor Zeiten waren die Länder unserer Gegend unermeßliche Wüsteneien, Herbergen wilder Thiere; meistens von unfruchtbaren Bäumen und ungenießbaren Kräutern bedekt. — Jezt gleicht unser Vaterland einem grossen Garten, versehen mit den nüzlichsten und schönsten Gewächsen aller Welttheile. — Fast alle unsere Obstbäume, die nun bei uns längst einheimisch sind, wurden hieher aus warmen Morgenländern verpflanzt; eben so die lieblichsten unserer Blumen- und Küchengewächse. Pfirsich und Rose aus Persien und Sirien; das Getreide aus dem hohen Asien; die nahrhafte Kartoffel aus Amerika, desgleichen der Mais oder türkische Weizen, welcher in seinen körnerreichen Kolben drei- und sechshundertfältige Frucht bringt.

Jede dieser unzählbaren Pflanzenarten ist verschieden von der andern gebaut; keine der andern ähnlich, jede zu ihrem Zwek auf das vortheilhafteste. Sehet auf das Korn, welches auf den Feldern prangt: jeder Halm predigt die liebende Weisheit des Herrn. Dieser Halm steigt hoch und schlank über die Erde auf, damit die Körner nicht durch die Feuchtigkeit des ausdünstenden Bodens verderbt und zur Fäulniß gebracht werden. Die Länge des Halms begünstigt die bessere Reinigung des darin von den Wurzeln aufsteigenden Nahrungsaftes, daß die mehlige Frucht wohl gedeihe. Der lange Weg, welchen jener Saft aus dem Erdboden hinauf zu machen hat, erlaubt auch der Sonne, ihn anhaltender auszukochen. Zwar schwankend und dünn ist das Rohr, an dessen Spize sich die Aehre wiegt; doch wehren das Zerkniken derselben im Winde starke Knoten, deren feine Durchlöcherungen von innen dem emporsteigenden Saft und der Sonnenwärme genugsam Durchgang gestatten. Neben dem Haupthalme treiben wehende Blätter, um Regen und Thau des Himmels zu sammeln, die wachsende Pflanze zu tränken. Ist sie aber ihrer Reife nahe, dann welken selbst die Blätter, damit die Nahrung ungetheilt der Aehre zugehe, deren Körner mit langen rauhen Stacheln eine Schuzwehr gegen die Vögel haben. — Nichts ist ohne wohlthätige Absichten. Und sie fehlen auch dann nicht, wenn unsere Kurzsichtigkeit nicht fähig wäre sie zu erkennen. Selbst die sogenannte Unkräuter sind wohlthätige Gewächse, wenn auch nicht immer für den Landmann, doch für Arzneien, und den Gebrauch in mancherlei Gewerb und Kunst. Selbst das sogenannte Ungeziefer, welches unter und über dem Boden lebt, hat im Haushalt der Natur seine wichtige Bestimmung, und trägt zum allgemeinen Segen bei, wenn gleich dessen Anhäufung auf einzelnen Stellen zuweilen schädlich für die Zweke der Menschen sein mag.

Nur von wenigen Würmern und Insekten sind uns ihre Gestalten und Beschäftigungsarten bekannt: wie sollen wir

von Allen ihre Bedeutung in der göttlichen Schöpfung wissen? Es giebt deren Millionen, welche nur erst durch die stärksten Vergrösserungsgläser bemerkbar sind. Es ist bewiesen, daß in einem einzigen Tropfen Wassers, dem Sonnenstral ausgesezt, mehrere tausend Insekten, wie in einem Weltmeer geräumig herumschwimmen.

Wohl oft hat die fleißige Ameise, die nüzliche und sinnreiche Biene die Bewunderung beobachtender Zuschauer erregt, — auch die mit acht Augen und acht Füssen ausgestattete Spinne mit ihrem kunstvollen Gewebe. Aber wessen Blik dringt in das rechte Geheimniß ihrer Einrichtungen und Künste? Es herrscht hier eine Ordnung und Zwekmässigkeit, die aus Unerklärliche grenzt. Wer lehrt die junge Spinne ihr zartes Werk schaffen, von der vierhundert Faden erst so dik sind, als drei einzelne Faden einer ausgewachsenen Spinne? Vier Millionen Faden junger Spinnen haben nicht die Dike eines einzigen Menschenhaares!

Je furchtbarer und schädlicher die Thierarten sind, je sparsamer ist ihre Vermehrung, oder je schwieriger wird sie. So sorgt die göttliche Vorsehung, um Alles im ewigen Gleichgewicht zu bewahren. Obgleich das mächtige Krokodill jährlich bei hundert Eier in den Sand der heissen Weltgegenden legt, lebt es doch nicht in grosser Menge; Löwen und Tiger irren einsam in ihren Wüsten; Geier und Adler schweben einzeln in hohen Lüften.

Die nüzlichsten der vierfüssigen Thiere, wie der Vögel, sind am meisten für ihre hinreichende Fortpflanzung gesichert, und gedeihen fast überall, wohin der Mensch seine Wohnung in heissen, kalten, oder gemässigten Himmelsstrichen aufbaut. Verderbliche Thiere hingegen sind an ihre Geburtsörter gebannt. Das Pferd, der Hund, der Stier, das Schaf und das zahme Federvieh wohnen hier und jenseits aller Meere den Menschen diensam; aber der Bär hauset nur in seinen stillen Felsenwinkeln und Eisfeldern; die reissende Hiäne in der menschenlosen Einöde.

Und jedes der millionenfach verschiedenen Arten der Geschöpfe, ungeachtet sie allesammt bei uns durch einander wohnen, bildet für sich gleichsam ein eingenes Reich. Keins versteht des andern Sprachen, Sitten und Zeichen. Die Ameise versteht nur die anordnenden Winke von Ihresgleichen; die Biene nur die Biene; der Rabe nur, wohin ihn der Rabe ruft; die Schwalbe nur Ihresgleichen, wenn Nester gebaut, oder die Versammlungen im Herbste zum allgemeinen Abreisen gehalten werden sollen; der Storch nur den Storch auf dem jährlichen Zuge durch die höchsten Lüfte über die Welttheile und Meere.

Gott trennte durch unzerstörbare Schranken. Wie der Mensch nur Menschen versteht, und Alle Völker des Erdballs ein einziges zusammenhängendes Ganze ausmachen, ist jede Gattung von Thieren eine für sich bestehende Welt. Was darin vorgeht, nach welchen Gesezen sie handelt, wie sie denkt, wie sie fühlt, wie sie es ansieht, was ausser ihr ist, weiß kein anderes Wesen, das nicht in ihrem Kreise steht. Alles ist in sich abgeschlossen, ausser Gemeinschaft mit andern; nur der Gottheit ist das Verborgenste jeder Kreaturenfamilie bekannt. Wäre der Mensch in die Wesenheit, in die Triebe, Instinkte, Mittheilungszeichen nur einer einzigen Thierart ausser ihm eingeweiht, welch ein unermeßlicher Schaz von neuen Kenntnissen und Ansichten würde da wieder vor ihm aufgethan sein! — Das ganze All der Dinge würde ihm neu erscheinen.

Die Stimmen der Thiere.

Wie prachtvoll schwebt sie vor meinen Bliken, die ewig jugendliche Schöpfung Gottes; welch ein Glanz des Himmels und der Erde, welche Farbenstralen, die an allen Höhen und Tiefen mein Auge entzüken. Ist dies nicht Ab-

glanz und Wiederschein der Gottheit durch den sie vor sterblichen Bliken verhüllenden Schleier?

Laue Lüfte bewegen sich um mich, und Millionen blühende Zweige und Blumen überströmen mich mit einem Regen balsamischer Düfte. — Und dies Alles wird erst durch das grosse Getön des Lebens, welches um mich herrauscht, feierlicher, anziehender, bedeutsamer.

Wenn ich durch die reizendsten Felder und Wiesen irre, die von den Händen des Frühlings und Sommers mit ihrem ganzen Blumenschmuk überschüttet sind, und es rührt mein Ohr kein Rauschen des Gebüsches, kein fröhliches Blöken der Heerden, kein Zwitschern, kein Gesang eines Vogels — wenn Alles schweigt: so macht die ganze Pracht der Erde nur einen traurigen Eindruk auf mich. Die Natur scheint, so sehr sie auch in lachenden Farben prange, ausgestorben. Es spricht mich nichts an. Ich stehe in einer glänzenden Einöde, werde traurig und sehne mich nach dem Laut der Lebendigen.

Das Auge giebt dem menschlichen Gemüth weniger Nahrung, als das Gehör; erst durch dieses werden wir mitfühlende Wesen aller mit Empfindung begabten Geschöpfe. Erst das Erbrausen des hohen Waldes im Luftstrom, das freundliche Murmeln der Quellen und Wasserbäche, das Getöse des Flusses an seinen Ufern, das Sumsen der Bienen und Käfer, die mannigfaltigen Töne vierfüssiger Thiere, das Gezirpe der Vögel beseelt die angenehmste Landschaft. Wie uns das Schweigen des Todes schaudern macht, so erfreut hingegen die Stimme der Natur das menschliche Herz. Sie erwekt uns zu grossen Gedanken und Gefühlen, und beschäftigt uns mit der Vorstellung von der allgemeinen Verbindung der erschaffenen Wesen. Alles wird zum Psalm der Welt auf Gott.

Wer hat diesen Psalm von tausend und tausend abwechselnden Tönen, wiederholt vom Wiederhall der Wälder und Felsen, nicht schon gehört? Wenn ließ er ungerührt,

der irgend für zartere Empfindungen noch ein empfängliches Herz in der Brust trug? Wer hätte nicht oft selig in das grosse Freudengetümmel der Schöpfung hineinjauchzen mögen und rufen mit dem königlichen Dichter: Lobet den Herrn auf Erden, ihr Wallfische in den Tiefen! Feuer, Hagel, Schnee und Dampf und Sturmwinde, die sein Wort ausrichten, Berge und alle Hügel, fruchtbare Bäume und alle Zedern; Thiere und alles Vieh, Gewürm und Vögel; ihr Könige auf Erden und alle Leute, Fürsten und alle Richter auf Erden; Jünglinge und Jungfrauen, Alte mit den Jungen, sollen loben den Namen des Herrn; denn sein Name allein ist hoch, sein Lob gehet so weit Himmel und Erde ist! Ps. 148, 7 — 13.

Nicht alle Thiere haben Stimmen, weil nicht alle mit einer Lunge versehen sind; dennoch wissen sie nach ihrer Art Töne hervorzubringen, um das weite Geräusch des Lebens zu vermehren. Sie wollen nicht in dem Hochgesang der Erde schweigen, wenn er zum Himmel emporsteigt. Einige derselben geben einen Ton von sich, durch das blose Aneinanderreiben ihrer Gliedmassen, wie die Feldgrillen des Sommers, oder die Heinchen, die ihr weit tönendes Gezirpe dadurch verursachen, daß sie die troknen häutigen Flügeldeken ein wenig erbeben, und übereinander hin und herschieben, wenn sie sich hören lassen wollen. Andre lassen ein wunderbares Getöse laut werden, indem sie mit gewaltiger Kraft Flüssigkeiten aus Höhlungen ihres Körpers hervorschnellen, wie der Wallfisch, welcher Wasserströme hervorsprudelt gleich hohen Quellen. Andre sumsen mit ihren Flügeln durch die Lüfte, wie die Käfer und Mūken, Bremsen und Bienen. Die eigentliche Stimme, vermittelst der Lunge, ist nur vollkommenen Thieren verliehen, welche am fähigsten sind, davon Gebrauch zu machen, um sich einander ihre Zuneigung und Wünsche mitzutheilen, oder ihren Zorn zu verkünden.

Thiere ohne Lungen können nur ein Getön oder Geräusch mit andern Werkzeugen machen, Stimmen haben allein die, welche mit Lungen begabt sind, wie der Mensch, wie die Säugethiere, die Vögel und kriechenden Thiere. Es läßt sich vermuthen, daß auch alle diese, selbst die, welche einen Ton ohne Lunge haben, Gehör besizen, obwohl man bisher die Werkzeuge dazu an den Insekten vergebens zu suchen sich bemüht hat. Horcht nicht der flüchtige Bienenschwarm auf den Klang des geschlagenen Kessels?

Und wie die Gottheit in alle ihre Werke die unendlichste Mannigfaltigkeit gelegt hat, so zeigte sie dieselbe auch in den Stimmen der Thiere. Jede Thierart hat ihre eigenthümliche; wir erkennen sie daran, so wie sie sich selbst unter einander schon aus der Ferne. Löwen, Tiger, Pantherthiere erfüllen die einsamen Wüsten mit ihrem furchtbarem Gebrüll; das Brummen des Bärs durchschauert die Wildniß; die Hunde und Wölfe bellen; die Schafe blöken; die Rosse wiehern, keins ist die Stimme des andern. Doch die vollendsten und verschiedensten Stimmenwerkzeuge findet man in der schönen und zahlreichen Ordnung der Vögel, deren anmuthiger Gesang in Lüften, Wäldern und Feldern uns oft entzükt. Die Raubvögel stossen nur einen wilden, durchdringenden Schrei aus; an den Wasservögeln bemerkt man mehr ein Schnattern und Klappern; an denen, die von Fliegen, Müken, Würmern und andern Insekten leben, einen süssen, silberhellen angenehmen Ton; so wie die, welche von Beeren und wilden Früchten leben, häufiger trillern, und die körnerfressenden weit wohlklängender und stossender in ihren Gesängen sind. Wer aber könnte die wunderschönen Melodien beschreiben, in welchen sie ihre Empfindungen ausdrüken? Die süßklagenden, zärtlichen Laute der Nachtigall; den freundlichen Schlag der Wachteln; das Jubiliren der Lerche, wenn sie sich in die glänzende Himmelsbläue steigend verliert; der Buchfinken fröhliches Ausrufen; der Amseln kunstvolles Lied im Gebüsch; der Tauben sanf-

tes Girren; des Kanarienvogels süßschmetternde Triller? Einige Vögel haben selbst das Vermögen, nicht nur Gesänge, die sie von andern hören, nachzuahmen, sondern auch Töne hervorzubringen, welche der menschlichen Stimme und Sprache nahe kommen. Die dike runde Zunge des Papagei's, sein hohlgewölbter kurzer Schnabel, seine Gelehrigkeit und zutrauliche Weise, machen ihn besonders fähig, einzelne ihm vorgesprochene Worte nachzubilden. Doch ist dieses scheinbare Reden nur ein bloses Nachahmen von Klängen, deren Bedeutung das vernunftlose Thier nicht kennt; so wie überhaupt auch die klügsten unter den Thieren nicht den Gedanken unserer Worte begreifen.

Der Unterschied zwischen dem Thier und Menschen ist wichtig. Das Thier hat nur Seele, der Mensch aber auch Geist. Das Thier hat nur Gefühle und Triebe, der Mensch aber auch Vernunft. Das Thier hat nur Stimme zur Bezeichnung seiner Empfindungen; der Mensch aber auch Sprache zur Mittheilung seiner Vorstellungen und Begriffe aller Art. Nie gelangt ein Thier zur wirklichen Sprache; es kann höchstens beim Hören gewisser Klänge, die wir bei gewissen Forderungen äussern, dahin kommen, unsere Absicht zu verstehen, unsere Wünsche und Gemüthsbewegungen zu errathen. Es achtet dabei nicht auf den Sinn, sondern nur auf den Klang des Wortes und unserer damit verbundenen Geberden. Es beobachtet den Ausdruk unserer Empfindungen; denn auch das Thier hat Empfindungen und nähert sich durch dieselbe uns an. Es kennt sie, wie an Menschen, so an Seines gleichen. Insofern man den Ausdruk der thierischen Triebe und den Ausdruk der Gefühle des Schmerzens oder der Lust, vermittelst Tönen, eine Sprache nennen darf, haben freilich auch die Thiere eine Sprache. Auch stumme Menschen besizen diese Sprache, indem sie sich durch äusserliche Zeichen, oder durch das Ausstossen einzelner Klänge verständlich machen. Ausgesezte und verlassene Kinder, die in Einsamkeiten fern von Men-

schen, aufwachsen, hatten keine menschliche Sprache, sondern sie ahmten mit ihrer Stimme nur die Stimme der Thiere nach, denen sie nahe gewesen waren. So weiß man von einem ehemals in Teutschland gefundenen wilden Kinde, daß es gleich den Schafen blökte; und von einem in den Wäldern Polens unter den Bären gefundenen, daß es gleich diesen brummte.

Man hatte vor Zeiten viel über eine vermeinte Sprache gestritten, indem man sich einbildete, daß sich dieselben mit ihren verschiedenen Stimmenbewegungen oder Gesängen eben so über allerlei Gegenstände unterhalten könnten, wie Menschen.

Allein man vergaß, daß das Thier ohne vernünftigen Geist auch keine Fähigkeiten zur Wörterbildung hat, daß es zwar Gefühle der Freude und Traurigkeit, der Furcht und Hoffnung, des Schrekens und der Ruhe, der Liebe und des Zornes, oder daß es die Triebe des Hungers und Durstes, des Abscheues und der Begattung ausdrüken könne, aber keine dem Geiste entstammenden Gedanken. Triebe, zu deren Stillung mehrere Thiere gleicher Gattung nöthig sind, entwikeln auch die Stimme und deren Mannigfaltigkeit am vorzüglichsten. Dies ist nothwendig, daß sie sich in den weiten Räumen, wo sie einzeln und zerstreut herumschwärmen, zusammen können. Also ordnete es die Weisheit des Schöpfers zur Erhaltung der verschiedenen Thierarten an. Daher beginnt vorzüglich der Gesang der Vögel zur Brutzeit im Frühling, wenn die Baumknospen ihre Blätter entfalten, und alle Keime des Lebens sich gegen das Licht hervordrängen. Das Gleiche wird bei den vierfüssigen Thieren bemerkt. Sind diese Tage aber vorüber, so verschwindet allmählig die Mannigfaltigkeit und Lebhaftigkeit der Töne. Viele verstummen fast ganz, und selbst die Nachtigall vergißt ihren bezaubernden Gesang, und läßt nur von Zeit zu Zeit einen dumpfen Laut hören.

Der Mensch, welcher, insofern er Thier ist, ebenfalls

die Leidenschaften der Liebe, des Zorns, der Sehnsucht, der Rache, der Furcht hat, drükt diese ihn beherrschenden Gefühle, gleich dem Thiere, noch mehr durch den Klang und die Abwechselung der Stimme, als durch das Wort aus. Je gefühlvoller ein Mensch ist, je abwechselnder wird die Stimme seiner Rede sein, so wie der, welcher von keinen starken Gemüthsbewegungen ergriffen ist, seine Worte eintöniger und ruhiger dahin fließen läßt. Nicht die Gedanken, sondern die Gefühle sind es, welche das Steigen und Fallen des Tones und den Gesang in unsre Sprache bringen.

Der Geist, dieses Erhabenste und Göttlichste im Menschen, dies „Er = Selbst", welcher alles Andere in ihm beherrscht, und zu vergöttlichen weiß, hat auch den Ausdruk, oder gleichsam die Rede der Gefühle, zu einer wunderbaren Höhe veredelt, deren kein Thier und der gesangreichste Vogel nicht fähig ist. Er brachte Kunst und Zusammenhang in die Sprache des Gefühls, und so entstand die Musik. Was dem Geiste das belehrende und überzeugende Wort ist, worin sich der erleuchtende Funke des Gedankens hüllt, um in andre Geister überzugehen, das ist für die Seele das melodische und harmonische Hinströmen von Klängen, in welchen sich die Empfindungen des Gemüthes ausſprechen. Daher finden wir die ersten Anfänge und das Gefallen der Tonkunst bei den wildesten Völkern. Je mehr sich ihr Geist und durch ihn die Seele, dies Vermögen der Triebe und Gefühle, vervollkommnet und bereichert, je anmuthiger und kräftiger wird bei ihnen die Musik. Alles, was uns gewaltig und tief bewegt, oder was der Macht des denkenden und forschenden Geistes zu erhaben ist, wirkt auf das Gefühl zurük, erregt ein Aufwallen der Leidenschaften, oder Erstaunen, Ehrfurcht, Bewunderung. Ist es ein Wunder, wenn wir die Tonkunst fast überall als eine Dienerin der Religion in der feierlichen Gottesverehrung der Völker erbliken? Wessen Geist kann die Erhabenheit des höchsten Wesens denken, ohne zu erheben und ohnmächtig in sein

Nichts zurükzusinken? Nur Anbetung und Ehrfurcht reden dann noch in uns. Wer kann mit seinem Verstande die Güte des himmlischen Vaters, seine zärtliche Sorgfalt für zahllose Miriaden erschaffener Wesen ermessen? Der verstummende Geist spricht sich nicht in Worten aus, und versinkt in einen Strom von Gefühlen der Dankbarkeit und Liebe. Und wenn sein Wink die Natur erschüttert, daß Wasserfluthen und Flammengüsse aus den Donnerwolken hervorbrechen, die Grundfesten der Erde wanken, Berge einstürzen, und Stürme die Wälder zerschmettern; oder wenn seine Hand finstere Verhängnisse über das verzagende Menschengeschlecht herbeiführt: wer nennt das Wort, welches die Allgewalt des Allmächtigen erschöpfend lehrt? Der bange Geist erzittert, und geht in den Empfindungen stillen Grauens unter.

Die Hoheit des Unendlichen, welche die Vernunft nicht fassen und begreifen kann, stürzt den Geist in Schweigen, und läßt ihn nur noch in Gefühlen beten. Darum ist die Musik, diese Sprache der Gefühle, mit Recht dem Gottesdienste geweiht, und eine heilige Zunge der Andacht geworden.

Darum ist es nicht gleichgültig, ob unsre Gesänge bei öffentlichen Gottesverehrungen, ob die Töne, welche unsre frommen Empfindungen erweken, leiten, erheben, verschönern sollen, besser oder schlechter gebildet und zusammengeordnet sind. Der hohen Gloken Klänge und Orgeltöne Majestät erfüllt auch die Brust des rohen Menschen mit wunderbarer Ehrfurcht, und versezt den Leichtsinnigsten in eine feierliche Stimmung. Was die Beredsamkeit des weisesten Kanzelredners nicht vermag, bewirkt oft ein heiliges Lied durch die Zaubergewalt der Töne. Es bricht das harte Herz; es erglüht das kalte Gemüth; es erwacht und steigt der tiefgesunkene Geist auf den Fittigen neubelebter Gefühle zum Throne des Ewigen; der vormals freche Blik verdunkelt sich in Thränen der Rührung, und der Seufzer

zittert aus der beragten Brust als Gebet zum Himmel empor.

Mit wie heiliger Begeisterung betete Moses, Asaf, David! Aber ihr Gebet war Gesang, Erguß der schönsten Empfindungen in rührenden Tönen. Die Harfenklänge Davids wurden seinem Geiste unsichtbare Himmelsleitern. — Seine Gefühle hauchte er beseelend in die ganze Natur, so wie die Natur wieder in ihren Stimmen allgewaltig zu seinem bewegten Herzen sprach. O Gott! deine Herrlichkeit in Worten aussprechen, und mit Gedanken zu umfassen, wie vermag dies mein schwacher Geist! Darum gabst du ihm die Sprache des Gefühls, die wahre Begeisterung der ehrfurchtvollen Anbetung, den tiefen Schrei der Natur, welcher zu dir emporsteigt. In diesem Schrei des Frohlokens und des Schmerzes vereinigen sich die Stimmen aller deiner Geschöpfe. Sie jauchzen ihr Entzüken, ihre Wonne dir zu. Denn du nur giebst die Freude, du nur kannst vom Schmerz befreien. Darum klingt die ganze Schöpfung in deiner Verherrlichung zusammen.

O lobet den Herrn auf Erden, ihr Wallfische und alle Tiefen, Feuer, Hagel, Schnee, Dampf und Sturmwinde, die sein Wort ausrichten; Berge und alle Hügel, fruchtbare Bäume und alle Zedern; Thiere und alles Vieh; Gewürm und Vögel; ihr Könige auf Erden und alle Leute, Fürsten und alle Richter auf Erden; Jünglinge und Jungfrauen, Alte mit den Jungen sollen loben den Namen des Herrn; denn sein Name allein ist hoch. Sein Lob gehet so weit Himmel und Erde ist!

Erinnerungen an die Allmacht Gottes.

Oft und am liebsten suchte Jesus, so lange er unter den Kindern des Staubes wandelte, den Schauplaz der Natur. Da überließ er sich seinen Betrachtungen; da lehrte

er, und wies hin auf die väterliche Fürsorge des Schöpfers, und entlehnte von den Umgebungen die sinnreichsten und erweklichsten Bilder. Denn die Schöpfungen der Allmacht, alle diese Wunder der Erde und des Himmels sind der schöne, geheimnißvolle Schleier, in welchen sich die Gottheit verhüllt vor den Augen der Sterblichen. Aber sie verhüllt sich vor den Bliken der Sterblichen, nicht um ihnen verborgen zu bleiben, sondern sich nach Maßgabe ihrer Kraft und Schwäche zu offenbaren. Welcher Mensch könnte den unmittelbaren Anblik der Majestät Gottes ertragen? Das Auge, welches den unverhüllten Glanz der Sonne schauen will, verblindet im Uebermasse des gewaltigen Lichts.

Darum führte Jesus seine Jünger oftmals hinaus in das Heiligthum der Natur, und zeigte in die Unermeßlichkeit des Weltalls hinauf, auf die glänzenden Wohnungen im Hause seines und unsers Vaters; und wieder hinab auf die Lilien des Feldes, die da wachsen und nicht arbeiten, nicht spinnen, und doch mit einer Herrlichkeit bekleidet sind, daß auch Salomo nicht prangte, wie eine derselben; und wieder auf die Vögel unter dem Himmel, die nicht säen, die nicht ärnten, und dennoch von ihrem Schöpfer ernährt werden, der für Alle sorgt, also, daß kein Sperling vom Dache fällt, ohne seinen Willen.

So will auch ich denn oft hinauseilen aus den engen Zimmern in die freie Natur, wo sich mein gebundener Geist wieder freier fühlt im göttlichen All; will mich da wieder erquiken nach des Lebens mannigfachen Mühen; mich zerstreuen von den quälenden, verfolgenden, eiteln Sorgen, und mich erheben und aufrichten von den erdrükenden Alltagsplagen der Welt. Ich folge den Fußstapfen meines göttlichen Meisters. Wo wäre denn ein Sterblicher, und könnte er reden mit Engelszungen, der von der Allmacht der Liebe so ergreifend reden könnte, als die Werke der Gottheit selber sprechen? und was ist alle Weisheit der Schulen gegen eine einzige Ahndung, die mir aus der Fülle

der Schöpfungen, diesem Abglanz göttlicher Herrlichkeit, erleuchtend in die Seele dringt.

Ich fühle es oft, mich ruft die Natur an ihre Brust. Ich bin ein anderer Mensch in den geschlossenen Zimmern, wo mich so viele kleinliche Umstände widerwärtig machen, und mein Gemüth bedrängen und es von allem Grossen abziehen. Ich bin ein andrer Mensch, wenn mich, umstralt vom himmlischen Morgenroth, das reine Entzüken der erwachenden Natur durchströmt, oder wenn ich im gesunden Schatten wehender Gebüsche, einsam oder an der Seite eines Freundes, in heitern Gesprächen mich erfreue; oder wenn liebliche Abendstille ihren Frieden in mein Gemüth legt; oder wenn die heilige Pracht einer gestirnten Nacht mich umschauert, und die Stralen entfernter Welten auf mich herniederglänzen, wie Lichtblike durch den Vorhang, der die Ewigkeit mit ihren Geheimnissen dekt.

Und immerdar und überall, es brause der Strom, es säusele das Laub, es schalle der Donner gebrochen in hundert Widerhallen, es singe der Vogel aus den Zweigen sein fröhliches Lied, — immerdar und überall ist es die Allmacht der höchsten Liebe, die mir der Mund der Natur verkündet. Wie dies Wunderbare alles ward, so weise, so genau berechnet in der Bildung des zartesten Mooses, wie in der Unermeßlichkeit des Ganzen; und wie sich dies Alles so und nicht anders fügte, so und nicht anders kommen darf — ach, wie gern möchte ich es ergründen! — Aber wer mag es erforschen? Ich verstumme, ich bete an. Es bleibt meinem Geiste nur der eine Gedanke: bei Gott ist kein Ding unmöglich! Luk. 1, 37.

Vorzüglich erstaunenswürdig erscheint mir oft der wunderbare Zusammenhang alles Erschaffenen. Nichts kann da stehen, nichts vorhanden sein, ohne Einwirkung der gesammten Schöpfung im Grossen. Selbst die Blume, welche du an deinen Busen stekst, würde nicht in deinem engen Gartenbeete, nicht zwischen dem Grase des Feldes geblüht ha-

ben, ohne den Einklang der entferntesten Welten. — Wie wenige Menschen ahnen dies! In ihrer Vorstellung ist der Kreis aller Kräfte auf einen geringen Umfang beschränkt. Was auf Erden geschieht, glauben sie, sei auf Erden bewirkt. Jene zahllosen Weltkörper, sämmtlich weit grösser als unser Erdball, die aber aus den Tiefen des Himmels nur als Gestirne schimmern, scheinen ihnen höchstens nur zu einer Verschönerung der Nacht da zu sein. Nein, sie haben höhere Bestimmungen. Unsre Erde ist kein selbstständiger, besondrer Theil des Weltalls, sondern innig verknüpft mit dem Ganzen, und das Ganze mit uns. Das All der Gottesschöpfungen ist nur ein ungeheures Eins, und in und mit und auf und durch einander wirkend.

Im ganzen Weltgebäude ist nichts Getrenntes; Alles ist ein und dasselbe Leben, Alles ein und dasselbe Wesen. Ja, Sterblicher, erinnere dich oft daran, das Kleinste wie das Größte, was du auf Erden findest, ist mit den entferntesten Weltkörpern verbunden und eins. Das Brod, welches du speissest, das Wasser, welches deinen Durst löscht, die Art deiner Bekleidung, deines Volkes Gebräuche und Beschäftigungen, deines Landes Sprache, das kleinste Haar deines Hauptes, wie es erwachset und ergrauet — Alles ist, wie es ist, durch die Wechselwirkungen der Welten in den ungeheuersten Fernen nothwendig geworden. Siehest du den Stein am Ufer des Meeres liegen? Wie kam er auf seinen Plaz? Die Welle spülte ihn dahin. Wie stieg aber die Welle so hoch und mit solcher Kraft? Sie ward durch die eingetretene Fluth getrieben. Was bewirkt aber die Fluth des Meeres? Die anziehende Kraft des Mondes, der bei fünftausend Meilen weit von uns entfernt schwebt. Wie er um die Erde wandelt und sie anzieht, hebt er das Wasser des unter ihm gelegenen Meeres, also, daß es von den entlegenen Ufern zurüktritt, und daselbst sogenannte Ebbe oder Trokene wird. Wandelt er weiter, so kehren die entfesselten, gehobenen Wogen in ihre vorige Lage heim; sie

steigen wieder am Gestade aufwärts. Dies die sogenannte Fluth, welche binnen vier und zwanzig Stunden regelmässig zweimal kommt und zweimal zurükweicht.

Die gesammte Verschiedenheit der Himmelsstriche, die daraus entspringende Mannigfaltigkeit der Gegenden, ihrer Bewohner und Erzeugnisse, daß das ewige Eis die Erdachse einpanzert, daß der Mensch in der Nähe derselben unter Schneedächern wohnt, in Thierfellen einherwandelt; die mildere Witterung unsers Vaterlandes, daß wir hier bald unter Blüthen und Früchten, bald in winterlichen Stürmen wandeln; die Sandwüsten der heissen Weltgegenden, daß dort nur die Palme gedeiht und das Gewürz reift, daß der Mensch daselbst in Gestalt und Farbe, Kleidung und Lebensart, religiöser Vorstellung, und in Denkarten und Neigungen von uns so verschieden sein muß, wie seine Pflanzen, seine Thierarten verschieden sind von den unsrigen, oder wie wir nothwendig in Allem, so wie unsere Gewächse, unsre einheimischen Thierarten, verschieden sein müssen von denen, welche an den Eisländern leben — dies Alles ist nur die Wirkung von der schiefen Richtung des Erdballs, in welcher derselbe sich, gleich andern Planeten, um die Sonne wälzt.

Die Sonne läßt ihre Stralen nur auf diejenigen Länder senkrecht niederfallen und brennt da am heftigsten, wo dieselben ihr in gerader Richtung gegenüberstehen. Ueber andre Gegenden der Erde, nach beiden Aussenseiten hin, um welche sich der Erdball dreht, fallen die Stralen schräger und flächer; daher sind sie milder. Weil aber, vermöge ihrer schiefen Richtung zur Sonne, die Erde so um dieselbe auf- und absteigend rollt, daß die Stralen des Tagesgestirns nicht beständig den gleichen schmalen Streif um die Erde senkrecht berühren, sondern daß die Sonne gleichsam auf einen Erdstrich von ungefähr siebenhundert Meilen Breite her- und hinwandelt, so entstehen daraus die Jahreszeiten. Nähert sich die Sonne mit ihrer senkrechten Stralenrichtung dem uns näher liegenden Saum des heissen Erdgürtels: so empfangen

wir mehr Wärme; Frühling und Sommer kommen. Wendet sie sich wieder ab zum entgegengesezten Saum, so verschwindet die Wärme allmählig. Es kommt der Herbst; es gefrieren die Wasser; es wird Winter. Ohne diese Stellung des Erdballs in seinem regelmässigen Umherschweben würde ein Theil der Erde, rings um dieselbe, wo die Sonnenstralen also unaufhörlich senkrecht niederfielen, ganz versenken, verhärten, verglosen, vollkommen unbewohnbar bleiben müssen. Die Bewohner der angrenzenden Gegenden würden einen ewigen Frühling im Herbst geniessen. Allein der bei weitem größte Theil der Erdenwelt, wohin sich die Sonnenstralen niemals näherten, würde tief unter ungeheuern Schnee- und Eislagern ewig vergraben werden, wo jezt die reizendsten Fluren grünen, die volkreichsten Dörfer, die prachtvollsten Städte und Tempel der Menschen glänzen.

Also aus der Stellung und wechselseitigen Einwirkung der Weltkörper im grossen, göttlichen All entspringen die verschiedenen Naturen der Landschaften auf Erden; aber aus der Verschiedenheit der Himmelsstriche, Witterungen, Thiere und Pflanzen der Weltgegenden entsteht auch eine unter einander verschiedene Ernährungsart und Beschäftigungsweise ihrer Bewohner. Der Mensch in den heissen Ländern hat zu seiner Erhaltung ganz andre Speisen nöthig, als der in den Eisgefilden; ganz andre Kleider, Wohnungen und Vorsichtsmittel gegen die Gefahren der Umstände. Daraus entwikelten sich ganz andre Arten des Berufs, ganz andre Gebräuche, Sitten und bürgerliche Verhältnisse; aus diesen wieder ganz andre Geseze und Verfassungen, denn diese sind immer nothwendige Folgen von jenen.

Mit Erstaunen werfe ich den Blik hier durch die endlosen Verkettungen, durch die unabsehbaren Reihen der Ursachen und Wirkungen hin. O, allmächtiger Gott, wie wunderbar rührt das Irdische an das Geistige; wie hast du Alles in dem Gewebe des grossen Naturganzen so weise verflochten!

Erde und Himmel vermischen sich zu deinem Willen, o du, vor dem kein Ding unmöglich ist! — Welch ein mannigfaltiges ungeheures Getriebe, welch ein unendliches Wechseln hienieden — und das Alles nur hervorgerufen durch die Richtung der Erdbahn um die Sonne! — Jener leuchtende Weltkörper also aus seinen himmlischen Fernen wirkt so gewaltig auf die Natur, auf die Eigenschaften, auf das eigenthümliche Leben und Weben der Völker des Erdbodens! In den Stralen des Lichts und der Wärme also, die aus jenem entfernten Stern auf uns fallen, liegt die erste Ursache der ausserordentlichsten und der gewöhnlichsten Erscheinungen hienieden! Und woher nimmt die Sonne ihre nie verarmende Lichthülle? — Wie sich unsre Erde, dürstend nach ihren Stralen, jährlich um sie bewegt: so bewegt sich auch die Sonne wieder mit allen andern sie begleitenden Welten. Sie bewegt sich um einen andern Mittelpunkt, vielleicht um eine noch grössere Sonne, die in unermeßlicher Ferne des ewigen Alls vor unsern Augen verborgen glänzt. Und diese — welches ist ihr Wandel und Wesen! — —

Die Flügel meiner vermessenen Einbildungskraft sinken, — ich verstumme in Gedanken deiner Allmacht, o allmächtiger Gott! du leitest die Sonnen und Monden und Sterne in der uferlosen Ewigkeit deines Schöpfungsalls mit einer Kraft und Weisheit, die kein Seraf ausspricht, daß sie alle unter einander sich wechselseitig Licht und Leben zusenden, und daß selbst der Grashalm, welcher auf Erden blüht, in Berührung und Verbindung mit den entferntesten Welten lebt? Wer mag deine Hoheit und Macht ergründen? Ich höre deine Stimme aus dem Munde der Natur, wie sie sprach zu Hiob: Wo warest du, da ich die Erde gründete? Weißt du, Sterblicher, wer ihr das Maaß gesezt hat, oder wer über sie eine Richtschnur gezogen hat? Oder worauf stehen ihre Füsse versenket, oder wer hat ihr einen Ekstein gelegt, da mich die Morgensterne mit einander lobten, und jauchzten alle Kinder Gottes? Bist du in den Grund des

Meeres gekommen und hast in den Fußstapfen der Tiefe gewandelt? Haben sich dir des Todes Thore je aufgethan, oder hast du gesehen die Thore der Finsterniß? Kannst du die Bande der sieben Sterne binden, oder das Band des Orion auflösen? Kannst du den Morgenstern hervorbringen zu seiner Zeit, oder den Wagen am Himmel über seine Kinder führen? Weißt du, wie der Himmel zu regieren ist? oder kannst du ihn meistern auf Erden? Kannst du die Blize auslassen, daß sie hinfahren und sprechen: Hier sind wir! Wer gibt die Weisheit in das Verborgene, wer giebt die Gedanken des Verstandes? Hiob 38.

Das Gewitter.

In doppelter Natur wandelt der Mensch auf Erden; — in irdischer, sinnlicher, fleischlicher Natur, und in himmlischer oder geistiger.

Das Fleischliche neigt sich herab zur Erde, von der es gekommen; das Geistige sehnt sich zum Himmel empor, von dem es stammt. In der Todesstunde kehrt das Irdische an uns zum Staube, der Geist zum Ewigen zurük.

Der fleischliche, das heißt, der sinnlich gesinnte Mensch, lebt nur im Sinnlichen, nur für das Irdische; er lebt nur für das, was der Vergänglichkeit und dem Tode gehört. Der geistige Mensch aber lebt im Geiste, das heißt, er handelt göttlich, oder nach Gottes Willen; er lebt für das wahre Leben und den Frieden. Röm. 8, 6.

Im Fleische leben heißt, nur überall das Irdische sehen; nur der Sinnlichkeit fröhnen; in andern Menschen nur auf ihren irdischen Werth achten, nur ihren Reichthum, ihren Stand, die Häßlichkeit oder Schönheit ihrer Gestalt, ihre Geschiklichkeit ins Auge fassen. Der fleischlich gesinnte Mensch sieht in der göttlichen Schöpfung nur das Irdische, die todte Natur, das Vergängliche, was seine Augen, Ohren

übrigen Sinne erfreut. Im Geiste leben heißt, überall nur das Göttliche wahrnehmen; nur mit dem Göttlichen umgehen; nur die Seelengrösse und Seelenschönheit der Mitmenschen aufsuchen und lieben; mit ihnen sich nur als mit sittlichen Wesen einlassen, und in ihnen die höhere Natur achten. Der geistige Mensch sieht in der göttlichen Schöpfung nicht blos das Angenehme, Nüzliche, das Grosse und das Schöne; — nein, er findet in dem Ewigen, wundervollen Spiel der Natur eine Selbstoffenbarung Gottes für den menschlichen Geist. Er empfindet überall die Gegenwart des Unendlichen, die Nähe Gottes. Er ist Geist, und steht nur vorzüglich mit dem Geistigen der Welt im Bund und Verkehr.

Ach, warum ist meine Sprache zu arm, meine Zunge zu schwach, die Erhabenheit und den Werth des geistigen Lebens zu schildern, welches, wie Jesus Kristus, sein Nachfolger, der wahre Krist führt! — Nur wer vom Geist ist, versteht meine Worte. Der Irdische, dem nie andere Wollust lächelte, als Sinnenkizel, der nie andre Schmerzen fühlte, als irdische, versteht mich nicht, und spottet meiner. Für ihn ist nur ein buntes Reich der Körper; keine geistige Welt; für ihn ist nur zwischen Wiege und Sarg ein Traum, kein ewiges, zusammenhängendes Sein. Er empfindet, gleich dem Thiere, nur die Lust und den Schmerz, und nichts weiter; — er empfindet nicht überall und immer Gottes Nähe, und daß wir in dem Heiligen, Ewigen, Unsichtbaren leben, weben und sind.

Wenn aber ein mächtiges, fremdes Verhängniß über ihn ergeht, oder eine grosse Erscheinung aus der Schöpfung sein irres Gemüth ergreift, und er schaudernd vor der Erhabenheit solcher Ereignisse zusammensinkt, fühlt er nur die Lust oder den Schmerz derselben, nur höchstens ein flüchtiges frohes Aufwallen seiner Empfindungen, oder ein knechtisches Zittern vor der Hand des Allmächtigen.

Wenn im wunderbaren Glanze eines Frühlingsmorgens

die weite Landschaft mit ihren stralenden Blüthen, mit ihren Gebirgen und Wäldern um uns herschwimmt, wie ein himmlisches Traumbild; wenn in den goldenen Furchen des Stromes und in den Thautropfen der Halme der gebrochene Sonnenstral flammt, Nebelsäulen aus dem Thale wie Dankopfer vom Altare der Erde zum Himmel steigen, und der Wurm im duftenden Grase zirpt, und die Lerche hoch zu den Wolken ihr Jubellied trägt — ergriff dich da nicht ein fremdes Gefühl, eine heilige Wollust, wie du nie in den Lustbarkeiten der Menschen, nie im Kreise ihrer Kunstwerke empfunden? — Dies war ein Stral des geistigen Lebens in dein vom Irdischen befangenes Gemüth? — Du empfandest für einen Augenblik heller die göttliche Nähe.

Von allen Einrichtungen der göttlichen Schöpfung aber ruft keine so oft und so machtvoll die Erinnerungen an den Allgewaltigen in das menschliche Gemüth, als das Gewitter. Aber wie verschieden wird diese grosse wohlthätige Erscheinung von den Menschen aufgenommen, empfunden und beurtheilt! Der geistige Mensch sieht Gott, der sinnliche Mensch nur sich und seine kleine Habe in dem prachtvollen, scheinbaren Aufruhr der Natur. Der geistige Mensch fühlt sich froher in dem sichern Arm seines ewigen Vaters; der sinnliche Mensch zittert nur für seinen Leib, für sein Haus, für sein Vermögen, welches im Hagel zu zerschmettern droht. Der geistige Mensch erkennt im Sturm des Gewitters, wie im Hauch einer Abendluft, welche um Blumen spielt, Gottes Nähe, Gottes Liebe; der fleischlich gesinnte Mensch erschrikt und bebt knechtisch vor des Allmächtigen Donner. Der geistige Mensch fühlt nach dem Gewitter den Gottesfrieden, und seine Seele preiset die unendliche Güte; der sinnliche Mensch erneuert sein altes Leben; fährt in seinem sündlichen Thun fort, und vergißt Gottes durch Jesum geoffenbarten Willen eben so bald, als er meint, daß die Gefahr vorübergegangen sei.

Ich will bei deiner Betrachtung verweilen, majestätisches

Schauspiel in der Schöpfung, furchtbares prächtiges Gewitter, welches wie ein Zeuge Gottes über den verstummenden Erdball wandert, und ihn erquikt, und Menschen und Thiere mit gesundern Lüften nährt.

Siehe, die Pflanzen haben schmachtend ihr welkes Haupt gesenkt; die Thiere lechzen im heissen Sonnenstral; die Erde spaltet sich und dürstet nach Regen, um die Wurzeln der Kräuter und Blumen und Bäume zu tränken. Die Thiere schleichen ermattet, und der Mensch geht erschlafft umher durch die glühende Luft. Gott winkt, einzelne Wolken sammeln sich am Himmel. Sie wachsen und schwellen; Niemand sieht, woher sie ihre Grösse nehmen. Gleich schwimmenden Gebirgen lagern sie sich am Himmel hin, und in ihrem Schooße bereitet eine unsichtbare Gewalt den Segen des Erdballs. Jene ungeheuren Lasten und Ströme befruchtenden Regens, fähig Ströme emporzuschwellen, die festesten Dämme zu sprengen und ganze Thäler zu überschwemmen, schweben leicht und festgebannt in den Gewölken des Himmels, wie eine Feder auf der Luft schimmt. Unerforschliches Wunder Gottes! Ein Ozean schwebt über meinem Haupt ohne alle Schwere, und die Luft, welche sonst keinen Tropfen Wassers aufhalten kann, trägt ein ganzes Meer!

Ein leichter Wirbelwind zieht über die Strassen und Hütten der Menschen hinweg, und führt Säulen aufsteigenden Staubes vorüber. Er ist der Bote des kommenden Gewitters. Schon rauscht das Laub der Bäume von einzeln fallenden Tropfen des Regens; schon rauscht ein dumpfer Widerhall des fernen Donners um unser Ohr. Ein Sturmwind erschüttert den Wald; ein dunkler Regen strömt über die Landschaft; ein Feuerstrom zerreißt die Wolken, und der Donner bezeugt Gottes Herrlichkeit und ewige Macht. — Dem Kristen pocht das freudige Herz, und seine Zunge stammelt in dem fruchtbar schönen Naturgesang des Donners und der Stürme: „O wie groß, wie groß ist Gott!“ —

Der bleiche Sünder bebt und fragt: „Ist die Stunde meines Gerichts vorhanden?“ —

Der wahre Krist ist im Gewitter und während des Kampfes aller Elemente in seiner Gemüthsruhe unverändert. Er lebt in Gottesverehrung. Er kennt die Güte und Weisheit seines himmlischen Vaters, er preiset sie lauter. Er ist voll innigen Vertrauens auf die himmlische, Alles leitende Vorsehung. Er zittert nicht für sein Leben; dies und alles Andere ist ja in Gottes Hand. Um uns zu tödten, bedarf es wahrlich nicht eines Aufruhrs der ganzen Natur. Ein Tropfen Bluts, der in unsern Adern stokt, eine kleine zarte Fiber, die in unserm Körperbau zerreißt, ist hinlänglich, uns zu den Todten zu führen.

Die Furcht des Menschen bei Gewittern ist mehr oder weniger eine Folge seiner Kleinmüthigkeit, seines schwachen Glaubens an die göttliche Vorsehung, seiner unkristlichen Vorstellungen, die er sich von Gott selbst und den göttlichen Absichten in der Schöpfung macht. Zwar kann auf die empfindsamen Nerven mancher Menschen die Gewitterluft solchen Einfluß haben, daß daraus eine unwillkührliche Bangigkeit in ihnen entsteht. Allein dies unangenehme körperliche Gefühl kann durch festen Willen, durch deutliche Vorstellungen von der Gefahrlosigkeit der Gewitter, überwunden werden; durch die Ueberzeugung und Erfahrung, daß von vielen tausend fallenden Blizen kaum einer zum Nachtheil des Menschen niederfährt; daß die Gefahr des Blizes eben so gut durch Sicherheitsmaßregeln verhütet wird, als man sich vor Feuers- und Wassernoth oder andern Gefahren, durch Klugheit und Gebrauch des dazu von Gott gegebenen Verstandes verwahren kann, daß ein Metallstab, der vom Gipfel unsrer Wohnung bis zur Erde niedergeht, den stärksten Bliz gleichsam niederdrükt, und unschädlich für das Haus macht, welches uns beherbergt. Zur Selbstberuhigung solcher Menschen beim herrlichen Schauspiel des Gewitters ist allerdings Pflicht, daß sie jene Si-

cherheitsmaßregeln) anwenden und Gebrauch von der Kraft machen, die Gott dem Metalle ertheilte, uns vor der zerstörenden Gewalt des Blizes zu bewahren.

Ueberhaupt ist leider niemals unkristlicher Aberglauben lebhafter, als bei Gewittern; niemals zeigen die Sterblichen unwürdigere Vorstellungen von Gott, als wenn er sich am erhabensten, am wohlthätigsten durch die Erscheinungen in seiner Schöpfung beweiset. — O wie tief liegt noch ein grosser Theil des menschlichen Geschlechts unter seiner eigenen Würde!

Da gehen sie hin, die Beklagenswürdigen prangen mit dem Kristennamen, den sie alltäglich mit Sünden entweihen. Aber in der Gewitterstunde eilen sie zu ängstlichem Beten und Singen: zu der Gewitterstunde thun sie Busse und Gelübde, um nach ihrer beschränkten Vorstellung Gottes Zorn von sich abzuwenden. — Da tönt von den Thürmen das Zeichen mit den Gloken, um Gott im Gebete anzurufen, den Sturm zu beschwören, daß er die Hagelwolke von den Feldern entferne.

Euer Gebet bei unheiligem Lebenswandel, eure Busse bei schlechten Thaten, eure Religion bei Nichtbefolgung der Lehren Jesu, sind vor Gott nicht angenehm. Euer von Furcht erpreßtes Gebet und Singen versöhnt euch nicht mit dem Himmel. Ihr seid, von denen die Schrift sagt: ein tönend Erz, eine klingende Schelle. Nicht das leere Getöse eurer Gloken und eurer Zungen, sondern euer Herz fordert Gott; und ihr gebt ihm euer Herz nur durch Werke der Liebe, der Güte und Eintracht, durch edle rechtschaffene Thaten gegen die Mitmenschen. Und wenn ihr Gott liebet, so wird keine Furcht, sondern heiliges Vertrauen in euch wohnen. Wenn ihr Theil habt an Jesu: so habt ihr nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß ihr euch fürchten müßtet, sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater! Röm. 8, 15.

Dies ist der Unterschied zwischen dem geistigen und

fleischlich gesinnten Menschen. — Das Gewitter zieht vorüber; der irdisch gesinnte Mensch vergißt die ausgestandene Angst, vergißt seiner Gebete, seiner Gelübde, geht hin und kann wieder hassen, verfolgen, verläumden. Der geistige Mensch, der ächte Krist bleibt liebend Gott getreu. Er sah in den Stürmen des Gewitters Gottes Majestät, wie er sie in dem wundervollen Bau jeder Blume erkennt, welche die Erde trägt. Wer in Gott lebt und handelt, bewahrt ein freudiges Gemüth, und würde die Welt vergehen oder ein Erdbeben ihn und Tausende begraben.

Abba, lieber Vater! mit kindlich liebendem Geiste blike ich empor zu Dir. Ich will Dich nicht verlassen. Du verlässest mich nicht! — Der Donner rollt, seine Stimme verkündet Deine Herrlichkeit, und in den Stralen des Blizes leuchtet Deine Pracht. Dich preisen die Sturmwinde, Dich preiset der erquikende Regenstrom, der von den Höhen des Himmels rauscht. Offenbart in meinem Gemüthe durch Jesum, sehe ich Dich in den Wundern der Schöpfung in neuer Offenbarung wieder. Ueberall finde ich Dich. In Allem will ich Dich lieben. Denn Alles, was geschieht, ist zu meinem Wohlergehen. Alles predigt mir Deine unendliche Liebe — ach, so predige auch mein Thun und Lassen, mein Empfinden und Denken Dich, nur Dich und meine Liebe zu Dir!

Der Wurm und die Allmacht.

So oft ich, von allerlei Sorgen beengt und bedrängt, hinaus trete, einsam, in die stillen freundlichen Blumenfelder des Sommers, durch den Segen der Aeker und Wiesen, in den erfrischenden Schatten des Waldes — und die Stimmen der Natur zu meiner Seele sprechen — wird es Alles anders in mir! Ich gedenke Gottes, ich sehe die Zeichen seiner Grösse und Gnade, und wie Moses, da er

vor seinem Tode die Kinder Israels segnete, möchte ich der ganzen Welt sagen: Der Herr, wie hat er die Menschen so lieb! Alle seine Heiligen sind in seiner Hand! 5. B. Mos. 33, 3. Und im Licht der freundlichen Sonne, wie es die ganze Landschaft überströmt, vergeht wie ein Nebel mein Kummer oder Verdruß; die Ruhe der grossen Natur durchdringt mich, und wird zur Ruhe meines Herzens. In der feierlichen Heiterkeit meines Gemüthes finde ich nur noch einen einzigen kleinen Unwillen, den Unwillen über mich selbst, daß ich mir so wenig gleich bleibe, daß ich mich von Unerheblichkeiten des häuslichen Lebens um den innern Frieden bringen lasse; daß ich mich vor Dingen fürchte, die noch nicht da sind, während doch der Herr da ist, und mir beständig nahe ist, der auch das geringste von seinen Geschöpfen mit Liebe pflegt und bewacht. Keines Menschen Worte sind mir so belehrend, als das Wort der göttlichen Schöpfungen an mein Gemüth; keines Menschen Trost ist mir so beruhigend, als der Trost, welchen die Natur in meine Seele gießt. Wenn ich hinaufblike in die unendlichen Räume des Himmels über mir, und hinab in das unendliche Leben zahlloser Geschöpfe um mich her, wo Käfer, Müken und Vögel durch die Lüfte schwirren, kleine Fische in den Wellen der Bäche spielen, und bald auf jedem Grashalm sich ein sichtbares Geschöpfe regt, und ich dann bei mir denke: Der Herr des Lebens ist dein Vater! — O dann empfinde ich ganz die Süssigkeit dessen, was Johannes einst sprach: Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder sollen heissen! 1 Joh. 3, 1.

Wir haben von der Grösse und Menge des durch Gott im Weltall verbreiteten Lebens gar keine Vorstellung. Was wir davon wahrnehmen können, ist nur der allergeringste Theil. Sprechen wir von der Unendlichkeit, so sind wir gewohnt, an die zahllosen Welten des Himmels zu denken, oder an die vielen Wesen, welche auf Erden leben, die wir täglich um uns her sehen. Aber das, was wir täglich er=

bliken, und woran wir täglich gewöhnt sind, erregt unsere Aufmerksamkeit weit weniger, als wenn wir von dem Unbekannten lesen und hören. Darum haben die Nachrichten von der erstaunungswürdigen Anzahl, Ordnung und Verschiedenheit der Weltkörper, die wir Sterne nennen, so viel Anziehendes für uns. Wir verlieren uns gleichsam in dem Unermeßlichen, wenn wir an ihre unaussprechlichen Entfernungen von einander und an ihre ungeheuren Grössen denken.

Allein es ist mehr, als eine blosse Redensart, wenn man sagt, Gottes Allmacht und Grösse ist dem allerkleinsten Wurm der Erde eben so unendlich, als in den weiten Räumen der Himmel. Es liegen um uns her Schöpfungen in der Nähe, deren Dasein und Mannigfaltigkeit wir kaum vermuthen. Wir kennen bisher von der unübersehbaren Kette der Wesen nur wenige Glieder, und bemerken nur höchst mangelhaft, wie die Glieder dieser Kette, welche durch das ganze Weltall hinsieht, zusammenhängen. Wir kennen von den wunderbaren Eigenschaften der selbst in die Augen fallenden, Schöpfungen nur die wenigsten. Es gibt Pflanzen, die ein Wachen und Schlafen zu haben scheinen, wie Thiere. Es giebt Thiere, die da wachsen und sich vervielfältigen, wie die Pflanzen: Thiere, die man lange nur für Pflanzen gehalten hat, und die doch in der That es nicht sind.

Dergleichen sind die sogenannten Polipen, Würmchen, Geschöpfe von der einfachsten Art, und von den verschiedensten Gattungen und Gestalten. Sie leben in den Wässern der Meere, Flüsse, Seen, Teiche und in den Körpern grösserer Thiere. Sie haben kein Gehirn, keinen Athem, und leben doch, bewegen sich nach Willkühr, und haben einen Mund, durch welchen sie Nahrung einschluken, und das Unverdauliche wieder ausspeien. Sie haben keinen Magen, keine Eingeweide, ihr ganzer innerer Leib ist nur, wie eine feine Röhre, und doch geniessen und verdauen sie. Sie

haben Empfindung für Lust und Schmerz, wie jedes andere Thier, und wissen mit ihren langfasserigen Armen ihren Raub zu fangen und fest zu halten, ob man gleich nicht begreift, wie sie ihn bemerken können, da an ihnen auch nicht die mindeste Spur des Sehens wahrgenommen wird.

Sie vermehren sich auf eine ausserordentliche schnelle Weise, und besizen dabei eine beinahe unzerstörbare Lebenskraft. Wie Pflanzen treiben sie Knospen aus ihrem Leibe, die sich verlängern. Ist der junge Polip, der mit der Mutter einerlei Leben hat, erwachsen genug, so reißt er sich von ihrem Leibe los, sucht sich seine Nahrung, und treibt wieder neue Knospen oder junge Polipen hervor. Diese Vermehrung ist so schnell, daß im Zeitraum eines einzigen Tages mehrere Geschlechter ihr Leben empfangen, und so ausgebreitet, daß jeder Polipenleib mit vielen solchen Knospen besezt ist, die seine Jungen werden. Manche scheinen nur von einem feinen Häutchen umgeben zu sein, andre umgeben sich, wie die bekannten Korallen, mit einem kalkigen Gehäuse, worin sie wohnen. Als ein Beispiel von ihrer schnellen und ungeheuren Vermehrung könnte dienen, daß die grössern sogenannten Korallenstämme im Meere anderthalb Fuß hoch werden, und dennoch nicht nur ganze Berge davon erwachsen, sondern grosse meilenweite Inseln aus der Tiefe des Weltmeers daraus geworden sind.

Von der in ihnen wohnenden ausserordentlichen Lebenskraft zeugt auch, daß kein Unglük, keine Zerstörung sie ganz vernichtet. Eine Art von diesen Gewürmen, Hidern genannt, die gewöhnlich mit ihrem durchsichtigen gallertartigen Leibe an kleine Wasserpflanzen hängen, und vielgestaltig mit ihren Fasern oder Armen umhergreifen, Nahrung zu fangen und ihrem Schlunde zuzuführen, ist so lebensreich, daß man sie ganz zerstükeln kann, ohne sie zu tödten. Man hat sie in drei, vier Theile zerschnitten. Binnen vierundzwanzig Stunden lebte jeder Theil für sich selber, wie ein eigenes Thier, und ging seiner Nahrung

nach. Man hat ihr Inneres zum Aeussern gemacht, wie man einen Handschuh umwenden kann, und nach Verfluß eines Tages fuhr das Thierchen fort, auch auf diese Weise zu leben und sich zu ernähren. Man hat andere Arten der Länge nach zerschnitten; binnen zehn Tagen gebaren sie wieder Junge, und ihr Mund hatte sich wieder gebildet, Nahrung einzuschluken.

In unsern Teichen, Seen, Pfüzen, wie in allen stehenden Wässern, leben Millionen dieser Thiere, wo sie sich gern an den grünen Schleim, an die Wasserlinzen hängen, womit im Sommer das stille Wasser sich zu bedeken pflegt. Da sind sie dem bloßen Auge kaum sichtbar. Nur mit Vergrösserungsgläsern entdekt man sie. Da gleichen sie bald einem Körnchen, wenn sie sich zusammengezogen haben, bald, wenn sie ihre Arme ausbreiten, einem Stern, einer Blume, einem Haarbüschel. Viele verwandeln sich in einer Minute auf unbegreifliche Weise in die mannigfaltigsten Gestalten. Die Wärme des Sommers belebt sie am meisten. Wenn man sie in einem Glase Wasser schöpft, bemerkt man auch, wie sie sich am liebsten nach der von der Sonne beschienenen Seite hinziehen. Sie fahren bei einem starken Ton wie erschroken zusammen. Manche sind auch groß genug, daß man sie wohl mit blosen Augen bemerken kann. So hat eine Art, die man das Kugelthierchen nennt, die Grösse einer sehr kleinen Linze, ist aber so zart und weich, wie ein Gallert, daß es, unbehutsam angefaßt, zerfließt. Unter dem Vergrösserungsglase hingegen sieht man, daß dies Thierchen von schöner immergrüner Farbe ist und nach allen Richtungen hinschwimmt, indem es wie eine Kugel sich rollend fortwälzt. Weil der Leib durchsichtig ist, sieht man darin auch die ungebornen Jungen, ebenfalls als kleine Kugeln, zwanzig, dreißig an der Zahl beisammen; in den Jungen schon wieder ihre künftigen Geburten; in diesen schon wieder die dereinstigen Jungen, und so fort, bis die besten Vergrösserungsgläser zu schwach werden für die Sichtbar-

machung so unendlich kleiner Wesen. Sind die Jungen reif, in der Welt zu erscheinen, so zerspaltet die ältere Kugel und die kleinen rollen heraus, in einer Stunde fünf bis zehn, die das Leben der Alten führen, welche dann verschrumpft und stirbt.

Wovon aber leben diese Thiere in einem Wassertropfen, der ihnen wie ein Meer ist? — diese Thiere, welche zuweilen millionenmal kleiner sind, als ein Sandkorn? Unser Auge reicht in das Unendliche dieser neuen Welt nicht hinaus. Aber es mögen dennoch viel kleinere Wesen leben, die ihnen zur Speise dienen, Wesen zu deren Entdekung das Gesicht des Sterblichen vielleicht nie gelangen wird.

Um gleichsam eine ganze Welt von lebendigen Wesen ins Dasein zu erweken, darf man nur auf Blätter, Gras, Blumen, oder thierische Theile etwas Wasser giessen, und es der Sonne ausstellen, oder sonst in eine laue Wärme sezen. Bald wird eine Zersezung im Wasser vor sich gehen, eine Gährung oder Fäulniß; und das, was wir Fäulniß nennen, ist nur der Hervortritt neuen Lebens. Millionen Geschöpfe sind entstanden. Woher sie kommen, wohin sie verschwinden, wozu sie dienen, — wer dringt in das göttliche Geheimniß der unsichtbaren Naturreiche? Aber auch das Kleinste ist dem Weltall so unentbehrlich, als das Größte; und die Sonne, welche tausendmal grösser ist als die Erde, ist dem Allvater des Lebens kein wichtigerer Gegenstand, als das kleinste von den Thierchen, deren Tausende beisammen in einem Wassertropfen ihre Herberge finden.

Wo sollen wir die Grenzen des Lebens suchen? Muß ich nicht mit Ehrfurcht und Bewunderung gestehen, Gott sei so unendlich im Kleinen fortwirkend, wie er unendlich ist im Größten? Er hört nicht auf; und je weiter meinem Auge erlaubt wird vorzudringen, je mehr Schöpfung werde ich in der Verborgenheit gewahr. Es hat kein Ende. Was ist groß? was ist klein? Vor ihm ist nichts groß,

der der Ewige, der Unendliche ist! Vor seiner Erhabenheit schwindet Alles ins Kleine zusammen.

Das Gefühl.

Es kann dich der geheimnißvolle Bau einer glänzenden Blume entzüken, der Himmel mit seinen Millionen stralenden Weltkörpern kann dich zur Andacht begeistern; das Anschauen der ewigen und mannigfaltigen Ordnungen der Schöpfung ruft dich zur Anbetung des Schöpfers. — Wie? warum vergissest du, was dir am nächsten liegt? Ist nicht dein eigener Leib, dieser Schleier deines unsterblichen Wesens, ein eben so betrachtungswürdiges Wunder göttlicher Weisheit und Macht? Kann das Weltgebäude unbegreiflicher und zwekmässiger geschaffen sein, als dein Leib?

Es leben Tausende, denen ihr Körper und seine Bedürfnisse wichtiger sind, als Alles, was das Weltall hat — aber wie wenige von diesen Tausenden kennen nur kaum oberflächlich die merkwürdigen Einrichtungen desselben! — Sie prüfen mit grosser Bedachtsamkeit die Zusammensezungen und Stoffe ihrer Kleider, ihres Schmukes; aber die Beschaffenheit des irdischen Gewandes der Seele reizt ihre Aufmerksamkeit nicht, — das Kunstwerk von Menschenhänden ist ihnen bedeutender, als das Kunstwerk des Schöpfers, der den menschlichen Leib aus der Erde bildete, und diese erhabene, von ihm beseelte Gestalt zur schönsten unter den Bewohnern des Erdballs machte.

Nichts sei dem Kristen fremd, was ihm von seinem Vater im Himmel kam; und den Leib, welchen seine Seele für einige Jahre bewohnt, soll er als das köstliche Geschenk des himmlischen Gebers schäzen. Von allen äussern Sinnen ist keiner im ganzen Körper verbreiteter, als der Sinn des Gefühls. Die Werkzeuge desselben sind die überall unter unsrer Haut verbreiteten Nervenenden. Die leiseste Be-

rührung derselben erregt einen Reiz, und im gleichen Augenblike eine Verstellung in dem Gemüth. Obgleich die ganze Oberfläche des Leibes also eingerichtet ist, daß wir den Eindruk von Aussendingen wahrnehmen, ist doch das zarteste Gefühl in den Fingerspizen. Sie sind gleichsam bei uns das, was bei andern Thieren die empfindlichsten Fühlhörner. In ihnen breiten sich die Nervenspizen in kleinen Körnern oder Wärzchen aus, so daß jeder äußere Eindruk auf sie viel lebhafter und deutlicher wirkt. Die Zartheit des Gefühls kann so weit vervollkommnet werden durch Uebung, daß, wie man von Blindgebornen weiß, sie durch Betastung selbst die Verschiedenartigkeit der Farben erkannten, von denen sie doch durchaus ohne Vorstellungen sind.

Auch ist der Gefühlsinn am meisten über alle Wesen ausgebreitet, die Leben haben. Vielen mangelt Gesicht, Gehör, Geruch; aber nur Wenigen das Gefühl. Was gefühllos ist, hat weniger Leben und willkührliche Bewegung. Die Auster, welche nur kaum empfindet, bewegt sich fast gar nicht. Der Vogel, dessen Empfindsamkeit ungemein lebhaft ist, lebt fast in beständiger Bewegung. Selbst einige Pflanzen verrathen etwas vom Vermögen des Gefühls; daher sie sich bei Verlezung zusammenziehen, am Tage öffnen, oder ihr Laub dem Lichte zuwenden.

Das Gefühl ist der Verkündiger des Lebens, und selbst im Innern des Körpers überall verbreitet, so weit die Nerven sich zerstreuen. Hunger und Durst sind Wirkungen dieses Sinnes in unserm Eingeweide.

Alle übrigen Sinne haben zugleich auch diesen Sinn. Auch mit dem Auge, Ohr, mit der Zunge und den Geruchswerkzeugen fühlen wir. Aber überall ist die Empfindung dabei anders. So zart auch Zunge und Lippe sein mögen, gewinnen doch wir durch sie, wenn wir geschlossenen Auges damit Gegenstände betasten, keine so bestimmte Vorstellung, als durch die Fingerspizen.

Gott scheint aber darum den menschlichen Leib so reich

mit Gefühlsnerven umsponnen zu haben, damit wir von allen Seiten mit seiner Welt in beständiger Berührung stehen, in beständiger Lebensthätigkeit bleiben, und sogleich wahrnehmen, wo der Seelenhülle Gefahr droht. Denn mit jedem Reize auf die Gefühlsnerven ist zugleich in unserm Gemüth eine Vorstellung des Angenehmen und Unangenehmen verbunden. Die Empfindungen von Lust und Unlust liegt nicht mittelbar in den Sinnwerkzeugen selbst, sondern in der Seele. Es steht in ihrer Gewalt, die Empfindsamkeit der Nerven zu vermindern, je nachdem sie dahin ihre grössere Aufmerksamkeit lenkt oder davon wegzieht. So kann der Mensch seine Schmerzen verringern, indem er seine Gedanken lebhaft mit einem andern Gegenstande beschäftigt.

Erst durch diesen Sinn erhalten wir von einer körperlichen Gestalt wahre Begriffe; wir empfinden die Härte, Weichheit, Glätte, Unebenheit, Nässe, Trokenheit, Wärme, Kälte, Beweglichkeit u. s. w., von dem allen wir auf keine andre Weise Vorstellungen haben würden. Könnten wir nur sehen, nie betasten, — das ganze Weltall würde um uns herschweben, wie ein Gewirre glänzender Traumbilder, in welchem wir selbst ohne Gefühl umherschwebten.

Ob wir nun gleich durch das Gefühl die Dinge ausser uns gleichsam selbst fassen, ergreifen, und unmittelbar wahrzunehmen scheinen: erkennen wir sie darum doch nicht genauer und unmittelbarer, als durch jeden andern Sinn. Denn auch die Zunge betastet mit den Geschmaksnerven; auch die Geruchsnerven werden unmittelbar von den in der Luft zerstreuten Körpertheilen gereizt; auch die Gehörnerven, wie die Nerven des Gesichts, werden unmittelbar von den Kräften ausser uns angerührt, welche Reizungen dann von uns ihre Erscheinung genannt werden.

Ohne Gefühl hätte ich kein Leben des Körpers, keinen Wächter seiner Erhaltung, daß er nicht durch zerstörende Eindrüke verlezt werde. Ich ehre in der sorgfältigen und reichen Vertheilung der Gefühlsnerven über die Ober-

fläche meines Körpers die göttliche Vorsehung, und erkenne wie wichtig sie für meine Seele die Erhaltung des Leichnams gemacht hat. Der geringste Schmerz warnt mich, lenkt meine Aufmerksamkeit nach der verwundeten Gegend hin, und gebietet mir, Sorge zu tragen; so wie im Gegentheil eine Wohlempfindung mich belehrt, daß das wunderbare Seelenwerkzeug gegen Unfall sicher sei.

Allein wie thöricht würde es sein, wenn mein Geist nur glaubte, dieser Gefühlsnerven wegen vorhanden zu sein, und daß seine höchste Bestimmung sei, dieselben auf alle Weise zu hegen und zu pflegen! — wie thöricht, sich einzubilden, der Künstler und Handwerker habe das Leben empfangen, um der Sklave seiner Werkzeuge zu werden, und ihnen zu dienen! — Es wäre eine Umkehrung aller Begriffe, eine Verwechselung des Zwekes und des Mittels; wir würden es Verrüktheit des Verstandes nennen.

Was thut aber der verzärtelte Weichling, welcher jede unangenehme Empfindung scheut? Was thut der üppige Wollüstling, der kein höheres Gut als diesen Kizel der Gefühlswerkzeuge kennt? Ist er nicht ein Sklave einiger seiner Nerven? Athmet er nicht einzig für sie? Arbeitet und sorgt er nicht blos für sie? Sezt er nicht seine ganze Welt in Bewegung für sie? Lebt seine ganze Seele nicht blos ihnen? Ohne Schäzung des Werkzeuges, welches uns die göttliche Huld verlieh, werden wir unbrauchbar für die Welt. Aber nicht mißbrauchen sollen wir das Werkzeug, sonst wird es untauglich zum Behuf des Geistes. Der ganze Leib ist, geschweige einige Nervenarten desselben, unendlich geringer, als die Seele. Für die Sache des Geistes muß endlich selbst das Werkzeug aufgeopfert werden. Die Sache des Geistes aber ist seine Freiheit, seine Tugend.

Der Mensch ist geschaffen, unaufhörlich mit der ihn umgebenden Natur in Berührung zu stehen. Selbst der mannigfaltige Einfluß der Witterung und Beschwerlichkeiten aller Art erheben seine Kraft.

Vater, Schöpfer meines Lebens, der Du mich auf so wunderbare, mir selbst ganz unerforschliche Weise gebaut hast, je mehr ich Deine Allmachtswerke betrachte, je deutlicher erkenne ich Deinen Willen und meine Pflicht. Ich erkenne in Deinen Schöpfungen höhere und niedrigere Kräfte; Du hast mich ausgerüstet mit Bewußtsein und Freiheit, zwischen beide gestellt, daß ich wählen solle, zu welchen ich gehören möge, ob zu den sinnlichen, dunkeln, bewußtlosen, oder zu den geistigen, mit Willkühr und Erkenntniß begabten.

Der Geschmak.

Welch einen mannigfaltigen Reichthum von Genüssen jeder Art hat uns die Güte unsers Gottes in der Natur gewährt! Bei den Thieren ist das Aufsuchen der Nahrung, deren sie bedürfen, ohne andern Zwek, als ihr Leben zu erhalten. Anders ist es bei den Menschen. Ihr Trieb, sich zu ernähren, ist zugleich eins der wichtigsten Mittel in der Hand Gottes, daß die Sterblichen sich enger mit einander zu einem gesellschaftlichen Leben verbinden; daß sie die Tugenden der Wohlthätigkeit, des Erbarmens, der Freundschaft, der Redlichkeit, der Ehrfurcht vor fremden Rechten üben können; daß sie sich um Eigenthum bekümmern; daß sie länger ihre Kinder erziehen müssen, die nicht sogleich, wie die Thiere des Feldes, Nahrung suchen können; daß sie in Staaten und unter Gesezen zusammentreten; erfinderisch in Künsten und Wissenschaften werden.

Von allem Diesem weiß das Thier nichts. Es streicht einsam seiner Nahrung nach. Es vergißt seine Jungen, sobald sie stark genug sind, ihr Futter zu suchen. Es kennt kein Eigenthum, keine Rechte, keine Pflichten.

Nicht genug, daß der Trieb nach Nahrung einzelne Menschen enger verbindet: er ist auch eine der ersten Ursa-

chen, daß sich die über dem ganzen Erdboden zerstreut wohnenden Völker einander annähern, und gleichsam eine einzige grosse Familie bilden. Denn den verschiedenen Ländern, in welchen sie leben, hat der Schöpfer verschiedene Vorzüge ertheilt. Um derselben überall theilhaftig zu werden, ward der Handel und Umtausch erfunden, und Bündnisse zwischen Nationen gestiftet, welche sonst immerdar durch Weltmeere von einander getrennt geblieben sein würden.

Ja, derselbe Trieb ist zugleich Anlaß zur Verwandlung eines bedeutenden Theils von der Oberfläche des gesammten Erdbodens geworden. Wo uranfänglich endlose Wüsten und Wildnisse waren, veränderte der Fleiß des Menschen Alles in einen anmuthigen grossen Garten; ungesunde Moräste und Sümpfe wurden ausgetroknet, wilde Ströme eingedämmt, nakte Felsen bekleidet, und durch Ausrottung ungeheuerer Wälder selbst die Witterung der Länder vortheilhaft verwandelt. Unser eigenes Vaterland, welches noch vor zweitausend Jahren so kalt und rauh war, daß in den finstern Wäldern Thiere herbergten, welche heutiges Tages nur noch in den kältesten Weltgegenden angetroffen werden, ist jezt mit den Rosen des warmen Persiens geschmükt. Ja, fast alle oder doch die meisten der lieblichen Obstarten, mit denen uns der Sommer und Herbst erfreuen, unsere Getreidearten, mit denen die fruchtbaren Aeker prangen, unsre Erd- und Gartenfrüchte, Wurzeln und Heilkräuter, sind eigentlich Kinder weit entfernter Länder, die zu uns verpflanzt worden sind. So erbliken wir, oft ohne es zu wissen, jezt in unsern Feldern und Gartenbeeten Pflanzen eine Spanne weit von einander blühen und reifen, deren Heimath in zwei ganz verschiedenen Welttheilen ist.

Wie geringer und einfacher Mittel bedient sich die Weisheit Gottes in der Erziehung des menschlichen Geschlechts! Welche unglaubliche Wirkungen brachte sie in demselben blos dadurch hervor, daß sie uns den Sinn des Geschmaks auf die Zunge legte! — Was bei andern Thieren

höchstens nur auf Erhaltung ihres Leibes hinzwekte, mußte bei dem Menschen vom größten Einfluß auf die Vervollkommnung seines Geistes werden, seine höhern Erkenntnisse vermehren, seine gesellschaftlichen, brüderlichen Verhältnisse enger flechten, seine Tugenden erweken!

Und dies Alles ist die Wirkung von zwei Nervenpaaren, welche sich über die Zunge und den Gaumen mit ihren feinen Verzweigungen ausbreiten, die an der Oberfläche der Haut Nervenwärzchen bilden, welche noch grösser und weicher sind, als die Fühlkörner der Fingerspizen. Sie heben sich, sobald sie von einem fremden Körper berührt werden, von selbst in die Höhe, ohne daß die Seele dazu einen besondern Willen äussert, obgleich nicht zu zweifeln ist, daß sie auch der Gewalt derselben untergeordnet sind, und ihre Reizbarkeit erhöhet wird, so bald die Seele ihre volle Aufmerksamkeit auf den Geschmak der Dinge leitet.

Der Sinn des Schmekens ist vom Schöpfer allen Thieren gegeben worden; er muß allen dazu dienen, sie in der Auswahl derjenigen Nahrung zu leiten, welche ihrer Erhaltung die angemessenste ist. Und es ist allerdings ein Zeuge von der weisen und bewunderungswürdigen Vorsorge Gottes, daß unmittelbar vor dem Schlunde, durch welchen die Speisen und Getränke zur Unterhaltung des Lebens eingehen müssen, der Geschmakssinn wie ein prüfender Richter gestellt ist, welcher vorher das Gute vom Schlechten unterscheidet. So kennt selbst das vernunftlose Thier, ohne zu wissen, warum, die gesunden von den schädlichen Kräutern. So hat das neugeborne Kind, wie das Thier, durch den Geschmak einen eben so sichern Beschüzer, als der Erwachsene, ohne sich Rechenschaft davon geben zu können, oder den Werth der Speisen vorher gekannt zu haben. Alles, was der Gesundheit des Leibes nachtheilig ist, verräth sich der Zunge durch seinen zusammenziehenden, Ekel erregenden Geschmak. — Warum haben die Giftpflanzen meistens einen widerlichen Saft? Warum haben ihn die meisten guten Nah-

rungsstoffe süß, lieblich? Warum haben die Steine und Erdarten oder Metalle, die durchaus nichts zur Ernährung des Leibes beitragen können, gar keinen Geschmak? Wahrlich, überall nehme ich Gottes weise Obsorge wahr, deren Zwek ist, die erschaffenen Wesen freudig und gesund zu erhalten.

Es ist dieser merkwürdige und wohlthätige Sinn also ein Eigenthum aller Thiere. Ja man möchte ihn selbst den Wurzeln und Blättern der Pflanzen einigermassen zuschreiben. Denn es ist bekannt, daß auch sie alle in Erde und Luft vorhandenen Stoffe zurükstossen und unberührt lassen, die nicht zu ihrer Nahrung taugen, und hingegen diejenigen einsaugen, die nach den Anordnungen des Schöpfers ihrem Gedeihen heilsam sind.

Bei wilden Völkern findet man den Geschmakssinn eben so wenig ausgebildet, als ihre Gefühlswerkzeuge unempfindlicher sind. Hingegen hat man auch Gelegenheit, oft die Erfahrung zu machen, daß Menschen, die ihren Geschmakssinn durch Lekerhaftigkeit ganz besonders verfeinert haben, und dadurch gleichsam thierischer werden, um so geringer an Geisteskräften zu sein pflegen. So wie dieser Sinn für uns ein Wächter der Gesundheit ist, wird er auch der erste Bote innerlicher Krankheiten. Nicht nur werden kranken Menschen viele Speisen ekelhaft, die in gesunden Tagen sie erfreuten; sondern der Geschmak kann sich so verwandeln, daß ihn Manches angenehm reizt, was er sonst zurükstieß.

Gott begabte den Menschen mit dem Geschmakssinn, um ihn in den Stand zu sezen, dasjenige auszuwählen, was zur Erhaltung seiner Gesundheit und seines Lebens am tauglichsten ist. Einzig und täglich für diese Nahrung zu sorgen, ist das Geschäft des vernunftlosen Thieres. Der für die Ewigkeit berufene Geist des Menschen kennt noch erhabenere Sorgen. Aber wenn er zur Hauptangelegenheit seines Lebens den Kizel seines Gaumens macht; keine grössere Freude kennt, als die Neigungen dieses thierischen Sinnes -- dann sinkt er selbst zum Thier hinab, und wird durch Un-

mässigkeit und Schwelgerei noch niedriger und verächtlicher, als das vernunftlose Wesen. — Er zerstört die heiligsten Ordnungen der Natur; er zerstört an sich selbst die Zweke seines gütigen Schöpfers, der ihm einen Leib gab zum Behuf des Geistes, nicht aber den Geist zum Behuf des Leibes. Aber auch keine Sünde rächt unmittelbar und schreklicher die verstossene Tugend, als Schwelgerei und Unmässigkeit. Sie unterdrüken die Fähigkeiten des Geistes, vermindern das Vermögen des Urtheils, des Scharfsinns, des Gedächtnisses und anderer edlen Vermögen des Gemüths in solchem Grade, daß der Nachtheil oft auf die Nachkommenschaft erben kann. Natürlich muß dies die Folge sein, wenn ein einzelner Sinn, oder ein einzelner Theil des Körpers auf Unkosten der übrigen vorzugsweise gereizt, gestärkt und gepflegt wird. —

Nur in der harmonischen Ausbildung und Erhaltung aller unsrer Kräfte liegt Gesundheit und Vollendung; jede Abweichung davon ist Auswuchs und Krankheit. — So lange die Verdauungswerkzeuge vorzüglich beschäftigt sind, ist der Geist nicht zur vollen Thätigkeit bestimmt, und jede Uebertreibung einer körperlichen Beschäftigung zieht Erschlaffung nach sich.

Daher sieht man überall im gemeinen Leben, daß ausgezeichnete Prasser und Schwelger oder Trunkenbolde selten besondere Geisteskräfte besizen, und daß ihnen ein anhaltendes gründliches Nachdenken mühsam oder ganz unmöglich wird. Sie sind für grosse Gedanken und grosse Tugenden gleich stumpf. Für sie haben nur die Freuden des Tisches einen Werth in der Welt. —

Im Gegentheil waren die erhabensten und weisesten und thätigsten Menschen jederzeit von bewunderungswürdiger Enthaltsamkeit. Sie genossen nur so viel, als zur Aufrechthaltung ihrer Gesundheit vonnöthen war; sie verachteten die thierischen Freuden an Lekerbissen, und zogen die ein-

fachste Kost darum vor, weil sie die dem menschlichen Körper ersprießlichste ist.

Aber Frohmuth und Gesundheit, die von Wangen und Augen lächeln, sind die Blüthe, und langes Leben die Frucht der Mässigkeit. Der Enthaltsame, immerdar zu allem Guten aufgelegt, weil sein Geist frei ist, findet die Welt schöner, weil er sie auf mannigfaltigere Weise genießt.

Möchte ich doch nie meiner höhern Würde vergessen und nie zu dem herabsinken, was mich mit dem Thier gemein macht und ihm gleichstellt! Zwar will ich die Freude nicht verschmähen, welche mir Gottes Güte durch den Sinn des Geschmakes gewährt — aber eingedenk werde ich bleiben, daß dieses nur eine der niedrigsten Freuden ist, die ich auch mit vernunftlosen Geschöpfen theile! eingedenk, daß mein allzugrosses Wohlgefallen daran leicht zur Leidenschaft entarten, und mich für höhere Freuden unempfänglich machen kann

Mein Geist ist das Hocherhabene, dem alles Andre untergeordnet ist. Ich habe genug gethan, wenn ich nur auf das Bedacht genommen habe, was zur Erhaltung körperlichen Wohlbefindens hinreicht. Jedes Zuviel ist ein Raub an dem, was ich meiner unsterblichen Seele zu leisten verpflichten bin; ist eine Kette, die mich an das Niedrige, Vergängliche des Staubes fesselt, und durch ihre Schwere den freien Aufschwung des Geistes zum Himmlischen lähmt.

Edle Enthaltsamkeit, sei du in allen meinen Genüssen meine Begleiterin; holde Tugend, werde der Schuzengel meines Geistes und seiner irdischer Hülle! So werde ich den edelsten Verblichenen ähnlich, deren Andenken noch heute die Welt segnet; so werde ich dem göttlichen Urheber meines höhern Lebens ähnlich, dir, o Jesus, der die Ueppigkeit der Welt verachtete, um die Seligkeit rein zu empfinden! — Wie einfach war dein Leben, wie mässig deine Nahrung! Wie reich warst du in deiner Armuth, da du mit Wenigem begnügt, noch immerdar übrig hattest, auch deinen leidenden,

nothdürftigen Brüdern wohlzuthun! — Welche Unglüksfälle hätten dich erschreken können, da das Sinnliche nicht dein Leben und dein Alles war; da irdisches Unglük uns doch nichts Andres rauben kann, als das Sinnliche, hingegen die Geistesfreuden wohl unangetastet lassen muß!

Enthaltsamkeit und mässige Befriedigung des Triebes, der auf Erhaltung meines Leibes abzwekt, macht mich von Menschen und Schiksalen unabhängig; giebt mir Zufriedenheit auch im Schoose der Armuth. Der nähert sich der Gottheit, welcher also bestehen kann, daß viele Menschen seiner Hülfe bedürfen, er selbst hingegen zu seinem Glüke nur der Gunst sehr weniger Menschen bedarf. Der Prasser ist nicht nur ein Slave seines eigenen Gaumens, sondern auch in starker Abhängigkeit mit seinem Glüke vom Wohlwollen der Guten und Schlechten; ein Knecht fremder Launen, selbst der Witterungen, die über ihn hingehen.

Himmlischer Vater, ich flehe nicht um Reichthum und Macht — ich habe solche zum freudigen Genusse dieses Lebens nicht vonnöthen — nur um mein tägliches Brod bitte ich mit deinen andern Geschöpfen, und um Weisheit, dies mit Mässigkeit und dankbar auf dich gerichteten Empfindungen zu geniessen.

Der Geruch.

Wir erkennen in dem Geruchssinne eine neue Vorsorge des Vaters für unsere Erhaltung, wie für unser Vergnügen. Und je aufmerksamer wir auch diesen Sinn unsers Leibes betrachten, je mehr sich vor uns neue Wunder in den göttlichen Einrichtungen der Natur offenbaren.

Der Duft der Speisen selbst, in so fern er blos durch den Geruch wahrgenommen wird, ist keine Nahrung. Er ist blos ein Verkündiger dessen, was der Geschmak zu erwarten hat. Darum vermählte die göttliche Vatersorge die-

sen Sinn so genau mit dem Sinn des Geschmaks. Darum ward jener so nachbarlich zu diesem gesezt, daß keine Speise in den Mund gebracht werden solle, die nicht schon durch ihre Ausdünstung verrathe, ob sie genießbar und wohlthätig sein könne. Der Geruch ist gleichsam das vorausprüfende Auge des Geschmaks. Was dem Gefühl der Nase Ekel erregt, verabscheut der Gaumen.

Alle Körper aber dünsten aus, und werden dadurch dem Geruche empfindlich, das heißt, alle Körper verflüchtigen sich in unendlich kleinen Theilen, die weder dem äussern Gefühle, noch dem Geschmak erkennbar sind, und zu deren Wahrnehmung eine viel reizbarere Zartheit der Menschen erforderlich ist.

Hätten wir ein so scharfes — ich möchte sagen, geistiges — Auge, um auch das Feinste zu erkennen, was uns in der Luft umschwebt, wir würden um jeden Körper einen eigenen grössern oder kleinern Dunstkreis erbliken, welcher die Dunstkreise von Millionen andrer kleinerer Körper durchschneidet. Wir würden jeden einzelnen Menschen, jedes Thier, jede Pflanze, ja jeden Stein, jedes Metall in ein solches Gewand von feinen Dünsten eingekleidet erbliken, ähnlich dem Monde, wenn er in trüber Luft einen Hof um sich zeigt. Unser Auge erkennt von diesem Allem nichts. Es glaubt klar durch die reine Luft, wie durch ein Nichts, zu sehen, und hält sie für den leersten Raum, während vielleicht millionenfach verschiedene Körper in ihr umherschwimmen, von welchen wir, ohne es zu ahnen, mit jedem Athemzuge einen ganzen Strom verschlingen und wieder aussprudeln, wie der Wallfisch des Meeres Wasserströme durch seine Nase hervorspringen macht. Schon wenn einzelne Sonnenstralen streifenweise durch die Fenster in unsere Wohnzimmer dringen, erstaunen wir bei dieser hellern Beleuchtung der Luft über die Wogen der schwebenden Staubwirbel, Federchen und unbekannten, sich herumwälzenden Punkte, in deren Mitte wir leben und athmen, und von

deren Dasein wir in der weniger erhellten Luft nicht das Geringste empfinden. Oder wir sehen mit Verwunderung bei einiger Kälte der Luft den menschlichen Athem wie perlfarbene Wolken hervorströmen, der sonst dem Auge beständig unsichtbar zu sein pflegt.

Diese Ausdünstungen, welche unaufhörlich fortdauern, sind so unendlich feine, sich von den Körpern absondernde Theile, daß sie weder der Grösse und Gestalt, noch dem Gewichte der Körper etwas zu nehmen scheinen. Und doch nehmen nothwendig die Körper dabei ab, weil sie Theile verlieren. Die Ausdünstungen verschiedener Metalle, wie des Kupfers, Messings u. s. w. sind selbst dem Geruche empfindlich. Dennoch kann ein solches Metall viele Jahre lang seine Verflüchtigung fortsezen, ohne für unser Auge und Maßstab an Grösse, noch für unsre feinsten Wagschalen, die noch immer zu unbehilflich dafür sind, einen millionsten Theil der Schwere einzubüssen. Von der Auflösbarkeit der Körper in unnennbar kleine Theile kann man sich durch die einfachsten Versuche überzeugen. Ein wenig Schwefel, welches kaum den Raum einer kleinen Erbse einnimmt, verbreitet sich durch das Verbrennen weit umher durch die Luft, daß seine Theile ein ganzes Haus erfüllen, und durch den Geruch entdekt werden, wo sie für das Auge nicht mehr vorhanden sind.

Die Blumen, deren gewürziger Duft die Lüfte balsamisch durchfließt, sind in einen oft ungeheuren Dunstkreis eingewikelt. So wie der Geruch uns ihre Nähe verkündet, sind wir schon in einem dichten, wiewohl unsichtbaren Nebel eingetreten, den sie wunderbar verborgen und ausdampfen. — Ach, wir glauben mit unsrer Kunst und Erkenntniß so weit zu reichen! Wir glauben mit unsern Augen oft schon das Innerste der Natur zu erspähen, und doch streifen wir damit auf ihrer äussersten, groben Hülle hin. Gott läßt uns noch mehr ahnen von dem, was sei, als erkennen; weil schon das, was uns von seinem Reich-

thum erkennbar ist, mehr ist, als wir auch bei allem Fleisse, und bei der größten Länge unsers Lebens übersehen und ergründen können. Er läßt uns nur ahnen, was er uns noch unendlich Vieles vorbehalten hat, was wir einst unter andern Verhältnissen, mit andern feinen Sinnen ausgestattet, als Beweise seiner Majestät und Größe bewundern werden.

Wenn wir bedenken, wie also die ganze weite Luft, welche uns umgiebt, gleichsam ein Meer von allerlei Stoffen ist; ein Meer, worin zahllose Körper aufgelöset schwimmen; aufgelöste Thiere, Pflanzen, Metalle und Erden — darf es uns noch unbegreiflich sein, wenn durch andre unbekannte Naturkräfte alle diese Stoffe wieder wohlthätig auf lebende und todte Wesen zurükwirken? — Wenn die Luft für Menschen, Thiere und Pflanzen ein wirkliches Nahrungsmittel wird? Wenn gewisse Pflanzen, wie manche Zwiebelgewächse, blos aufgehangen in der Luft wachsen und grünen? Wenn plözlich am reinen Himmel dichte Gewölke zusammenziehen, die man nicht entstehen, sondern sich nur vergrössern sieht, man weiß nicht, woher? — Wenn Feuerflammen durch die Wolken brennen, oder Regenströme über Welttheile niederstürzen, und weite Landschaften überschwemmen, als wären Meere übergetreten?

O Gott, wunderbarer Schöpfer, je aufmerksamer sich mein forschender Blik auf Dich richtet, je lebhafter fühlt mein schwacher Geist seine Unmündigkeit, seine niedrige Stufe auf der Leiter der von Dir erschaffenen Wesen. Ich kann nicht von Deinen Werken reden, welche ich durch die wenigen Sinne erkenne, die Du mir für dieses Erdenleben verliehen, ohne in ehrfurchtvolles Erstaunen und in Anbetung zu versinken. Ja, Vater, es ist ein des Kristen würdiges Geschäft, Dich in Deinen Wundern aufzusuchen, und durch Betrachtung der irdischen Sinne uns Deine erhabenen Absichten zu erklären. Ohne jenen Sinn des Geruchs wäre uns die unsichtbare Körperwelt verschlossen, und die

merkwürdigsten Erscheinungen der Schöpfung zwischen Erde und Himmel bleiben eine finstere Unbegreiflichkeit.

Eine schwammichte, zarte, löcherige Haut überkleidet das Innere der Nasenhöhle. In dieser Haut verbreitet sich das feinste Gewebe eines Nervenpaars, nebst Zweigen eines andern, vom ersten verschiedenen, Nervenpaars, die alle zum Gehirn gehen. Die Enden der Nerven sind mit einem klebrigen Schleim bedekt, und gegen Verlezungen geschüzt. Sie sind es, welche, sobald sie von den aufgelösten und verflüchtigten Theilen der Körper berührt werden, jene Empfindung hervorbringen, welche wir Gerüche nennen. Je mehr Ausdehnung und Fläche in den an die Stirn grenzenden Nasenhöhlen jene nervenreiche, empfindliche Haut besizt, je stärker ist das Geruchvermögen. Bei den meisten fleischfressenden Thieren ist sie sehr entwikelt, wie z. B. beim Hunde, beim Wolf, beim Fuchs u. a. m. — Zwar haben diejenigen Thiere, welche ohne Knochen sind, keine sichtbare Nasen, aber dem ungeachtet das Vermögen des Geruchs. Bei Insekten, Würmern, Muscheln ist es für uns unergründlich, mit welchem Theile ihres Körpers ihr Geruchsinn verborgen sei. Dennoch aber dürfen wir keineswegs daran zweifeln, daß sie ihn in einem hohen Grade besizen, daß er bei ihnen die Stelle der Augen vertritt, daß er ihnen schon in weiter Ferne die Gegend andeutet, wo sie Nahrung für sich finden werden. Wer weiß nicht, daß die Ausdünstungen des Honigs und Zukers, die wir wenige Schritte nur entfernt gar nicht mehr verspüren, Fliegen, Bienen, Wespen und Ameisen weither herbeiloken? Wo verborgen ein thierischer Körper verweset, sammeln sich schnell entfernte Aasfliegen, um ihre Eier hineinzulegen, damit das zarte, auskriechende Gewürm sogleich sein Futter finde. Der Wasserpolip hat keine Augen, er gleicht in einer faserigen Gestalt im süssen Wasser mehr einer Pflanze, als einem Thiere; dennoch weiß er es, sobald ein Würmchen, ein Insekt sich nähert; er weiß den Ort, wo er sich befindet, strekt

seine Arme oder schwebenden lebendigen Zweige dahin aus, ergreift, umwikelt und verzehrt es.

So ist, wie der Geschmaksinn, auch das Vermögen des Geruchs unter allen Thieren mehr oder weniger verbreitet. Er leitet sie zu ihren Wohnungen, zu ihren Speisen. Er ist eines der wichtigsten Mittel des Schöpfers zur Erhaltung seiner lebendigen Welt. Der Hund, dieser treue Begleiter und Freund der Menschen, erkennt und unterscheidet die Menschen, vermittelst seiner Witterung verfolgt er noch die Thiere, findet sich durch sie auf den entferntesten Reisen in den unbekanntesten Gegenden, auch nach Tagen, Wochen und Monaten, zurük, während er nichts Anderes um sich her bemerkt, mit seinen Augen zum Erdboden niedersieht, oder in dunkler Nacht wandelt. Der Geruchsinn unstreitig ist es, welcher die Schaaren der Zugvögel durch die höchsten Lüfte, über ganze Welttheile, über weite Meere hinwegleitet, daß sie nicht nur ihre Länder wieder finden, in denen sie geboren wurden, sondern selbst ihre Städte, ihre Dörfer, ihre eigenthümlichen Nester.

Die Fische, obgleich in der Tiefe beweglicher, rauschender Wellen, selbst im trüben, schlammigen Wasser, welches nicht weit zu sehen gestattet, haben einen so feinen Geruchsinn, daß sie in der Ferne den kleinsten Punkt entdeken, wo für sie eine angenehme Nahrung liegt, und derselben mit Begierde zueilen. Die Lokspeise an der Angel wird von ihnen im Strom bemerkt, ehe sie dieselbe sehen, der Geruch des Hanfs betäubt sie.

Der Einfluß der Ausdünstungen auf die Geruchsnerven des Menschen ist von ausserordentlicher Verschiedenheit. Diese Nerven sind aber oft durch Uebermaß der Reizungen eben so abgestumpft und verwöhnt, als der Geschmaksinn. In Städten, wo die Einwohner mit ihren Werkstätten enger beisammen sind, ist der Geruch selten so fein und ausgebildet, als bei Bewohnern einsamer Gegenden. Seeleute empfinden auf dem Meere die Nachbarschaft von Inseln,

welche reich an aromatischen Gewächsen sind, zuweilen schon in einer Entfernung von dreißig bis vierzig Meilen; und man erzählt von wilden Naturmenschen, deren Geruchswerkzeuge so empfindlich sind, daß sie darin mit der wunderbaren Vollkommenheit des Hundes wetteifern.

Ueberhaupt aber ist dieser merkwürdige Sinn, der von der einen Seite in Rüksicht der Empfindung dem Geschmak sehr anverwandt ist, von der andern Seite enger als wir glauben, mit dem Gedächtniß verknüpft. Dafür zeugt schon die Fähigkeit des Hundes, welcher auch nach vielen Jahren der Trennung seinen verlornen Herrn wieder erkennt, sobald er, vermittelst der Geruchswerkzeuge, dessen Spur wieder gefunden. Dafür zeugt die fast räthselhafte Kenntniß, welche die weit um den Erdball streifenden Zugvögel von der Gegend ihrer heimathlichen Länder, und von dem kleinen verlornen Punkt auf der Oberfläche dieses Weltkörpers haben, wo ihr beständiges Nest ist. Selbst die Tauben, welche man viele Meilen weit von ihren Nestern entführt, regen kaum ihre Schwingen wieder frei in den Lüften, als sie in geradester Richtung dem Land und Orte wieder zueilen, wo ihr Schlag ist. Erstaunungswürdig ist dieser Sinn bei den Vögeln. Ohne ihn würden sie, die durch Wälder und Felder am Tag herumflattern, ihr eignes Nest unter tausend andern, und den Strauch, den Zweig des Baumes unter tausend andern nicht wieder am Abend finden, wo das Nachtlager ihrer harrt, das sie selbst kunstvoll gebaut haben. — Umsonst verschüttet ihr dem abwesenden Thiere des Waldes und Feldes seine in die Erde gegrabene Höhle, und machet deren Zugang unkenntlich: es wird sich neue Bahnen zu derselben öffnen. Die kleine Biene, welche geschäftig umher von Blume zu Blume summt, ihren Honig zu sammeln, kehrt zu ihrem eigenthümlichen Stok zurük, wenn Regenschauer drohen, oder die Sonne sinkt. Kein andrer Bienenkorb lokt sie unterwegs an, als derjenige, in welchem ihre eigne Familie wohnt und arbeitet.

So sind durch Gottes weise Einrichtungen die unsichtbaren Ströme von Düften die Strassen und Wegweiser von zahllosen seiner Geschöpfe, die ohne diese verderben würden. So ist für die Thiere der verfeinerte Geruchssinn, den der vollkommnere Mensch nur als eins seiner niedrigen Seelenwerkzeuge kennt, ein Stellvertreter vielfacher Kenntnisse und künstlicher Mittel, die der Mensch, welcher sich der Herr der Schöpfung nennt, nur mühsam und langsam erfindet. Wie wunderbar ist die Haushaltung der Natur, auch selbst da, wo wir sie nicht sehen! Wer in dieselbe nur mit den vollkommenern Sinneswerkzeugen des Wurms eindringen könnte, welche ausserordentliche Offenbarungen würde er zu machen haben! Auch wir Menschen machen, wenn wir sanft nur aufmerksam genug auf das sind, was in uns vorgeht — auch wir machen nicht selten Erfahrungen davon, wie genau der Genußsinn mit dem Erinnerungsvermögen zusammenhängt. Ein Duft, der uns entgegensteigt, eine Art des Geruchs, der uns nicht gewöhnlich vorkommt, wekt oft plözlich Erinnerungen von Vorfällen, Bilder von Gegenden und Menschen, an die wir ausserdem vielleicht nie wieder gedacht haben würden. Mit dieser Reizung der Geruchsnerven erwacht wieder das Andenken von Ereignissen der frühesten Kinderjahre, und das ganz vergessene steigt, wie aus einem Grabe, lebendig hervor.

So erinnert auch dieser einfache Sinn, von welchem wir im Leben am wenigsten Gebrauch zu machen glauben, uns an unsre Erhabenheit über die thierische Welt, an das Geistige in uns, welches nicht blind für Geschehenes und Kommendes nur Staub der anwesenden Minuten sein soll, sondern mit dem Ewigen verwandt ist; — so leitet er das Thier auf unsichtbaren Strassen zu seinem Futter und Nachtlager, den Menschen aber zu Erheiterungen und höhern Ahnungen, die ihm als Geist geziemen.

Denn mehr Geist als Thier soll der Sterbliche sein. Dahin deuten alle Einrichtungen des Schöpfers. Darum

empfing der Mensch weniger vollendete und scharfe Sinne, als das Thier, damit er gezwungen sei, durch Entfaltung seiner höhern Kräfte das zu ersezen, was ihm irdisch mangelt. Darum erschien er nakt und ohne angeborne Waffe, wie der unbehilfliche Wurm, darum wird sein Geschmakssinn nicht vorzüglicher, als der des gemeinsten Thieres; darum wird er im Geruchssinn von vielen übertroffen, und der Scharfblik des Adlers ist heller, als das Auge des Menschen.

Mein Gott, mein Schöpfer, ich verstehe dich in deinen weisheitvollen Anordnungen — mein Glük, die Erhebung des Unsterblichen in mir über das Sterbliche, ist in allem dein Zwek. Dahin ruft mich jeden Morgen deine neue Liebe; dahin winken die Offenbarungen deines Sohnes Jesu Kristi, dahin leiten alle Fügungen der Natur, die heiligen Straßen, welche sich in einem Punkte vereinigen, so weit sie auch auseinander zu liegen scheinen. Herr, ich will mich heiligen und erheben in deiner Wahrheit; und die Betrachtung deiner Werke leitet zur Wahrheit. Du selbst bist die höchste, beseligendste. Ich will nicht müde werden, diese zu erforschen und zu erkennen. So werde ich mir selbst deutlicher werden, und den Weg meines ewigen Heils nicht verfehlen. —

Das Gesicht.

Zwar hat schon der Sinn des Gefühls, des Geschmaks, des Geruchs grössern Einfluß auf die Vervollkommnung des menschlichen Geistes; aber keiner einen so wichtigen, als der Sinn des Auges. Durch ihn werden wir erst mit der Welt vertraut, die wir bewohnen, und mit allen Wesen, die mit uns an Gottes Güte Theil nehmen. Durch ihn erst wird unser Gedächtniß reich, unsre Einbildungskraft lebendiger; wir empfangen von ihm erst den Begriff des Schönen und Erhabenen, deren Eindrüke uns begeistern; wir erbliken

die Gottheit in ihrer namenlosen Schöpfungspracht, und das regsame Spiel tausendfacher Ursachen und Wirkungen im All der Natur und der Schiksale.

Um den Werth des Auges zu fühlen, dürfen wir uns nur an die Stelle des Blindgebornen versezen; so wie wir gewöhnlich die Gesundheit für nichts achten, wenn sie unser ist, und sie über Alles preisen, wenn sie mangelt.

Eine ewige Finsterniß verhüllt dem Blindgebornen die Welt. – Finsterniß? Ach nein, auch nicht einmal von dieser hat er eine Vorstellung; mit der Finsterniß wäre wenigstens doch schon der Begriff einer dunklen Farbe verbunden. Für ihn giebt es nicht einmal Finsterniß, so wenig es eine solche für das Gefühl der Hand gibt. Hätten wir statt des Auges nur Wange: so würde eben so wenig Dunkelheit als Licht empfindbar sein. Für ihn ist nichts, als was er hören, betasten, schmeken, riechen kann.

Umsonst lächelt ihn die trauernde Mutter an, und beugt sich still weinend über ihn. Er weiß nichts von der Schönheit des menschlichen Angesichts, nichts davon, wie sich die Seele in allen Mienen abspiegelt. Er versteht nicht die Hälfte von der Sprache, die er lernt und hört, so wenig wir die Sprache höherer Wesen begreifen würden, wenn sie, mit erhabenern Stimmen ausgerüstet, von ihren Wahrnehmungen zu uns reden könnten; für ihn giebts keine deutliche Vorstellungen von Farben und Gestalten, von Fernen und Nähen. Er kennt nur das Einzelne, was sein Finger betastet. Ihm unterscheiden sich die Zeiten des Jahres nur nach Wärme und Kälte; Tag und Nacht nur nach dem Schlafen und Wachen der Menschen. Er strengt vergebens seine übrigen Sinne an, den fehlenden Blik zu ersezen. Sein feineres Ohr unterscheidet nähere und fernere Töne, ohne die Ursachen zu erkennen; sein Gefühl die Farben, aber ihren Glanz ahnet er nicht, sondern er bemerkt nur das Troknere und Feuchtere, das Rauhere und Glattere. Was ist es denn, fragt er bei sich, was meine Brüder sehen

können? Sie müssen höherer Natur sein, als ich. Für sie ist die Welt unendlich grösser. Sie haben ein Vermögen, Dinge der Zukunft zu wissen, welche ich noch nicht höre.

Und welch ein entzükenvolles Schreken durchbebt den Blindgebornen, wenn ihm das Auge geöffnet wird! — Man hat ihm eine unbekannte Welt, ein anderes Leben gegeben. Er ist von Neuem ein Fremdling unter dem Himmel. Er findet sich in seinen gewohnten alltäglichen Dingen nicht mehr zurecht, und muß die Augen schließen, um sich selbst und das wieder zu erkennen, was ihn umringt. Er schwebt in Lüften. Er unterscheidet nicht das Entfernte vom Benachbarten. Die Gestalten der Menschen, der Bäume, des Himmels, der Gebirge lagern sich gegen ihn, wie ein ungeheures Bild. Er strekt die Hand, und will die Sonne betasten, und die Gipfel entlegener Berge umspannen. Er hört Stimmen und Töne, aber Alles scheint ihm Sprache zu haben; die im Winde wankenden Zweige der Bäume, die dahin rauschenden Wellen des Stroms, die Thier- und Menschengestalten, Alles hat ein wunderbares Leben; er weiß nicht, wem die Gabe der Sprache zukommt. Vater und Mutter, Bruder und Schwester sind ihm Fremdlinge; er muß die Augen verschliessen, um sich von ihrem Dasein zu überzeugen. Der Glanz des Tages verschwindet mit dem welterleuchtenden Gestirn — Hügel, Thäler, Gärten, Wohnungen, Menschen verschwinden — er begreift die neuen Verwandlungen nicht, und fragt, wohin sie alle geflohen? Er sieht die Wunder der Finsterniß, das Himmelsgewölbe mit den goldenen Sternen, den zauberhaften Schimmer des Mondes. Es ist abermals eine andre Welt, die um ihn herschwimmt. Aber die matt stralende Fakel des Lämpchens ist ihm so ausserordentlich, als das ganze Firmament mit den zahllosen Lichtquellen. Er sieht, aber begreift das Wunder nicht; er sieht, aber versteht das Gesehene nicht.

So wird uns einst vielleicht sein, wenn die Hand des Todes unsre irdischen Sinne auslöscht, und die allmächtige

Güte uns mit neuen Werkzeugen höherer Wahrnehmungen ausstattet. Auch wir werden in einem neuen Leben gleich Blindgebornen sein, welche zum erstenmale mit der Empfindung des Lichts beseligt werden. Wir werden uns selbst und das göttliche Weltall nicht mehr erkennen. Entzüken wird die neugebornen Geister durchzittern, wenn sie dann empfinden, wie dürftig ihre ersten Sinne auf Erden waren, mit denen sie das All der göttlichen Schöpfungen schon durchforschen zu können glaubten. Wie der Sehendgewordene erst nach Empfangung des Augenbliks seine vorige Armuth kennt, in der er sich schon so reich dünkte, werden auch wir, als Verklärte, erst den tiefen Stand und die Armuth der menschlichen Natur einsehen, in der wir jezt schon uns so hoch erhaben wähnen.

Das Auge, durch welches wir die Empfindung des Sehens haben, ist eine ausserordentliche kunstvolle Einrichtung. Eine nur am Vordertheile des Auges durchsichtige Hornhaut umfängt schüzend das ganze, zarte Gebäude des Augapfels, der nach Willkühr der Seele vermittelst daran befestigter Muskelbänder bewegt und gedreht werden kann; mehrere feine Häutchen, die theils zusammenhängend, theils mit klarem Naß ausgefüllt sind, ruhen unter jener Hornhaut. Die innerste Bekleidung ist aber die Nezhaut des Auges, die von ungemeiner Reizbarkeit ist, weil in ihr sich der aus dem Gehirn hervortretende Sehnerve in unendlich kleinen Verzweigungen ausbreitet. Durch ihn allein gelangen wir zur Empfindung des Sehens, wenn das Licht durch die verschiedenen Häute und kristallenen Feuchtigkeiten des Sterns im Auge bis zum Hintergrund gelangt, wo sich die Bilder verkehrt auf der Nezhaut abspiegeln.

Zwar ist es der menschlichen Kunst gelungen, den sinnvollen Bau des Auges in seine kleinsten Theile zu zerlegen, und erstaunenswürdig wird die Weisheit Gottes, welche hier sich in den Einrichtungen des köstlichen Werkzeugs offenbart; — durch jene Kunst ist es auch gelungen, Blinden

durch Hinwegnehmung einer Alles verfinsternden Haut das Sehen wieder zu geben: — aber wie durch den Reiz des Lichts auf die Sehnerven alle jene Empfindungen von Farben, Gestalten, Nähen und Fernen in die Seele gelangen, bleibt darum nicht minder eins der zahllosen göttlichen Geheimnisse. Die unbeträchtlichste Verschiedenheit im Abstand der Augenhäute von einander, bewirkt eine Veränderung in den Wahrnehmungen der Welt ausser uns; macht kurzsichtig und verdunkelt das Entfernte, oder verwirrt trübe die Gestalt naher Gegenstände, und macht nur entlegenere deutlich. Der geringste Fehler in den zarten Nervenverzweigungen oder in den innern Feuchtigkeiten ändert den Eindruk, welchen die Farben verursachen, oder bewirkt, daß man zwar bestimmt sehen, aber nie die Farben gehörig von einander unterscheiden lernt.

Was ist doch neben dieser Gotteskraft und Weisheit der Wiz aller Sterblichen! — Millionen Sterbliche werden geboren und gehen aus der Welt, und sie wissen nicht, wie wundervoll Gott sie baute; kümmern sich auch wenig darum. Gleich den Thieren des Feldes sehen sie, ohne einmal nur dankbar den Blik emporzuheben zu dem Geber der köstlichen Gaben.

Wie die Kräfte der Natur unmittelbar auf die Nerven des Gefühls-, Geschmaks- und Geruchs-Sinnes wirken, so verursachen sie auf die Sehnerven eine eigene Reizung, welche wir Licht nennen. Denn alle Körper sind entweder beleuchtet oder selbstleuchtend; und nur das gegen unser Auge dringende Licht macht sie wahrnehmbar. Wo es fehlt, herrscht Schatten und Finsterniß.

Die Stralen des Lichts sind von unbeschreiblicher Feinheit, und dringen mit unglaublicher Schnelligkeit in schnurgeraden Richtungen vor. Es durchfliegt binnen einer Sekunde einen Raum von mehr als vier und vierzig Tausend Meilen, ist folglich mehr, als neunmal hundert und fünfundsiebenzigtausend Mal geschwinder, als der Schall, der in

einer Sekunde nur etwas mehr als tausend Schuh durchläuft. Die Stralen der Sonne gebrauchen nur ungefähr acht Minuten, um aus der ungeheuern Ferne bis zu unserm Auge zu gelangen. Daher glauben wir beim Untergang dieses grossen Gestirns es wirklich noch zu sehen, wenn es selbst schon unter der Erde ist, während das Stralenbild durch den unermeßlichen Aether noch eine Zeit lang fortglänzt. Daher können am Himmel entfernte Gestirne schweben, die wir nicht sehen, weil ihr Licht aus den unendlichen Fernen noch nicht bis zu uns gedrungen; andere können seit Jahrhunderten vernichtet, oder in weitere unsichtbare Fernen gerükt sein, die wir noch immer sehen, weil ihr Stralenglanz noch unterwegs ist.

Eine neue Macht Gottes, die im Weltall schwebt und wirkt! Erstaune ich schon über die Mannigfaltigkeit der Dünste und Stoffe, die im Luftkreise der Erde schweben, und den Bewohnern derselben zur Leitung vermittelst des Geruchssinnes dienen: was soll ich sagen von der Gewalt und der unermeßlichen Schnelligkeit des Lichts, welches das ganze Weltgebäude verherrlichend durchströmt, und das Unendliche des Raums erhellt, und die Strassen und Sonnen im uferlosen All zeigt, und Welten in Verbindung mit Welten sezt! — So ist nichts leer in der unermeßlichen Schöpfung; Alles, das Entfernteste, wie das Nächste, mit verborgenen Kräften und Wundern angefüllt. — O, mein Schöpfer, ich selbst ein Wunder deiner Allmacht, wie soll ich auch nur den geringsten Theil der Grösse erkennen, in der du mir schon hienieden erkennbar wärest! — Und füllte mein Leben die Dauer von Jahrtausenden aus, und wäre mein ganzes Dasein unter dem Himmel nur eine einzige, ununterbrochene Betrachtung deiner Werke, ich würde in all meiner Weisheit und Erkenntniß nur einen geringen Tropfen des Weltmeers haben. Ach, und wie kurz ist nur mein Hiersein; wie oft wird meine Betrachtung deiner Majestät unterbrochen; wie oft entfernt mich Leichtsinn und Gleich-

gültigkeit von den heiligsten und beseligendsten aller Vergnügungen hinweg!

Vermählt mit der Empfindung des Lichts ist die Empfindung der Farben. Die Forscher der Natur haben sich seit Jahrhunderten bemüht, dies Wunder, welches uns oft entzükt, zu enträthseln. Da wir in dem einzelnen Sonnenstral, wenn er unter gewissen Umständen von durchsichtigen Körpern gebrochen wird, alle Grundfarben wahrnehmen, wovon der prachtvolle Halbkreis des Regenbogens zeugt: so ist es nicht unwahrscheinlich, daß alle Farben, die wir an den Körpern zu sehen glauben, nur Wirkungen der Lichtstralen sind. Je nachdem sie durch ihre eigenthümliche Natur empfänglich für einen oder den andern Farbenstral sind, zeigen sie sich unserm Blike in der eigenen Farbe. Daher röthet das rothfarbige Licht der Kohlen die Gestalt der Umstehenden, und die Flamme der Kerzen und Lampen, worin mehr gelbliche Stralen sind, färben das Blaue grün, das Rothe bleich, das Weisse gelblich. Und auch hier, wie weise und wohlthätig vertheilte die Hand des Schöpfers das Reich der Farben in der Natur! Welches Spiel der Lichter, welche Abstufungen und Zusammenordnungen der Farben, damit sie eben so sehr das Gemüth mit Lust erfüllen, als dem Auge wohlthun! Keine Farbe ist aber für die Sehnerven erquikender und stärkender, als das Grün. Und mit tausendfachem Grün kleidete der himmlische Vater die ganze Pflanzenwelt, welche wie ein Kleid die Oberfläche des Erdballs umhüllt. Nie empfindet das Auge die Wollust an dieser Farbe lebhafter, als im erwachenden Lenz, wenn es den Anblik derselben lange entbehren mußte.

Nach Verschiedenheit des Aufenthalts und Lebens ist das Auge der Geschöpfe anders gebaut. Das der Landthiere ist erhaben; bei Insekten weit vorragend, um auch hinter sich zu bliken; bei den Fischen ist es flach. — Bei einigen ist der Stern und das Lichtloch des Auges beständig gleich; bei andern, wie auch bei den Menschen, erwei-

tert es sich unwillkührlich im Dunkeln, um mehr Lichtstralen einzulassen, so wie es sich im Hellen zusammenzieht, um das Uebermaß des Lichtes abzuwehren. Daher sind viele Thiere mit weiterem Stern im Auge, der sich nicht verengern läßt, durch das allzubelebende Tageslicht genöthigt, nur in der Nacht ihr Geschäft zu treiben. Sie beleben die Finsterniß — denn immer soll überall Leben sein. So ist der Wille der Gottheit. Sie gab Jedem nach seinem Bedürfniß, nach seiner Bestimmung, und versah selbst Thiere mit ungleich stärkerem Blik, als den Menschen, da bei jenen der Sinn zu ersezen hat, was dieser durch seine erhabenere Seele zu bewirken weiß. Der Wurm, in der Tiefe des Erdbodens wühlend, erkennt sich dort; und der Vogel, hoch in den Lüften schwebend, erblikt die Nahrung klar, welche tief unter ihm auf der Erde liegt. Der Raubvogel, welcher dem menschlichen Auge kaum als ein kleiner Punkt am Himmel bemerkbar schwebt, erkennt mit Helligkeit die kleine graue Lerche, wie sie zwischen den grauen Erdschollen des Akers sich bewegt, und mit Wetterschnelle stürzt er auf die ersehene Beute nieder.

Doch den Thieren ist dieser köstliche Sinn nur Werkzeug der Lebenserhaltung, und nicht mehr. Der Mensch erweitert durch ihn das Gebiet seiner Erkenntnisse und Empfindungen. Das Thier blikt mit gesenktem Antliz zur Erde, aus der er entsprungen ist; aber aufrecht ist die Gestalt des Menschen. Er wirft den Blik zum Himmel, in das Endlose des göttlichen Alls hinein. Von der Gottheit stammt sein erhabener Geist, zu der er einst einkehrt, inzwischen seine Staubhülle zur Erde fällt, an der sie haftet. — Er bereichert durch den Sinn des Gesichts den Schaz seiner Erfahrungen; er schärft durch ihn seine Urtheile; er bevölkert seine Einbildungskraft mit neuen Wesen.

Todt ist der Blik des Thieres für das Schöne der Natur und Kunst. Der Mensch, obgleich nicht mit derjenigen Vollkommenheit des Auges, wie sie von manchen Thie-

ren besessen wird, sieht mehr, als jedes Thier. Er sieht in der Mannigfaltigkeit eine wunderbare Ordnung; er sieht in den Schöpfungen das Schöne. Gefühle, dem Thiere fremd, entzüken ihn beim Anblik hoher Gebirge, die über des Himmels Wolken hinwegragen, oder der finstern Abgründe, die sich unter seinen Füssen aufspalten; beim Anblik weiter Landschaften voller Anmuth, oder einzelner Blumen voll unnennbarer Pracht. Darum ist der Mensch! Er soll das Schöne und Erhabene erkennen und empfinden, was dem vernunftlosen Geschöpf verborgen bleibt, — und mehr, als dies, er soll den Schöpfer ahnen in Allem, was er erblikt.

Beklagenswürdig sind die Unglüklichen, welche nur Augen zu haben scheinen, den Thieren gleich, um ihre Nahrung zu suchen und niedrigen, sinnlichen Gelüsten nachzueilen! — Sie sind es, von denen Jesus sagt: Sie haben Augen und sehen nicht! Für sie hat nur das einen Werth, was ihrem Körper wohlthut, was ihren irdischen Wohlstand mehrt.

Man sagt, das Auge sei ein Spiegel der Seele, ein Verräther des Gedankens. In der That ist kein einziger unsrer Sinne, auf welchen die Seele geschäftigern Einfluß zu üben gewohnt ist, als das Auge. Daher bezeichnen sich alle Gefühle und Leidenschaften so schnell und unwillkührlich durch dasselbe. Auch der feinste Heuchler findet in einem wenig beachteten Blik seinen Verräther. Betrachtet den Zornigen — er stralt gleichsam verzehrendes Feuer aus; — den Schuldbewußten, er kann den Blik nicht fest zu euch erheben; — den Tükischen, er möchte sich vor euch verbergen; — den Redlichen, der nichts zu scheuen, und keine Schuld zu verheimlichen hat, er zeigt euch den offenen, hellen, freundlichen Blik der Unschuld, durch welchen ihr in die Tiefen seiner Denkart niedersehet.

Auch in dieser merkwürdigen Einrichtung der Natur liegt ein höherer Zwek Gottes. Daß die Gemüthsart der

Sterblichen sich so schnell in seinen Bliken spiegelt, scheint nicht blos zur Absicht zu haben, daß wir uns vor Unseresgleichen hüten können, wenn er gefährlich ist, oder uns an ihn anschliessen, wenn er gutartig scheint: nein, die Tugend liebenswürdig, das Laster ekelhaft zu machen, schon durch den blossen Sinn des Gesichts, ist eins der zahllosen Erziehungsmittel des Menschengeschlechtes in der Hand Gottes. Seelenvollkommenheit ist immer das lezte und höchste Ziel. So innig kann kein Blindgeborner die Tugend lieben, das Laster verabscheuen, als derjenige, welcher jene in ihrer Unbefangenheit und schönen Erhabenheit, oder die Sünde in den verzerrten Geberden auf dem Menschenantliz lebhaft sinnlich dargestellt erblikt. Es begegnet kein Sterblicher einem andern, ohne sogleich aus seinem Gesichte zu lesen: Was ist dieser in seinem Innern werth? Hat er Edelmuth oder Heimtüke? Ist er redlich oder falsch? freundlich oder abschrekend? Und wie uns Gott auf diese Weise täglich mit sichtbaren Bildern edler und unedler Seelen umringt, legt er den Reiz in uns, selbst edler und besser zu sein, um Gott und Menschen angenehmer zu erscheinen. — Auch der Verdorbenste versucht es; so groß ist die Gewalt des Sittlich-Schönen auf des Menschen Gemüth. Aber der Bösewicht, der Thierisch-Gesinnte, das Herz mit der Miene verwechselnd, übt nicht jenes, sondern nur diese, und bringt es höchstens bis zum Kunststük der Heuchelei. Das Thierische schimmert ihm überall durch die Larve der Tugend hervor, und sein Antliz wird eine widrige Verzerrung.

O wie viel hast Du gethan, heilige Allmacht, um mich auf dem Pfade jedes meiner Sinne an das Einzige zu erinnern, was mir noth ist — an Seelenerhebung, an Geistesvollkommenheit! Wie viel Wegweiser zum höchsten Glük, die zu Dir hinaufdeuten, hast Du nahe und ferne um mich hergestellt, daß, wenn ich des einen nicht achte, der Anblik der andern mich zurecht leite!

Oeffne die Augen meines Geistes, daß ich Dich und

mein ewiges Ziel beständig erblike; Dich im Thautropfen und in den Welten des Himmels; Dich im Glanz der Blume und im verheerenden Sturm; Dich im Kreise der Jahreszeiten und wechselnden Tage, und im Aufblühen und Welken der Staaten und Menschen. — Deine Weisheit, Deine Barmherzigkeit, Deine Macht strömt, sich mir offenbarend, meiner Seele durch alle Sinnen zu. Könnte ich Dein vergessen, wozu Du mich berufen und erwählt hast?

Mögen diese Sinne einst ersterben: mein Geist wird Dich finden; mein gebrochenes Auge möge die Welt verlieren, Dich wird es ewig schauen.

Das Gehör.

„Wenn nun der Geist Gottes über Saul kam, so nahm David die Harfe, und spielte mit seiner Hand: so erquikte sich Saul, und ward besser mit ihm, und der böse Geist wich von ihm."

So schildert die heilige Schrift die Gewalt der Tonkunst. Wer hat sie nicht empfunden? Wen hat sie nicht schon mitten in dumpfer Gleichgültigkeit erhoben und begeistert, oder aus dem Arm der Freude zu den Thränen stiller Wehmuth gerufen; oder aus der Sorgennacht zu einer heitern Ansicht des Lebens? — Aber durch welchen Zauber mögen Töne über das Gemüth eine solche Herrschaft üben?

Der Saitenklang von Davids Harfe zerstreute Sauls Schwermuth. Das Geräusch kriegerischer Musik erwekt den Muth zum Kampf. Die majestätischen Stimmen der Orgel erheben das Gemüth zu höherer Andacht. Schon sind Kranke genesen durch die stärkende Macht des Gesanges, und Wahnsinnigen kehrte auf dem weichen Strom der Töne die verlorne Besinnung wieder zurük. — Bei vielen der gesitteten Völker des Alterthums gehörte die Anwendung der

Musik zu den öffentlichen Anordnungen, die Sitten edler, den Geist erhabener, den Sinn der entzweiten Menge einiger zu machen.

Alle Völker, sobald sie sich nur aus dem tiefsten Staube der Thierheit zum Menschlichen erhoben, kannten die überirdische Macht sinnvoll geordneter Töne. Der Wilde in Wüsten und Wäldern, kaum fähig, die ersten Bedürfnisse des Lebens dem Erdboden abzugewinnen, fühlt schon die Wollust des Gesanges, und er erfindet früher das Werkzeug zur Hervorbringung ohr= und herzbrausender Wohlklänge, als den Pflug für den Aker. Bei allen Völkern, welche Regionen sie auch haben mögen, ist die Tonkunst eine Begleiterin des Gottesdienstes.

Von allen Tönen, die uns durch ihren Wohllaut entzüken, sind menschliche Stimmen die vollkommensten. Durch die Stimme verkündet sich der innere Zustand des Gemüths, oft die volle Denkart des Menschen. Anders tönt der Zorn, anders die Liebe, anders die Wehmuth, anders die Freude. Ohne die Sprache des Fremdlings zu verstehen, ohne ihn mit unsern Augen zu erbliken, erkennen wir seine Bewegungen aus dem Klang, aus der Langsamkeit oder Eile seiner Stimme. Wie beim Menschen, so beim Thier. Der Vogel singt seine Seligkeit, der Hund giebt durch seine verschiedene Töne die mancherlei Zustände der Empfindungen zu erkennen. Des Löwen schrekliches Gebrüll macht die trozigen Thiere der Wildniß beben, und entspannt ihren Muth.

Was dem Auge die Farben, das sind dem Ohr die Töne; was jenem die Gestalten, sind diesem die Worte der Sprache. Aber wie der Sinn des Auges edler ist, als der Geruchsinn, weil er der Seele einen grössern Reichthum von Vorstellungen zuführt; so ist der Sinn des Gehörs edler, als der des Sehens. Ohne Gehör wäre keine Sprache; ohne Sprache keine Deutlichkeit der Vorstellungen, keine Mittheilung der Gefühle und Gedanken. Der Taubstum=

me ist jedesmal eins der unglüklichsten Wesen; für ihn fehlt die schönste Seite der Schöpfung. Kein fremdes Herz kann sich in das seinige ergiessen; keine Vorwelt hat für ihn gelebt: ihre Erfahrungen sind für ihn verloren, ihre Tugenden dauern ohne seine Bewunderung; er lernt die Gebräuche des Lebens, aber nicht die daran geknüpften höhern Begriffe; seine Einsichten sind verworren, denn nur was wir in Worten denken, wird bestimmt und klar gedacht — alles Andere ist ein undeutliches Hinbrüten. Für ihn bleibt die Gottheit dichter verschleiert; er ahnet sie aber in dunkler Ferne. Sein Leben ist ein Gewohntsein; die Natur und Menschheit für ihn ein räthselvolles Schauspiel, das an seinen Augen vorüberzieht, ohne Plan und Zwek. Unbegreiflich, wie das Mächtigste und Geringste in Deinen Werken, o Gott, ist auch dieser edelste unserer Sinne, ohne welchen Geister sich Geistern auf Erden nicht mittheilen könnten, und Jesus die Worte göttlicher Weisheit dem Geschlechte der Sterblichen nicht gebracht haben würde.

Umsonst erforschen wir den Bau des kunstvollen Werkzeuges, durch welches wir Töne vernehmen, die unsre Seele rühren, belehren, erheben. Eine durch die Luft fortgesezte Bewegung der Körper dringt zu unserm Ohr, eingerichtet durch seine äussere Gestalt, Klänge aufzufangen, und ungeschwächt durch einen Irrgang zusammenhängender Höhlen zu dem darin ausgebreiteten Nervenmark zu führen. Die hier mitgetheilte Erschütterung pflanzt sich zu unserm Vorstellungsvermögen fort — wir nennen es Hören.

Die Luft, in welcher sich die Töne verbreiten, gleicht einem immer bewegten, unsichtbaren Meere, in welchem wir leben. Wie der ins Wasser geworfene Stein die stille Oberfläche desselben bewegt, auf derselben kleine Wellenringe bildet, die ihre Erschütterung nach der Ferne ausdehnen, immer weiter, immer grösser, immer schwächer werden: so der in die Luft hinausgeworfene Klang. Hätten wir ein so verfeinertes Auge, daß wir, wie die Bewegungen des Was-

sers, auch die durch Töne entstandenen Lufterschütterungen und Luftwellen sehen möchten: wir würden neue Wunder erbliken, von welchen wir jezt kaum eine Ahnung haben. Ohne Zweifel bilden alle Töne gewisse regelmässige Gestalten in dem uns umschwimmenden Elemente. Wir wissen dies aus denjenigen bewunderungswürdigen Gestalten, welche der auf einer vom Geigenbogen gestrichenen Glasscheibe ausgestreute feine Sand im Augenblike bildet, da der Klang das Glas erschüttert. Der gleiche Ton malt hier dem Auge auch immer die gleichen Linien, Punkte und Sterne von Staub. Was die Glasscheibe durch ihre Schwingungen hervorbringt in Flächenbildern, das erzeugen auch gewiß die Schwingungen der Luft mit gleicher Ordnung, aber in gewaltigern Ausdehnungen in Höhe, Tiefe und Weite.

Wie wir mit zwei Augen doch jeden Gegenstand nur einfach sehen, so hören wir auch ungeachtet des doppelten Gehörwerkzeuges, jeden Ton nur einfach. Welche unermeßliche Uebereinstimmung und Genauigkeit muß also in der Bildung der Gehörgänge und Nerven stattfinden! Der zarteste, von keinem menschlichen Auge erkennbare Unterschied würde Verwirrung erzeugen müssen. So finden wir in der That bisweilen, daß Personen, welche sehr bestimmt und leise hören, das Nahe wie das Ferne, doch die Klänge nie in ihrer ganzen Reinheit vernehmen. Dies erhellet besonders, wenn sie sich vorsezen, solche im Gesange nachzuahmen. Das falsche Gehör scheint aus einer geringen Abweichung in den innern Bildungen beider Gehörwerkzeuge zu entstehen, und es würde verschwinden, wenn sie den Ton nur mit einem einzigen Ohre hören möchten.

Geruch, Gesicht und Gehör werden mit Recht die edlern unsrer Sinne geheißen, denn sie sind es, welche unsern Geist am meisten mit Erfahrungen aller Art bereichern. Wie den Geruch am meisten mit dem Erinnerungsvermögen zusammenhängt, das Sehen hingegen dem Gedächtniß wie der Einbildungskraft den meisten Stoff von der Aussenwelt

zuleitet: so ist es der Gehörsinn, welcher am unmittelbarsten nicht nur auf Gedächtniß und Einbildungskraft, sondern auch auf die Empfindungen und deren Belebung wirkt.

Wer aber wagt es, die geheimnißvolle Verwandtschaft äusserer Klänge und innerer Gefühle zu erklären? Wir vermögen es nicht, so lange uns die in der Natur wohnenden Kräfte in ihrer Verbindung dunkel sind. Der einzelne Schrei des Thieres wird von Thieren der gleichen Gattung verstanden, und der ängstliche Ton der Henne, bei Wahrnehmung des in der Luft drohenden Raubvogels wird von den Küchlein verstanden, die kaum das Licht gesehen, und sich unter die Flügel der Mutter verbergen. Jeder Ton, den das Thier ausstößt, ist Stimme der Natur und keine Sprache. Denn Sprache ist aus willkührlichen Tönen zusammengesezt, die erst durch Aufnahme ins Gedächtniß langsam erlernt werden müssen. Aber es ist Verwandtschaft zwischen den Stimmen der Thiere und ihren Gefühlen. Die jüngsten verstehen die ältesten. Ein Ton ist genug, um die mit demselben verwandte Empfindung simpathetisch in einem andern Thiere gleicher Gattung lebendig zu machen.

Dasselbe findet unter den Menschen statt; doch nicht in solcher Vollkommenheit. Aber auch der Säugling erwiedert schon das Lächeln der Mutter und ihren schmeichelnden Ton mit süssem Lächeln, so wie das Weinen Mitleid und Wehmuth erregt. Allein was bei den Thieren Naturklang und Einheit mit der Natur ist, das ist bei den Menschen schon Sache der Seelenkräfte, des Gedächtnisses, des Urtheils, des Einbildungsvermögens — es ist erlernte Sache. Nur weil wir selbst schon geweint haben, verstehen wir das Aechzen der Trauernden; weil wir selbst gelacht haben, verstehen wir vom Fremdling den Ton des Gelächters; weil wir die Folgen drohender Stimmen kennen lernten, erschreken wir vor dem donnernden Rufe des Zorns.

Am meisten erblikt der Mensch die Naturverwandtschaft seiner Gefühle mit äussern Tönen noch in der Musik wieder.

Und eben dadurch wirkt dieselbe mit so unwiderstehlicher Macht auf die Gemüther der unwissendsten Wilden, die noch kaum eine Sprache erfanden, wie auf das Herz des gebildetsten Menschen. Wen sie ungerührt läßt, dem mangelt etwas in der Ordnung seiner Nerven. Es ist Unvollkommenheit seiner feinern innern Einrichtung; es ist eine geistige Taubheit, die weder durch Erziehung noch durch einen Fehler des Herzens und der Denkart verursacht wird.

Wenn gleich andre Geschöpfe den Menschen in demjenigen übertreffen, was man Verständniß der Naturstimmen nennen könnte, ist dies doch so wenig sein Nachtheil, als daß er in Rücksicht der Vollkommenheit andrer Sinne oft den Thieren nachstehen muß, sondern wir erkennen darin die Weisheit des göttlichen Schöpfers, die den Sterblichen zwang, seine Zuflucht zur Entwiklung des ihm verliehenen unsterblichen Geistes zu nehmen. Das Thier ist mit der Natur alles Irdischen eins; der Mensch ist mit der Natur des Irdischen durch seinen Geist entzweit. Er selbst ist eine höhere Kraft, eine selbstständige willkührliche, über geringere Kräfte herrschende. Wo aber Herrschaft ist, da endet die Gleichheit und vollkommene Einheit. Darum ist das Thier eins mit der Natur, weil es, aus geringern Kräften geformt, sich nicht zur Herrschaft erheben kann; des Menschen Geist hingegen strebt gewaltiger empor, er erkennt sich selbst als edler, und unterwirft sich nur den ewigen Ordnungen des Naturganges, weil auch sein Werkzeug, der Leib, die Frucht niederer Kräfte ist, die in das allgemeine Reich der Sinnenwelt gehören. Der Geist sucht sich eine andere Welt. Er denkt Gott, Ewigkeit, Freiheit. Dahin schwingt sich die Seele keines Thieres.

Darum ist die Sprache der Vorzug der Menschen; er theilt mit keinem andern ihm bekannten Geschöpfe das Vermögen, sich durch willkührlich geschaffene Klänge die feinsten seiner Empfindungen, die erhabensten seiner Vorstellungen mitzutheilen. Er verrichtet Wunder, die er selbst nicht in

ihrer Möglichkeit vollkommen begreifen kann. So wie Gott auf wunderbare Weise den menschlichen Geist in den Staub des Erdensterns einkleidete, so hüllt der Mensch den Gedanken, diese geistige Frucht des in ihm vorhandenen Göttlichen, in irdische Luft, und sendet ihn in dieser Hülle, Wort genannt, dem horchenden Sinne des Mitbruders zu. Die Luft verrinet am Ohr desselben, der Leichnam des Gedankens stirbt, aber das Geistige dringt über in den Geist des Mitbruders, und vermählt sich demselben, dies heißt Sprache.

Ueberall in der Körper- wie in der Geisterwelt das gleiche, grosse, Alles leitende Gesez! — Ueberall, o Ewiger, Allweiser, dem erhabenen Wink, daß Alles, was da ist, nur zur Veredlung unsrer unsterblichen Seele wirke. Diese ist es, zu deren Erzieherin du alle Naturkräfte, alle Schiksale erschufst; damit sie sich entfalten möge zu ihrer Herrlichkeit, gabst du uns die Wundermacht der Sinne, den Reiz der Gefühle, die Zartheit des Geschmaks, fülltest du die Luft mit Düften, enthülltest du der Wesen Formen und Farben, bewegtest du uns durch Töne und Sprache! —

Der Morgen.

Wie den verschiedenen Zeiten des Jahres, hat der Schöpfer auch selbst jeder besondern Tageszeit eigene Reize und Schönheiten gegeben. Ich bemerke dies täglich, sogar mitten unter meinen Beschäftigungen im Getümmel meiner Arbeiten.

Wie ganz andre Empfindungen durchströmen mich am Morgen, wenn ich vom wohlthätigen Schlummer erquikt hervortrete, die Meinigen wieder begrüsse, und das rege Leben wahrnehme, mit dem Alles seine Tagesgeschäfte beginnt; — wie verschieden von jenen heitern Gefühlen sind diejenigen, welche mich des Abends durchdringen, wenn sich Alles nach Stille und Ruhe zurüksehnt, wenn meine Glieder

ermattet sind, und Himmel und Erde in Dämmerung und Finsterniß zurüksinken! Oder wie anders erscheint mir die Welt, wenn sie im hellen Glanz des Mittags schimmert, und alles Leben gleichsam die höchste Stufe der Thätigkeit erreicht hat; wie ganz anders, wenn ich in der dunkeln Mitternachtsstunde wach bin, und das Schweigen des Todes und die Finsterniß des Grabes mich zu umringen scheint.

So hat der Schöpfer in Alles, selbst in das Gewöhnlichste unsers Lebens, eine wunderbare Mannigfaltigkeit gelegt, die uns nie ermüden läßt. Ein fortdauernder Wechsel der Gegenstände und Gefühle reizt uns zu anhaltender Thätigkeit, weil ohne Thätigkeit keine Verbesserung unsers Zustandes möglich ist.

Und sollte ich gegen diese Veranstaltungen meines Gottes gleichgültig sein? gegen Veranstaltungen, die er zu meiner Glükseligkeit auf Erden, zu meiner allmähligen Veredlung getroffen hat?

Nein! Nichts ist mir gleichgültig, worin sich mir Gottes Weisheit und Güte offenbaret. Ich bin ein Kind Gottes, des Allmächtigen, wie sollte ich ohne das tiefste Vergnügen die Werke meines ewigen Vaters erbliken?

Umgebet mich, o ihr Erinnerungen aller glüklichen Morgen, die ich auf Erden lebte! Erwachet wieder in mir, ihr heiligen Empfindungen, die ihr mich beseligt habt, wenn ich über die blühende Natur eine stralende Sonne durch die Wolken des Morgenroths aufsteigen sah, und durch die ganze Schöpfung der Lobgesang auf die ewige Güte ertönte! Werdet wieder rege, o ihr süssen Thränen meines Entzükens, welche mein Auge zuweilen umdunkelten, wenn mich Gottes Majestät und Herrlichkeit aus seinen wundervollen Werken in einer goldenen Frühstunde umschwebten! Den will ich preisen, ihn bewundern, der des Weltalls Vaters und auch mein Vater ist.

Fürsten der Erde, verschwendet eure Schäze, um euch in prachtvollen Festlichkeiten ergözen zu können, die ihr selbst

erfunden habt; wie nakt und armselig erscheint eure Pracht neben dem Glanze eines Sonnenaufgangs über die erwachende Welt, neben dem Stral der Morgenröthe, welcher den ewigen Himmel durchdringt!

Die Natur feiert an jedem Sommermorgen ein Fest ihrer eigenen Schönheit, und selbst den rohen Wilden erschüttert die Gewalt dieser göttlichen Erscheinungen. Welche Gefühle nun müssen da des erleuchteten Kristenherz bewegen!

Die Nacht hat ihr erquikendes Werk vollbracht: sie hat dem Müden neue Kraft, sie hat dem Kranken balsamischen Schlummer, dem Unglüklichen Träume des Trostes gegeben. Nahe ist die Stunde des Erwachens Aller. Schon umschwimmt eine blasse Dämmerung die Hügel und Wälder. Hütten und Gebüsche treten schon verworren und klarer aus den geheimen Finsternissen, und silberweisse Nebel lagern auf den Wiesen und über den Flüssen enger zusammengedrängt. Zu den Wolken des Himmels steigt singend die Lerche, um den werdenden Tag zu begrüssen; aus der Ferne herüber tönt des Hahnes Krähen, und verkündet den anbrechenden Morgen. Kalt und düster schweben, wie riesenhafte Schatten, am Rande des Gesichtskreises die hohen Gebirge.

Immer heller glänzen die Farben der nahen Gegenstände. Der Morgenstern funkelt blos über Gewölke nieder, deren Saum sich in der Tiefe entzündet und mit dunkler Gluth über die Fluren leuchtet. Ein goldenes Feuer strömt durch den ganzen Himmel herauf; es wird gewaltiger von Augenblik zu Augenblik. Die Gipfel der Berge lodern wie Flammen auf Opferaltären, Verklärung umfließt die Haine und Höhen, und selbst die Wolken des Abends leuchten herrlich zurük. Die Vögel in den Gebüschen entflattern ihren Nestern; die Heerden werden rege; der thätige Landmann tritt vor die Hütte in die Wohlgerüche der blumenreichen Flur hinaus. Aber tiefe Stille waltet noch immer in der Welt, und wie in grosser Erwartung liegt Alles lauschend da.

Und ein kühler Hauch von Morgen her durchschauert

alle Wesen, durchbebt die blühenden Zweige des Baumes, und die Blumen des Feldes zittern darin. Die Gebirge erglänzen. Wie schimmernde Rauchsäulen wälzen sich plözlich die Nebel von den Wiesen und Strömen gen Himmel empor. Es rauscht freudiger die Welle des Baches; die Lüfte ertönen vom Gesange mannigfeltiger Vögel, frohes Leben rauscht in Dörfern und Städten — die ganze Erde jauchzt, der ganze Himmel flammt — — die Sonne ist aufgegangen.

O welch ein Gewühl von reizenden Farben und Tönen! welch ein begeisterndes Schauspiel, diese Weltschöpfung aus dem Leeren und Wüsten der Nacht! — Gottes Tempel ist aufgeschlossen. Die Sonne hat den heiligen Vorhang hinweggezogen von der Herrlichkeit der Schöpfung. Der Erdball ist ein einziger Altar, Alles, was Odem hat, preiset durch freudiges Gefühl den verborgenen Vater, den so viel Glanz umhüllt. Der Morgenstern verschwindet, nm den andern Welten die Macht des Schöpfers zu preisen.

Fürsten der Erde, verschwendet Schäze, um euch in Festlichkeiten zu ergözen, welche ihr selbst erfunden habt. Aber was ist der Glanz eures Goldes neben dem Licht eines flammenden Himmels; was die Pracht eurer Edelsteine neben den Millionen Thautropfen, die auf den Halmen der Wiesen schimmern; was euer Purpur und Seide, in welche der gebrechliche Leichnam gewikelt wird, neben dem Farbenzauber der Blumen, die zu unsern Füssen zittern und aus ihren zarten Kelchen, Wohlgerüche opfernd, in die Lüfte streuen? Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Pracht und Herrlichkeit nicht gekleidet gewesen ist, als derselben eins. Matth. 6, 29.

Dem Freunde Gottes ist jeder neue Morgen ein neues, stilles Fest im Innern seines Gemüthes. Und streut die Morgenstunde des Winters, statt der Blüthen, auch nur spielende Floken Schnees um die Fenster eurer Hütten — hier ist nicht minder Pracht, nicht minder Schöpfersgüte! Auch im Winter durchdringt uns die gleiche Erquikung, die

gleiche freudige Stimmung. Während der Sommermorgen unsere ganze Seele in der unendlichen Anmuth der Natur gleichsam auflöset, führt der Wintermorgen uns tiefer in unser Selbst zurük, macht uns mehr zu unserm Eigenthum, und zum Eigenthum unsrer Lieben.

Ja, Allmachtvoller, Gütevoller! in allen Jahreszeiten bist Du, Gott, unser Gott, unerschöpflich an neuen Gaben Deiner Huld und Macht! Du liessest es niemals, Du lassest es in keiner Stunde an Beweisen Deiner Gegenwart und Grösse fehlen. Daß wir Dich, Gott, unsern Gott, überall in Allem erbliken, dazu muß uns Dein Geist selbst durchdringen, dazu muß uns die Religion die Augen der Seele öffnen. Das Thier sieht nur das Thierische, Grobe, Sinnliche, der Geist aber ahnet nur das Geistige, das Ueberirdische, das Göttliche in den Erscheinungen des Irdischen.

Verschieden ist daher, wie die Religiosität der Menschen, auch ihre Empfindung, ihr Genuß des Morgens. Der sinnliche, nur um irdische Bequemlichkeit, um sein bürgerliches Dasein bekümmerte Mensch entschlief am Abende unter wollüstigen Träumen, unter sorgenvollen Entwürfen, unter Leidenschaften, und erwacht mit ihnen.

Wie anders erscheint dem geistigen Menschen, dem Schüler Jesu, jeder Morgen des Lebens! Wie ganz andere Empfindungen beleben sein gestärktes Gemüth, wenn er erwacht vom Schlummer; er sieht dankend zu Gott empor — denn nur diesem lebt er, nur diesem erwacht er. Gottes Macht war es ja, die ihn beschirmte vor mancherlei Unfällen, während Alles im tiefen Schlafe gefesselt dalag, und kein anderer für uns wachte.

Der Krist, wenn solche Morgenempfindungen sein Gemüth heiligen, hat damit sein ganzes Tagwerk geheiligt. Er geht, ein besserer Mensch, in das Gewühl des alltäglichen Lebens hinaus, ohne sich darin zu verlieren. Der Vater begrüßt freundlicher die erwachenden Kinder, sie sind ihm jeden Morgen neue Geschöpfe aus Gottes Hand; die

Gattin schließt zärtlicher den frommen Gatten an das Herz; Gott hat ihn erhalten. Die Religion verbreitet ihren Glanz durch alle Gegenstände, auch über das Geringste, indem sie das Herz zu mildern Empfindungen, zur Sanftmuth, zur Duldsamkeit, zur Liebe bestimmt.

Einem Morgen, welchen uns die Religion verschönerte, kann kein trüber Tag folgen. Denn was wir thun, es ist Gott und in Gott gethan. Was wir erleben, es ist die Leitung der ewigen Vorsehung, deren Weisheit höher, als aller Menschen Vernunft, deren Güte unbegreiflich ist, wie unser ganzes Dasein. Wir zittern vor keiner Gefahr, die uns bevorsteht, denn der sie uns sendet, ist unser Vater im Himmel. Wie er in der stillen Nacht für uns, für unser Leben wachte: so sind wir immerdar, auch während des Tageslaufes, der Gegenstand seiner Liebe.

Selbst der Leidende, den eine Krankheit auf sein Schmerzenlager gefesselt hat, oder welchen die Last der Armuth beugt, oder welchem Unglük in der Familie das Herz mit Kummer füllt, oder welcher schmerzlich einen begangenen Fehler zu büssen hat — selbst er hat die Hälfte seines Leidens schon überwunden, wenn er sich in der Morgenstunde über das Irdische erheben, seine Seele gleichsam dem Himmel vermählen kann. Die Frucht der Morgenandacht, wo sich die Seele muthiger und freier ihrem Schöpfer entgegenschwingt, ist jenes stille, unüberwindliche Vertrauen zum Urheber unsrer Schiksale, ist jene fromme, feste Hingebung in seinen Willen, die kein Ungemach ganz stören mag. Die erste unsrer Frühempfindungen tönt gleichsam durch alles andere Geräusch des Tages in unsrer Seele fort, wie oft ein Morgentraum unser Gemüth in einer besondern Stimmung bis zum Abend hin erhalten kann. In der Andacht der gottgeweihten Morgenstunde erhebt der Geist sich leichter zu jenen Höhen, wo man das Irdische erst nach seiner wahren Richtigkeit schäzen lernt, und ihm nicht grössern Werth beimißt, als er verdient.

Nur solche Morgenandacht ist wahre, kristliche Einweihung des Tages; nur solches Opfer, welches wir der Gottheit darbringen, ist das köstlichste, was wir zu bringen vermögen; nur solcher Morgenstunde folgt Seelenfreudigkeit des Tages.

Darum ist dem guten Menschen sein erstes Erwachen vom Schlummer ein feierlicher Augenblik, der über den Werth des ganzen Tages entscheiden kann. Dies Erwachen in der Morgenfrühe aus einer vielstündigen Art von Bewußtlosigkeit ist ihm eine Mahnung, eine Vorbedeutung von dem Erwachen aus dem Schlafe des Todes. — Du lebst! dies ist dein erstes Gefühl. Du bist erwacht! und wäre in diesem Schlafe deine Seele vom Leibe gewichen, weinten jezt Freunde undFreundinnen am Todtenlager über deinen Leichnam: du wärest doch erwacht; nicht hier, wohl anders! Du bist erwacht; so wirst du immerdar aus der Finsterniß kurzer Bewußtlosigkeit, Schlaf oder Tod geheißen, hervorgehen. Den Wechsel dieses Schlummers und Erwachens ordnete des Schöpfers Weisheit nicht vergebens an. Alles hienieden ist ein Vorbild des künftigen Lebens und der Ewigkeit.

Ich werde, ja ich werde einst erwachen vom lezten Schlummer, o Gott, o Ewigkeit! Wie wird mir sein, wenn dann nicht mehr das Licht der Erdenwelt in meine Augen fällt, sondern das Morgenroth der Ewigkeit mich umstralt! Ich werde erwachen, und wie ich hier nach jedem Schlummer meine Freunde wieder finde, so auch einst! Ich werde mich wieder unter meinen Geliebten sehen, auch dort; werde auch wieder begrüssen, die vor mir sterben, die früher als ich vom Traum des Erdenlebens erwacht sind. — O welch ein Morgen, dieser Morgen der bessern Welt! Welch ein Erwachen, dies Erwachen zur Ewigkeit! Von unbeschreiblicher Wonne zittert meine Seele.

Die Erstlinge meiner Gedanken, die Erstlinge meiner Gefühle will ich, so lange ich auf Erden wohne, jeden

Morgen Dir, mein Gott, weihen. Durch sie will ich mein Tagwerk heiligen! Dir heiligen! Durch sie will ich mich läutern, reinigen, bessern, daß ich keinen Abend ermüdet zur Ruhe sinken könne, ohne das Bewußtsein: ich habe diesen Tag nicht vergebens gelebt; ich habe doch wenigstens Eine gute That versucht!

Der Mittag.

Ruft uns die stille Morgenstunde zu heiligen Vorsäzen, die Ruhe des Abends zur ernsten Ueberlegung: so sind es die Mittagsstunden vorzüglich, welche unsre Thätigkeit auffordern. Da ist es, wo wir gleichsam im Getümmel der Tagesgeschäfte stehen; wo wir unsers Tugendsinns am meisten vonnöthen haben. Im Geräusche des Tages, wo allerlei Verhältnisse unsere Aufmerksamkeit ergreifen, wo hundert Anlässe unsern Zorn und unzählige andre Leidenschaften erweken: da ist es, wo unsere Vorsäze auf der Probe stehen, wo unsre Tugend gegen anstürmende Versuchungen im vollen Kampfe begriffen ist. Leicht mag es sein, schöne Entschlüsse zu fassen; aber schwer ist es, sie im Gedränge des bürgerlichen Lebens allezeit mit kristlicher Besonnenheit und Klugheit auszuführen.

Die edelsten Morgenentwürfe, die schönsten Abendbetrachtungen sind verloren, wenn ihnen nicht die Werke des Tages entsprechen. Diese sind von unserm Leben der allerwichtigste Theil; alles Andre ist nur Vorbereitung oder Nachklang.

Wie der Mensch in der Mittagsstunde, ist gewissermassen die Natur mit ihm auf dem höchsten Gipfel ihrer Thätigkeit. Die Sonne stralt von der Mitte des Firmaments nieder. Alles, was Leben hat, was auf Erden kriecht, in den Lüften fliegt, in der Tiefe von Flüssen, Seen und Meeren sich regt, ist wachsam und mit seinen Zweken be-

schäftigt. Alles ist Leben und Glanz. Erschöpft von der Arbeit sucht der Ermüdete Erquikung. Freundliche Hände bereiten den Hungrigen Labsal, ihnen neue Kräfte zur Vollendung des Tagwerkes zu geben. Und der Segen des Herrn erquikt Millionen und Millionen seiner Erschaffenen mit Speise und Trank! Sein Reichthum wird nie erschöpft. Allen ist Nahrung bereitet, und der Ueberfluß endet nimmer. Der Begüterte schwelgt auf köstlich besezter Tafel; der Arme findet sein Brod. Der Adler in der Luft, der Wurm im Staube, der Löwe in der Wüste — alle finden ihr Futter. Für Alle sorgt der grosse Erhalter der Natur -- Keines ist von ihm vergessen.

Wenn dein Geist auf das ungeheure Gastmahl blikt, welches von der Güte des Schöpfers alle Tage seinen Erschaffenen eröffnet wird, den Tausenden, deren Zahl wir nicht auszusprechen vermögen: warum kümmerst du dich so ängstlich, Kleingläubiger, um dein tägliches Brod? Warum sorgest du so lange, und sprichst: was werden wir essen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? — Warum wirfst du ängstlich Blike in die Zukunft und sprichst: Werde ich immer genug zu leben finden? Werde ich auch genug haben, um nicht im hohen Alter verschmachten zu müssen? Kleingläubiger, siehe auf das unendliche Gastmahl, welches dein väterlicher Gott dir, den Deinigen und allen Lebendigen von Tag zu Tag bereitet. Speiset er nicht noch täglich mit wenigen Broden Tausende in der Wüste? Wer sorgte bisher für dich, für deine Angehörigen? Wer sorgte für deine Vorfahren? Glaubst du, sein Reichthum könne erschöpft werden? Seine Liebe und Güte habe ein Ziel?

Denke, wenn du dich des Mittags zu deinem Tische sezest und fröhlich die Gaben geniessest: In diesem Augenblike nährt der Herr Millionen Völker des Erdbodens, wie dich, und der Thiere unzählige Heere. Er sättigt den Reichsten und Aermsten, und läßt keinen umkommen. Welch ei-

nen überschwenglichen Reichthum von Segen hat er über die ganze Welt verbreitet, daß Jeder genug für sich findet, und doch noch davon übrig bleibt!

Darum sorget nicht für den andern Morgen mit übertriebener Furcht, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeder Tag seine eigne Plage habe. Matth. 6, 34.

Jeder Mittag erinnert uns an die treue Vaterliebe Gottes gegen uns und die Unsrigen. Es ist sein Segen, der uns nährt und tränkt. Und wie wir seine Gaben geniessen, sind dieselben eine Erinnerung für uns, daß wir ihm vertrauen sollen; Erinnerung, daß wir uns derselben nicht unwürdig machen sollen. Wie er für uns gesorgt hat, wie er uns mit seinem Ueberflusse beschenkt, sollen wir auch deren eingedenk sein, die durch mancherlei, vielleicht selbst verschuldete, Umstände nicht so froh zum Tische gehen können, als wir! Wir wollen bei unserm Ueberflusse derer gedenken, die da Noth leiden, und kaum haben, was wir von unserm Tische den Thieren zuwerfen, oder verderben lassen.

Mahnt uns der Mittag mit lauter Stimme an die Wohlthaten Gottes, so mahnt er uns eben so leicht an die Dankbarkeit für dieselben. Dankbarkeit aber äussert sich nicht blos in leeren Worten, sondern in Thaten. Es ist nicht genug an einem Dankgebete bei Tische, sondern unser Thun und Lassen während des ganzen Tages soll die Empfindungen unsrer Erkenntlichkeit gegen den Geber so vieler guten Gaben aussprechen.

Es ist bei der Beschränktheit unsers Geistes, der zu einerlei Zeit nur Eins im Auge haben kann, unmöglich, fortdauernd und bei allen Gedanken nur an Gott zu denken. Wir sollen es auch nicht, wir sollen beten und arbeiten. Aber wohl können wir Grundsäze und Handlungsweisen uns zu eigen machen, die uns bei Allem, was wir thun, vor dem Gemüthe stehen. So können wir es dahin

bringen, daß wir am Mittage, wo wir in der Mitte unsrer ganzen Wirksamkeit, in der Mitte unsrer Geschäfte stehen, auf die Arbeiten und Begebenheiten des vergangenen Morgens einen, wenn auch nur flüchtigen, Blik senden, daß wir uns befragen: „Habe ich alle meine Pflichten gewissenhaft vollstrekt? Habe ich mich von keiner unreinen Begierde zu unerlaubten Handlungen und Gesinnungen verführen lassen, die ich zu bereuen Ursache hätte? Habe ich heute schon irgend einem Menschen eine Freude gemacht, für die er mich segnen könnte? Wohl denn, was ich in der ersten Hälfte des Tages nicht gethan oder zu thun Gelegenheit fand, das will ich in der zweiten Hälfte vollbringen. Dieser Tag soll in meinem Lebenslaufe keiner der schlechtesten sein, noch weniger ein Tag, der einst gegen mich zeugen könnte!"

Allerdings sind wir fähig, jeden Mittag eine solche augenblikliche Ueberlegung anzustellen. Selbst bei unsern Geschäften noch finden wir Zeit dazu. Und eben darum ist sie wahrhaft Pflicht für uns. Denn wenn wir uns zu solcher Denk- und Handlungsweise mitten im Drange unsrer Tagesgeschäfte gewöhnen, erwerben wir dadurch ein köstliches Gut, welches nicht mit Gold aufzuwiegen ist; ein Gut, welches uns vor manchem unvorhergesehenen Uebel bewahren kann; ein Gut, welches die beste und sicherste Schuzwehr unsers innern Friedens und Glükes wird — und dies Gut ist Besonnenheit in Worten und Werken.

Nicht in der harmlosen Ruhe des Morgens, nicht in der Einsamkeit des Abends, sondern im vollen Getümmel der Tagesmühen, im Gewühl der Geschäfte, im Umgang und Zusammentreffen mit freundlichen und feindseligen, mit guten und schlechten Menschen, ist uns Besonnenheit vonnöthen, daß wir nichts sagen, nichts beginnen, ohne dabei zu denken: Ist das recht? ist das vorsichtig? ist das menschenfreundlich?

Und nun mit diesem Sinne tritt wieder in den Kreis

deiner Berufsgeschäfte. Sei du nun der Erste, welcher durch Fleiß und Arbeitsamkeit den Seinigen das Beispiel giebt, wie man Gott auf eine würdige Art für die von ihm empfangenen Geistes- und Leibes- Kräfte danken müsse. Gehe hin, und beweise in deinem Berufe, daß, indem du die Pflichten derselben erfüllst, indem du deine Anlagen, deine Eigenschaften, deine Kenntnisse und Fertigkeiten auf nüzliche Beschäftigungen verwendest, du Gottes Zweke befördern willst. Und was ist der Zwek der Gottheit? Glükseligkeit der Menschen, Zufriedenheit seiner Kinder, und Wohlsein! Alles Nüzliche aber, was du vollbringst, ist zur allgemeinen Glükseligkeit ein Beitrag, wenn er auch noch so gering wäre.

Gehe hin, auf den Wegen deines Berufs, und erfülle deine Pflichten mit Heiterkeit und Freude; der Frohsinn, welcher auf deinem Angesichte glänzt, ist ein Zeuge deiner innern Selbstzufriedenheit, belebt den Muth derer, die ermüden wollen, und theilt sich den Deinigen mit. Was mit Freuden gethan wird, das wird leichter vollbracht und besser geleistet.

Erfülle deinen Beruf so, daß er dich ehre. Er ehret dich aber, wenn du in Allem mit strenger Gewissenhaftigkeit handelst, mit unbestechlicher Ehrlichkeit wandelst, und Jedem giebst, was ihm gebührt. Das dadurch erworbene Vertrauen der Mitbürger ruft den Segen Gottes auf dein Haus und streut zahllose kleine Freuden auf deine Lebensbahn, wie Reichthum sie dir kaum gewähren kann.

Erfülle deinen Beruf, deine Tagesgeschäfte mit jeder Ordnung und Pünktlichkeit, welche die Hälfte aller Arbeit sind. Handle gütig gegen diejenigen, welche dir dein Brod verdienen helfen, oder welche in deinem Berufe von dir abhängig sind. Sei ihnen Vater, Mutter, Freund, Lehrer, Rathgeber. Nirgends kann sich deine Menschenfreundlichkeit leichter offenbaren, als hier; nirgends bist du fähiger, so schnell Freude und Wohlsein, und mit so geringer Mühe zu verbreiten, als hier. Nirgends wird dir die Güte dei-

nes Herzens schneller vergolten, als hier, wo ein väterlicher Zuspruch, ein freundlichlohnender Blik dir jede Zuneigung erwirbt, während ein zänkischer Ton, ein mürrisches Wesen, ein immerwährendes Unzufriedensein auch die Bessern von dir zurükstößt, und ihnen ihre Lage bitter macht. Hier säe Freuden, und du wirst sie ärnten im Laufe des Tages.

So zeigst du, mehr als durch Worte, dem himmlischen Wohlthäter deinen erkenntlichen Sinn; so wird jedes deiner Tagwerke eine Verherrlichung deines Glaubens. So wird die Mittagsstunde für dich der Ruhepunkt in der Mitte eines Festes, wo du die Freuden und das Gute und Nüzliche überblikst, was du schon gethan hast, oder noch vollbringen willst.

Der Abend.

Holdeste unter den Tageszeiten, stiller Abend, Stunde der Erholung, da der Mensch am Tagesziele steht — auch du bist der Betrachtung würdig! Wie viel Freude hast du mir nicht schon gegeben, und mit wie viel schönen Empfindungen mein Herz erfüllt! — Wenn ich am Morgen unruhig den Blik auf das Tagwerk hinwarf, das vor mir zu thun lag; oder ich manchen Augenblik zu fürchten hatte, der mir nun entscheidend erscheinen sollte; oder ich mich auf einen angenehmen Genuß des Tages freute — am Abend war das Alles vorüber, wenn ich dem stillen Lager der Nacht zueilte. Und Manches, das ich gefürchtet hatte, es war dann am Abend ganz anders, als ich es vorher erwartet hatte. Nur Erinnerungen und Bilder des Vergangenen umschwebten mich noch, die endlich in den Träumen des Schlafes sich verloren.

Wie lieblich tönt dem Müden die stille Feierabendstunde! Wie süß ist, nach nüzlicher Arbeit, die Ruhe! Und mit

welchen ganz eigenthümlichen Reizen hat die Hand des Schöpfers den Abend geschmükt, der uns mit Erquikung belohnen soll! Gehört nicht ein schöner Sommerabend zu den prachtvollsten Erscheinungen der Natur? Wer sah nicht schon mit Entzüken das majestätische Schauspiel eines Sonnenuntergangs, wenn das grosse Tagsgestirn hinter fernen Gebirgen niedersank, um andern Welttheilen zu erscheinen, und Leben und Freude zu bringen? Noch glühen vom scheinenden Sonnenstral geröthet die Höhen und die Wipfel der Wälder, wie Flammen auf dem Dankaltar der Erde, zum Himmel empor. Der Landmann kehrt heim vom Felde, seines vollbrachten Tagwerks froh; die Heerden verlassen ihre Wiesen, und eilen den Ställen entgegen. Das Getümmel der Thäler und Dörfer wird leiser, und wie die Schatten dämmernd Städte und Haine und Hütten und Paläste verschleiern, verstummt der Gesang der Vögel, Alles sinkt in die Arme der ersehnten Ruhe.

Selbst der Winterabend, mag auch die Natur von aller sommerlichen Pracht entkleidet sein, gewährt uns seine besondern Genüsse. Er führt die Freunde enger zusammen am gesellschaftlichen Heerd; er vereint die frohen Familien früher in den warmen, erleuchteten Zimmern zu traulichen Gesprächen, leichten Beschäftigungen oder erheiternden Spielen, während der Sturm draussen Regen und Schnee an den sichern Wohnungen in der Finsterniß vorüberführt, um das Erdreich zu grösserer Fruchtbarkeit in den milden Jahreszeiten vorzubereiten.

Der größte Theil der Menschen, seit der Morgenstunde von Arbeiten und Mühseligkeiten des Tages bedrängt, hat seine frohesten Augenblike dem Abend zu danken. Der Abend ist das Fest der Müden; er ist aber auch das Fest der Guten.

Die Dunkelheit trennt uns gleichsam von der ganzen Welt ab, und beschränkt uns blos auf den Umgang mit einigen vertrauten Wesen — zulezt nur auf uns selbst. Finsterniß verhüllt unsre Werkstätten, unsre Lustpläze, die Woh-

nungen unsrer Freunde und Feinde. Die Welt stirbt uns gleichsam mit jedem Sonnenuntergang ab, bis wir allein übrig bleiben mit unsern Empfindungen und Erinnerungen der Vergangenheit.

Diese Einrichtung der Natur ist wahrlich nicht blos vorhanden, um in der uns gebotenen Ruhe Erholung des ermüdeten Körpers zu finden; sondern auch, um den durch die Gegenstände und Begebenheiten des Tages zerstreuten Geist wieder zu sammeln, daß er seiner mächtig werde. Das Ohr vernimmt nichts mehr; aber das ist der Augenblik, den uns die göttliche Weltordnung verleiht, unser Inneres desto ungestörter zu behorchen. Rings um uns her ist Alles still; aber desto lauter sind in uns noch mancherlei Gefühle und Wünsche, die eine Wirkung der Tagesvorfälle waren. Unser Auge sieht nichts mehr; die Farben und der Glanz des Tages können unsern Blik nicht mehr fesseln und zerstreuen — nun aber ist es Zeit, mit den Augen des Geistes zu sehen, und unser Selbst zu beobachten. Wir sind nicht mehr dieselben Personen, die wir noch am Morgen waren; jeder Tag wirkt auf unser Gemüth, und bringt darin grössere oder geringere Veränderungen hervor. Warum beobachtest du so gern die Verwandlungen draussen und den Wechsel der Menschen und Dinge, die dich umgeben? Bist du dir nicht selbst der Nächste? Verdienst du nicht, daß du dir selbst einen aufmerksamen, forschenden Blik gönnst?

Du erlebst keinen Abend, ohne nicht eine Menge wichtiger oder geringer Erfahrungen gesammelt zu haben, während des verflossenen Tages. Was macht uns denn weise und verständig, als die Erfahrung. Die Stille und Dunkelheit der Abendstunde ladet dich ein, über diese Erfahrungen nachzudenken, mit welchen dich der lezte Tag bereichert hat.

Warum lebst du? Wornach ringst du? Wofür sorgst du, und müheſt dich ab? — Um glüklicher zu werden. —

Wie aber willst du ein grösseres Glük ohne Ueberlegung, ohne Weisheit erwerben können?

Werde weiser, und du wirst des höchsten Glükes würdig sein. Aber der Weisheit Anfang ist Selbstkenntniß. Selbstkenntniß aber gewinnen wir nur, wenn wir unsre täglichen Schiksale und die Art betrachten, wie wir uns in denselben betrugen.

Ueberdenke — und jede Abendstunde giebt dazu endlich einen freien Augenblik — überdenke, was dir diesen Tag, den du zurüklegtest, begegnet ist; was den Deinigen, was deinen Freunden und Bekannten. Es ist vielleicht in Allem nichts besonders Auffallendes, was deine Neugierde beschäftigen, deine Bewunderung rege machen könnte; aber doch immer so viel, daß du darin die auch im Geringsten, wie im Größten waltende Vorsehung Gottes erkennen magst. Du hattest diesen Tag manchen kleinen Entwurf gemacht; es gelang dir nicht Alles nach deinem Wunsche — an wem lag die Schuld? Vielleicht nicht ganz an dir, sondern auch wohl an mancherlei Umständen. Aber wessen Hand ist es, die diese Umstände also geordnet hat? Ist es nicht die Hand der höchsten Weisheit gewesen?

Du hast noch jezt in deinem Herzen manchen verborgenen, manchen laut geäusserten Wunsch. Du hast die Plane dazu entworfen. Du denkst daran, schon vielleicht morgen Hand an die Ausführung zu legen. Wie? gaben dir deine bisherigen Erfahrungen alle noch nicht Weisheit genug, zu denken, daß das Gelingen oder Mißlingen dieser neuen Entwürfe wieder von dem abhängt, der das Schiksal des Weltganzen anordnet? daß du durch eigne Kraft nichts allein vermagst? Wie kommt es nun, daß du dich mit dem erhabenen Urheber der Verhängnisse nicht näher vereinst? daß du dich nicht vertrauensvoll ihm im Gebete weihst? Dieses Vereinen der Seele mit ihrem Gott erfüllt sie jedesmal mit höherm Muth, und veredelt selbst unsre Entwürfe und Wünsche. Denn wir können uns dem Aller=

heiligsten nicht ganz und voll kindlicher Zuversicht nahen, können ihm nicht unsre Wünsche vorlegen, ohne alles Unheilige, Ungerechte, Unnüze, wie Eitelkeit, Habsucht, Neid, schwindelnde Dinge, daraus zu entfernen. Indem wir nun vor Gottes Augen das Verächtliche in diesen Entwürfen selbst verachten lernen, werden wir nichts als das Gute darin beibehalten, und mit desto grösserer Freudigkeit an ihre Vollziehung gehen. Es wird das Vertrauen auf Gott uns innigst durchdringen, und unsre ganze Zufriedenheit wird nicht bei jeder neuen Unternehmung aufs Spiel gesezt werden, weil wir wissen, daß das unser Wohl ist, was Gott beschlossen hat.

Oft ist es für uns noch lehrreicher, wenn wir uns in einer Abendstunde selbst überlassen sind, zu betrachten, nicht sowohl was wir den Tag über erfuhren, als vielmehr, wie wir uns selbst bei mancherlei wichtigern und merkwürdigern Vorfällen betrugen.

Du findest ein grosses Vergnügen daran, andere Menschen zu beurtheilen: warum erlernst du nicht die nüzliche Kunst, dich selbst wie einen Fremdling anzuschauen, und deine Denkart, deine Handlungsweise, deinen Wandel zu beurtheilen? Durchmustere deinen Tageslauf, und erwäge jezt, hast du wohl auch überall und gegen Jeden mit der nöthigen Besonnenheit und Klugheit gethan? Und warum geschah es nicht? Verführte dich ein bloser Leichtsinn oder irgend eine auffallende Leidenschaft des Gemüthes zu unüberlegten Schritten und Reden, womit du Andern wehe thatest, dir aber gewiß zulezt am meisten geschadet hast? Hast du durch dein Betragen Andern eine vortheilhafte Meinung für dich eingeflößt, oder haben sie dich für schadenfroh, geschwäzig, eitel, stolz, ehrgeizig oder wollüstig halten müssen? Hast du nicht öfters vorgezogen, dich Andern furchtbar zu machen, statt verehrungs- und liebenswürdig? Werden die, gegen welche du dich lieblos bewiesen hast, dir bei vorfallenden Gelegenheiten als Freunde beistehen, für dich han-

deln, oder dich mit Lachen verderben lassen? Werden die, gegen welche du, was besser verschwiegen worden wäre, ausplauderst, künftig Vertrauen zu dir haben, oder Andern Vertrauen auf deine Verschwiegenheit und Redlichkeit einflössen? Werden die, welche du mit Unwahrheiten hintergingst, oder die du im Handel und Wandel und in Verträgen überlistet hast, oder denen du Versprechungen gabst, welche du nicht halten magst, oder denen du Schadenfreude über Anderer Fehler und Unglük zeigtest, sich mit Zuversicht an dein redliches Herz schliessen wollen? Werden sie nach deiner Freundschaft begierig sein können? Werden sie deiner gegen ihre Bekannten ehrenvoll, oder mit Tadel und gerechtem Vorwurf erwähnen?

Solche Ueberlegungen in der einsamen Abendstille sind es, die uns in das Geheimniß unsers Herzens den Blik öffnen. Solche Ueberlegungen sind es, die uns das ganze schwarze Gewühl unsrer Fehler sehen lassen, gegen die wir aus Leichtsinn oder Eigenliebe sonst gern blind zu bleiben pflegen. Solche Ueberlegungen sind es, die uns gewahr werden lassen, warum oft unsre Entwürfe scheitern müssen; warum uns manche Personen öffentlich und im geheimen entgegenarbeiten, die wir doch nie beleidigt zu haben glauben, oder die uns höchstens nur aus den Berichten Anderer kennen; warum wir in unsern Angelegenheiten nicht vorwärts schreiten, sondern einen Verdruß nach dem andern erfahren. Wir lernen auf solche Art allein, und auf keine andre Weise, begreifen: daß wir überall mit zu grosser Unklugheit handelten, weil wir nicht tugendhaft und edel genug handeln wollten; daß Weisheit und Tugend die höchste Stufe der wahren Lebensklugheit sind; daß wir erst glüklicher in der Welt werden, wenn wir besonnener und tugendhafter in ihr handeln.

Den höchsten Reiz aber empfängt die Beschauung unsers Lebens und der Blik auf den vergangenen Tag, wenn das Gemüth durch das lohnende Bewußtsein verklärt wird:

ich habe diesen Tag nicht unnüz für die Welt verlebt, nicht ohne neue Veredlung meiner selbst. Ich habe hin und wieder gegen meine unanständigen Gewohnheiten, gegen meine Naturfehler, gegen meinen Hang zum Zorn, zum Haß, zur Unzufriedenheit, einen guten Kampf gekämpft. Ich habe auch heute, so weit ich es nach meinen geringen Kräften konnte, einige Freuden Andern auf ihre Lebensbahn hingestreut; ich habe wenigstens einen Menschen froh und glüklich gemacht. Ich darf diesen Tag ruhig zu den andern niederlegen, die ich schon verlebt habe. Gott verzeihe mir die noch begangenen Fehltritte; aber an Willen und Muth hat es nicht gemangelt, besser zu sein. Dieser Tag, er wird mich vor dem richtenden Gott nicht so schwer verklagen; er wird mir auch ein frohes Zeugniß geben, und vielleicht mir in meiner lezten Stunde noch freundlich in der Erinnerung glänzen.

O wie süß ist es, unter solchen Empfindungen zu entschlummern; wie groß der Seelenseligkeit, mit solchem Jesussinn erwachen und entschlafen zu können! Kein Abend verfliesse mir ferner, an welchem ich nicht einen Blik auf den verlebten Tag werfe, und den Maßstab anlege, ob ich zu höherer Gemüthskraft und Vollkommenheit gestiegen, ob ich dem Vorbilde Jesu ähnlicher geworden bin. Kein Abend verfliesse, daß ich nicht, wie einst die Jünger, zu Jesu rufe: Bleibe bei mir, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt. (Luk. 24, 29.) Bleibe bei mir und in meinem Herzen, daß ich mich durch dich beseele mit neuer Kraft zum künftigen Tagewerk! Bleibe bei mir, verschwende nie vor meinen Bliken, damit ich dir immer nachstreben möge, indem ich deine Erhabenheit in Gott ganz zu meinen Eigenschaften mache. Bleibe bei mir, denn es will Abend werden. Oft vergaß ich deiner im Geräusch der Welt, am mühevollen geschäftreichen Tage; aber am Abend gehöre ich mir selber und meinem Jesu. Bleibe bei mir mit deiner begeisternden Kraft, mit deiner Gnade bis an

den Abend meines Lebens, bis der Tod an die Stelle des Schlafs zu meinem Bette tritt. Bleibe bei mir, wenn ich in den lezten meiner Stunden den entscheidenden Blik auf mein gesammtes Leben hinabsende, wie auf ein grosses, vollbrachtes Tagwerk, von dem ich ausruhen soll.

Die Nacht.

Auch du, o stille, feierliche Nacht, sei meinen Empfindungen heilig! Wohlthäterin der Leidenden, denen du die Thränen trokneſt, Freundin der Unglüklichen, deren Sehnen du stillest in süssen Träumen; Mutter der Müden, die du in deinen Armen zur Ruhe wiegest, und mit junger Kraft stärkest: auch du bist meinem Geiste eine Offenbarerin der Majestät und Macht, der unergründlichen Weisheit und namenlosen Barmherzigkeit Gottes!

Auch du bist meiner Betrachtungen, meiner Bemerkungen würdig, wenn dein ernster Zauber das ganze Weltall so weit es mein Auge kennt, verwandelt, wenn du mit dichtern Schatten zugleich den Schlummer auf die Augen der Lebenden senkst, und, wenn eine Sonne vom Himmel verschwindet, den Vorhang leise vom Firmament hinwegziehst, um uns tausend andre Sonnen in unendlichen Fernen zu zeigen, und mit den Stralen der Sterne Ahnungen der Ewigkeit zu geben.

Wo ist der Mensch, der ganz gelassen bleibt und unbewegt, wenn er einsam in die Stille der Mitternacht hinaustritt, und vor ihm sich eine ganz andre Erde, ein ganz andrer Himmel vor ihm auszubreiten scheint? — wenn das Schweigen des Grabes auf den Strassen und Plätzen ruht, wo noch vor wenigen Stunden das fröhliche Getümmel geschäftiger Menschen rauschte; wenn die Gärten, die Wälder, die Wohnungen der Sterblichen, alle Pracht der Natur, alle Werke der Kunst, in Finsterniß verschwunden sind,

oder im blassen, zweifelhaften Dämmerlicht des Sternenscheins und des Mondes Schimmern? Ein unwillkührlicher Schauer durchdringt die Seele. Der stille Ernst der nächtlichen Welt beherrscht unwiderstehlich zulezt das Gemüth, auch des Fröhlichen. Was ist alle Herrlichkeit der Erde, wenn ihr der Zauber des himmlischen Lichtes entzogen ist? Was ist alle Macht des furchtbarsten Sterblichen, wenn der Schlaf ihn in seinen Fesseln bewußtlos dahingestrekt hält? Was ist aller Reichthum des Reichen, wenn er gleich einem Todten neben seinen leblosen Kostbarkeiten ruht?

So stimmt uns die Nacht zu ernsten Empfindungen. Sie sammelt den zerstreuten Geist, und zwingt ihn mit unüberwindlicher Stärke, an sich und seine Bestimmung und den Werth der Dinge zu denken. Schon manchen Leichtsinnigen führte die Feierlichkeit einer Mitternacht zur stillen Ueberlegung zurük, schon manchen Zweifler zum Glauben an Gott, schon manchen spöttelnden Sünder zur Tugend.

Wie in jeder Jahreszeit, so in jeder Tageszeit offenbart sich uns die Gottheit auf eine andre Weise; anders in den Schönheiten eines lieblichen Morgens, anders in den Wohlthaten des Mittags, anders in der milden Stille eines Abends, anders in dem Schweigen und majestätischen Ernst der Nacht. Aber immer und aus allen wechselnden Erscheinungen scheint uns Gottes Stimme zuzurufen: Ich bin, gedenke meiner! O Sterblicher, hebe deinen Blik von allem Irdischen zuweilen empor zu dem, was erhaben ist! Vergiß nicht über das Gewand, welches du bewunderst, die Seele! Erinnere dich in der Schöpfung des Schöpfers, und in dem Staube, der seinen Werth und seine Gestalten ändert, des Bleibenden, des Ewigen! Ueberall und zu allen Stunden lehre uns, wie die heilige Schrift, so die heilige Natur: Du bist bestimmt, mehr als Thier zu sein; du sollst nicht blos mit dem Leib und für den Leib leben, sondern auch vorzüglich mit dem Geist und für den Geist!

So wie in jeder andern Tageszeit verkündet sich die

ewige Liebe der Gottheit auch in der Nacht durch besondre Arten der Wohlthätigkeit. Während die Sonne unsern Gesichtskreis verläßt, und den Tag über die andre Hälfte des Erdballs glänzen läßt, versinkt bei uns Alles in Einsamkeit und Schweigen, daß nichts unsre Ruhe störe. Dem Schlummer ist die Dunkelheit und die allgemeine Stille günstig. Nichts zerstreuet unsern Geist oder fesselt unsre Aufmerksamkeit. Wie wir von der Wiege des Säuglings, vom Bette des Kranken jedes zu starke Licht oder Geräusch entfernen: so nimmt Gottes ewig wache Vatersorge durch die weisesten Einrichtungen der Natur den Schlummer und die Ruhe eines halben Weltalls in freundlichen Schuz. Ein sanfter Schlaf stellt die verlornen Kräfte wieder her, und mit dem erquikten Körper empfängt der Geist wieder ein Werkzeug, zu allen guten Unternehmungen und Geschäften fähig.

Wenn die Natur uns zur Ruhe einladet, sollen wir ihren Winken folgen. Ungestraft verachtet kein Mensch die Geseze der göttlichen Welteinrichtung. Nichts zerstört leichter die Gesundheit, als die muthwillige Verwandelung der Nacht in Tag und die Beraubung des Schlafes in der Zeit die ihm von der Natur geweiht ist. Mit dem Verschwinden der Sonne verwandelt sich selbst der Zustand der Luft, die wir athmen, und alle lebende Geschöpfe empfinden in sich vorgegangene Veränderung, und an vielen Pflanzen sehen wir, wie sie beim Eintritt der Nacht ihre Blätter zusammenfalten, ihre Blumenkelche verschliessen; die Zweige der Bäume und Gesträuche, welche bei Tag gesunde Dünste ausgiessen und die Luft von schädlichen Dünsten säubern, hauchen jezt, von der Sonne verlassen, unreine Luft aus. Die Thiere verlieren ihre Munterkeit, und verbergen sich in ihre Höhlen, Nester und Lagerstätten. Das Blut der gesündesten Menschen wird wallender, ihre Nerven werden reizbarer, wie zum Fieber. Der Zustand der Kranken wird schlimmer und unruhiger, Mattigkeit und Gefühllosigkeit nehmen überhand.

Die Nachtwachen, oft wiederholt, sei es aus übermässigem Triebe zur Arbeit, sei es aus unordentlicher Begierde zu Lustbarkeiten, sind wahrhafte Lebensverkürzungen. Der Geist des Menschen wird stumpfer, indem sein Werkzeug, der Leib, untauglich gemacht und in seinen natürlichen Verrichtungen gehindert wird. Die frische Farbe der Gesundheit entflieht von den Wangen, und die Blässe des Gesichts, der trübe Blik des Auges verkündet deutlich genug, wer wider die Ordnungen Gottes in der Natur sündigte. Sündigte! Ja, die Zerstörung unsers Leibes, den Gott uns zu edelm Gebrauch verlieh, die Verkürzung unsers Lebens durch Ertödtung des Schlafs in den zur Erholung unsrer Kräfte geweihten Ruhestunden, ist Sünde gegen Gottes Gaben, Sünde gegen Gottes Anordnungen. Aber so thöricht ist der Mensch, daß er für eine Handvoll Stunden, in nächtlichen Schwermereien und Lustbarkeiten verschwelgt, mehrere Jahre zu wenig leben, und um des Vergnügens willen, viele Nächte in Tag verkehrt zu haben, früher oder später einen siechen Leib durch die Welt schleppen mag.

Der Weise ehrt die Wohlthaten Gottes, und Wohlthat ist uns jede Anordnung in der Natur. Willkommen ist ihm nach vollbrachtem nüzlichen Tagwerk ruhende Erquikung im Schlummer der Nacht. Er ist schonend in seinem Urtheil gegen die Verirrungen der Menschen, welche ohne Noth, aus Eitelkeit oder Sonderbarkeit, ihren rauschenden Vergnügungen ganze Nächte aufopfern. Aber höhere Achtung hat er noch für die Gesundheit, für das Kleinod des Lebens, ohne welches er zu allem Guten und Nüzlichen unfähig wird. Sind wir dem Schöpfer Rechenschaft schuldig über die Verwaltung und Anwendung der Güter, die er uns auf Erden verlieh: so ist die schwerste Verantwortlichkeit die, welche wir für das höchste der irdischen Glüksgüter, für Gesundheit und Leben, zu tragen haben.

Wie die Nacht uns selbst schon Alles entzieht, was unsre Ruhe hindern könnte; wie sie über Alles einen ver-

hüllenden Schleier wirft und Alles verstummen macht, daß nichts uns störe: so sollen auch wir von unserm Geiste Alles verbannen, was unsre Ruhe, unsern Schlummer beeinträchtigen könnte. Mit dem Kleide, welches wir von uns legen, sollen wir den drükenden Tagesverhältnissen, den quälenden Sorgen entsagen, ihnen gleichsam absterbend nur ganz und Gott gehören. Ein frohes Gewissen bettet uns sanft, und der Gedanke: Gott wacht! bewahrt uns vor jeder unnöthigen Angst über das, was in der Nacht uns und den Unsrigen begegnen könnte, während wir ohne Bewußtsein da liegen. Wir sind nun wieder in den Zustand der Schwachheit und Hilflosigkeit zurükgekehrt, worin wir uns in unserer frühesten Kindheit als Unmündige befanden. Wir sinken wieder in die Bewußtlosigkeit zurük, in der wir schliefen, ehe Gottes Hand uns zum Leben wekte. Auch damals, ehe unser Mund seinen Namen lallte, war er unser Gott, gedachte er unser, bereitete er uns Glük und Lebensfreuden vor. So ist er auch in unserer kurzen, todtenähnlichen Ruhe noch jezt unser Gott; so gedenkt er auch jezt noch unser, und bereitet uns neue Lebensfreuden, die wir nicht ahnen. Ja, bei dir, o Gott, ist kein Wechsel des Lichts und der Finsterniß; bei dir leuchtet die Nacht wie der Tag; deine Augen sahen mich, als ich noch unbereitet war, und waren alle Tage in dein Buch geschrieben, die noch werden sollten, und derselben keiner war. Psalm 139, 12. 16.

Darum ist die Furcht und Angst der Menschen unkristlich, mit welchen sie sich in Zeiten der Nacht oft selbst durch schrekende Einbildungen quälen. Wie? ist Gott weniger unser Gott, wenn die Welt in seinem Schatten ruht, als am Tage? Warum zittern vor den Wirkungen einer Hölle und des Teufels, die uns im Laufe des Tages nicht erschreken? Warum beben vor Erscheinungen von Gespenstern und Geistern, die eine Erfindung furchtsamer, unwissender Menschen und unserer eigenen Einbildungskraft sind? Warum zagen vor der Wiederkehr der Verstorbenen, deren Leichnam sich

jezt schon in der Erde verwandelt hat, deren Geist sich in andern Verbindungen und Verhältnissen befindet, wo ihr Beruf, den ihnen Gott gegeben, edler und grösser ist, als furchtsame Sterbliche ohne Nuzen zu erschreken?

Die thörichte Furcht vor Gespenstern und Todtenerscheinungen und andern Ungeheuern, die in Gottes Schöpfung nie vorhanden gewesen sind, ist eine Mißgeburt der jedem Menschen natürlichen, und eben deßwegen nüzlichen Schüchternheit, welche die Nacht einflößt. Der hilflose Zustand, in welchem wir uns nach dem Sonnenuntergang befinden, wo wegen der allgemeinen Dunkelheit unser Auge nicht mehr die gewohnten Dienste verrichten kann, wo wir bei ungewöhnlichem Geräusch nur die Ursachen desselben errathen können; wo unsre Einbildungskraft folglich immer thätiger und angestrengter wird, wo unsre Nerven ohnehin reizbarer werden, und die Ermattung des Leibes zu einer grössern oder schwächern Muthlosigkeit führt — eben dieser Zustand macht uns leicht geneigt, auch da eine Gefahr zu fürchten, wo keine ist. Die Furcht selbst aber ist die Gebärerin aller Unholden.

Es fehlt nicht an Menschen, welche, ungeachtet ihres hellen Verstandes, ungeachtet ihrer Ueberzeugung von der Nichtigkeit der sogenannten nächtlichen Erscheinungen, ungeachtet ihrer würdigen Vorstellungen von Gott, ungeachtet ihrer Religiosität, dennoch von abergläubischem Schreken ergriffen werden, sobald die Nacht eintritt. Dies sind die Wirkungen einer mangelhaften Erziehung und früher verderblicher Eindrüke, welche unvorsichtige Leute auf das zarte Gemüth der ersten Kindheit veranlassen. Nur durch anhaltendes, wiederholtes Kämpfen der Vernunft- und Religionsgründe gegen diese eingeprägte nächtliche Furcht, nur durch Zerstreuung der Einbildungskraft, sobald sie ihre fast zur Gewohnheit gewordene Richtung auf Schrekbilder nehmen will, kann dies Uebel vermindert und ganz vernichtet werden.

Nur Sehende haben Gespensterfurcht; Blindgeborne kennen sie nicht.

Daher begreifen wir die heilige Pflicht sorgsamer Aeltern, daß sie von ihren Kindern auf alle Weise die thörichten Vorstellungen von Erscheinungen nächtlicher Unholde entfernen; weder selbst durch schrekende Erzählungen die natürliche Schüchternheit der Jugend mit abergläubiger Angst vermehren, noch durch unwissende oder muthwillige Dienstboten und Hausgenossen vermehren lassen. Dieser Aberglaube, welcher die Quelle mancher bittern Lebensstunden ist, hat schon oft auf die Gesundheit der Menschen den zerstörendsten Einfluß gehabt, und immer ungerechte, niedrige Vorstellungen von der Grösse, Würde und Weisheit Gottes erzeugt.

In der That, seit Aeltern darauf dachten, ihren Kindern eine bessere Erziehung zu geben, seit die Erwachsenen durch einen würdigern Religionsunterricht, durch eigenes Nachdenken sich über manche Vorurtheile und abergläubige Vorstellungen erhoben haben, ist die Gespensterfurcht schon sehr vermindert worden, und mit dem Verschwinden der thörichten Furcht haben die Erscheinungen der nächtlichen Schrekbilder von selbst aufgehört.

Der Anblik des Mondes.

O wie vieles ist zu bewundern, was Gott erschaffen hat! Nur dem Sterblichen fehlt oft das Augenlicht, um es zu sehen; die rechte Erkenntniß, um es zu verstehen; die innige Begierde, es zu durchdringen und zu erforschen.

Wenn die Sehnsucht zum Umgang mit dem Göttlichen in uns ist: warum thun wir derselben kein Genüge? Warum wollen wir nicht wieder werden nach dem Ebenbilde des Höchsten, würdig unsers Ursprungs, würdig der ewigen Be=

stimmungen, die uns erwarten? — Offenbart sich der Allmächtiggrosse nicht täglich in allem Wechsel der Stunden und Jahreszeiten, der irdischen und himmlischen Ereignisse? Rollt nicht jegliche Nacht der Vorhang vom Allerheiligsten des Firmaments hinweg, wo dann im flammenden Gold zahlloser Herrlichkeit, und alle Hoffnungen des Ewigen geschrieben stehen?

Gern will ich mich mit den erhabenen Werken meines himmlischen Vaters beschäftigen — und wo erscheint er mir erhabener, als in den wunderbaren Zügen der himmlischen Weltkörper durch das uferlose All? Aber wie oft sah ich gedanken= und gefühllos zu ihnen empor? Ach, es geschah, weil ich mir nicht sogleich alles das Wichtige von denselben in meinem Geiste vergegenwärtigen konnte, was wir davon wissen. Wie oft ergözte mich der Sterne Funkeln und majestätisches Prangen, ohne daß der Gedanke in mir lebendig ward, daß dies Alles — daß Millionen Gestirne Millionen Welten sind, von fühlenden, denkenden Wesen bewohnt, wie diese Erde; Welten, grösser und nicht minder voller Wunder, als diese Erde, auf der ich wie eine geringe Milbe herumkrieche!

Nur der Mond, dieser einsame Gefährte unsrer Nächte, nur er ist der kleinste von allen Welten, welche wir mit blosen Augen auffallend bemerken. Er scheint uns grösser als die übrigen zu sein, weil er dem Erdball, welchen uns Gott zur Wohnung angewiesen, viel näher schwebt, als in andern. Seine Oberfläche ist vierzehnmal kleiner, als die Oberfläche des Erdballs. Aber wie entfernt bleibt er dennoch von uns in seiner Bahn, in der er die Erde umkreiset, daß er nicht grösser scheint!

Die Sternkundigen haben durch kunstvoll gearbeitete Fernröhre jene Welt näher betrachtet. Sie haben dort in den Streifen, Fleken und Schatten mit Erstaunen Berge, Thäler, grosse Vertiefungen entdekt — eine Welt entdekt, die zwar in vielen Dingen demjenigen sehr ähnlich ist, was

wir hier auf Erden haben; was aber auch in Vielem ganz anders ist, als es bei uns ist.

Die grossen dunkeln Fleken des Mondes scheinen wohl nur weitläufige Ebenen zu sein, welche das Licht der Sonne nicht so hell zurükwerfen, als die hellen Theile. Denn nur durch die Sonne empfängt der Mond seinen wiederscheinenden Glanz, gleich der Erde; und unsre Erde, wenn sie am Tage von der Sonne beleuchtet wird, muß den dort lebenden Wesen ebenfalls in ihren Nächten am Himmel gleich einem grossen, prachtvollen Monde erscheinen. So sorgt die ordnende Weisheit des Allgütigen von Welt zu Welt. So dient im Unendlichen seiner Schöpfung Eins dem Andern zum Nuzen und zur Schönheit. So wird eins seiner Werke dem andern zum Wunder, und offenbart er seine Grösse in Allem.

Ehemals hat man jene dunkeln Stellen für Meere gehalten, und sie auch also genannt. Allein nach sorgfältigen Beobachtungen hat sich ergeben, daß man in den Vertiefungen jenes Weltkörpers keine Flüssigkeit entdeken konnte, welche sie ausfüllt. Sondern je nach dem verschiedenen Stande der Sonne sah man die Schatten in denselben bis auf den innersten Grund fallen oder ganz verschwinden.

Man muß demnach glauben, daß im Monde nicht das Element des Wassers in grossen Meeren oder Flüssen rauscht, wie bei uns; daß die göttliche Hand dort ganz andre Ordnungen und Einrichtungen getroffen hat für die Wesen, welche da leben, als bei uns. Wer kennt das Maß der Allmacht? Wer kennt die Grenzen seiner unendlichen Weisheit?

Eben so deutlich erblikt man schon durch gemeine Fernröhre die Gebirge, als hell erleuchtete Erhabenheiten; sieht, wie sie am Rande der Mondscheibe hervorragen, wie sie im Innern ihre Schatten weit über die Ebene hinsinken. Oft umringen die Gebirge, wie ein Kranz, viele Meilen grosse Thäler, die so tief hinab gehen, daß unsre größten Erdgebirge, hineingesenkt, sie kaum ausfüllen würden; Thäler,

welche eine Tiefe von zehn= und mehr tausend Fuß haben! — Zu welchem Zwek diese von hohen Bergen ringförmig umschlossenen Vertiefungen? Welche Absicht für Wohlsein und Seligkeit dortiger Geschöpfe verknüpfte damit das gütigste aller Wesen, der Vater aller Welten? Wer ergründet den Unergründlichen?

Nicht genug, daß jene ausserordentlichen Tiefen mit grossen Bergen umzäumt sind, erhöhte die Macht des erhabenen Weltschöpfers diese Berge oft noch mit so hohen Spizen, daß kaum auf Erden höhere in allen Welttheilen gefunden werden. Und in diesen mit so furchtbaren Wällen umringten weitläufigen Thälern des Mondes, worin, um menschlicher Weise zu reden, ganze Völkerschaften mit ihren Städten und Dörfern beisammen wohnen könnten, stehen wieder kleinere Gebirge, deren Gipfel aus der Tiefe seltsam hervorragen!

Die Höhen der Gebirge im Mond sind genau nach ihren Schatten und Entfernungen gemessen und berechnet worden. Verschiedene derselben sezten durch ihre Erhabenheit in das tiefste Staunen. Das allerhöchste Gebirg auf Erden ist gegen zwanzigtausend Schuh hoch, senkrecht von der Spize bis zur Fläche des Meeres gerechnet. Aber über der Mondfläche ragen Gebirge hervor, die auch gegen fünfundzwanzigtausend Schuh hoch sind. Auf der Erde ist nur ein einziger Berg von der eben erwähnten Höhe zu finden? aber auf dem Monde hat man schon zwölf solcher Gebirge gezählt!

Wie wunderbar anders ist drüben die göttliche Haushaltung, als bei uns! Wie fremd Alles, was wir von jenen Weltkörpern vernehmen, besonders für diejenigen, welche bisher kaum an die Möglichkeit dachten, daß irgendwo andre Gestalten und Ordnungen sein können, als bei uns hienieden! Wie immer unbegreiflicher muß uns die unerschöpfliche Macht des Ewigen werden, je länger wir sie betrachten! Ach! wie wenig wissen wir von Gott, und wie gering ist selbst

die Vorstellung dessen von dem Allerhöchsten, der ihn am besten, oder doch besser als tausend Andere, zu erkennen glaubt!

Noch grösser aber muß unsre ehrfurchtsvolle Bewunderung werden, wenn wir erfahren, daß durch unermüdete Himmelsforscher erkannt worden, der Mond sei nicht von einem solchen Dunstkreise umgeben, wie unser Erdball; von keinem Dunstkreise, von welchem sich Wolken erzeugen können, oder Regen, Hagel und Schnee. Sondern die Luft daselbst ist ungleich dünner und feiner, als diejenige, welche wir einathmen. Wenn wir auf die höchsten Berge der Erde steigen, würde die Luft schon so dünn werden, daß wir ohne grosse Beschwerlichkeit nicht lange darin athmen könnten. Nun aber würde es einem Menschen unmöglich sein, drei oder vier Meilen hoch über die Erde, wenn er sich auch dahin erheben könnte, zu leben. Im Monde aber ist die gewöhnliche Luft so rein, wie sie zehn Meilen über unserm Haupte sein mag. Dies hat man theils aus den Morgen- und Abenddämmerungen im Monde, theils aus der Art, wie sich die Stralen des Sonnenlichts in jener Luft brechen, deutlich erkannt.

Niemals, so viel Jahre auch die Mondenwelt von den Himmelsbeobachtern aufmerksam und anhaltend berechnet worden ist, hat man dort Verdikungen des Luftkreises, oder Wolken erbliken können, welche doch ganze Gegenden zuweilen verhüllen müßten, wenn sie da stattfinden, wie bei uns. Der Luftkreis jenes Weltkörpers ist also nicht nur unendlich dünner und feiner, sondern auch von weit trokener Natur, als der Luftkreis, welcher den Erdboden umgiebt. Zu allen Zeiten findet man den Mond heiter und rein von wolkenähnlichen Verhüllungen.

Nur zuweilen hat man in einigen jener grossen, von Bergen umschlossenen Thäler gesehen, daß graue Fleken, wie Nebel oder Rauch, erschienen; und kleine Gegenstände verdekten, oder im veränderlichen Lichte zeigten. Da diese

kleinern Gegenstände gar gering und nicht viel grösser, als unsere Wohnungen sind; da jene nebelartigen Verfinsterungen sich nur von Zeit zu Zeit und nicht immer auf den gleichen Orten darstellen: so ist es allerdings sehr wahrscheinlich, daß diese Erscheinungen von irgend einem Gewerbe oder einer Beschäftigung derjenigen Wesen herrühren, welche Einwohner der Gegend sind. Denn auch viele andere Wahrnehmungen hat man mit Hilfe der vorzüglichsten Fernröhre gemacht, welche theils auf Sammelpläze, theils auf Arbeiten und Geschäfte vernünftiger Wesen schließen lassen, die auf dem Monde wohnen, leben und sich der Grösse und Gnade Gottes freuen wie wir auf Erden.

Doch hinweg mit diesen Vermuthungen! Nie werde ich die weisen Zweke der Gottheit in entfernten Weltkörpern errathen; nie, wie er die Wesen gebildet hat, oder beschäftigt, nährt und leitet, mit welchen er die grossen Welten über mir bevölkerte, die in nächtlicher Stille ihre Lichtstralen zu meinem Auge senden.

Aber doch sind mir die Erfahrungen und Entdekungen lehrreich, welche der menschliche Fleiß auf der Oberfläche von dem entfernten Weltkörper des Mondes gemacht hat. Ich werfe damit einen Blik in das wunderbare Gebäude des grossen Alls, in dem nur Er, der Unbegreifliche, der Unerforschliche, ein Gebieter, König und Vater ist. Ich staune seine Allmacht auch da an, wo sie in den weiten Fernen von hunderttausend Meilen wirksam handelt, und die Macht keines Sterblichen hinreicht. Ich erfahre, daß es bewohnbare Welten giebt, von welchen schon die uns allernächsten, der Mond, eine von dem Erdball ganz abweichende Einrichtung und Haushaltung hat; daß die dort lebenden, vernünftigen Wesen aus einem andern, leichtern Stoff gebildet sein müssen, als wir es sind; daß auch dort für die nüzliche Thätigkeit, für Anmuth und Schönheit gesorgt ward, und auf eine Weise, welche alle unsre Be=

griffe übersteigt; daß auch dort die Gottheit in ihrem Leben und Wirken mit Entzüken geahnet, gefühlt, gepriesen werden mag!

Der Komet.

So Manche von uns waren Zeugen eines der prachtvollsten Schauspiele am gestirnten Himmel. Ein fremder Stern glänzte mit wunderbarer Herrlichkeit über die Welt hin, und mit Erstaunen, Entzüken und Grauen sahen die Bewohner des Erdballs hinauf zu dem stralenden, nie gesehenen Lichte, welches auch aus unbekannten Fernen des endlosen Weltalls daher flog, und wieder dahin verschwand.

In stillen Abendstunden, wenn die wohlthätige Nacht Alles verschleierte und über uns die Herrlichkeit des Ewigen Sternenreiches schimmerte, erhob sich dann das Auge des Weisen mit Bewunderung und Ehrfurcht zum Anblik des fremden Gestirns, und er fragte leise: Aus welcher Gegend der unendlichen Schöpfung, o Komet, schwammst du durch alle Himmel nieder zu uns? O wie erhabenere Geister, als uns, mag auf Weltkörpern, die wir nie, auch nicht einmal als matte Sterne kennen, dein Licht begrüßt haben! Wohin eilst du nun wieder, grosses, das unermeßliche Weltall durchschiffendes Gestirn? Wenn dich denkende Wesen bewohnen, mit welchem Entzüken mögen sie die Offenbarungen Gottes auf der wunderbaren Reise durch die mit Flammen und Sternen besäeten Himmelsfluren anstaunen! O wie unendlich grösser erscheint und verkündet sich ihnen die Allmacht des Schöpfers!

So dachte der Weise, und seine Seele sank voller Andacht und Demuth nieder in den Staub, und betete die Majestät des Unendlichen, des Unbegreiflichen an: Wenn ich den Himmel ansehe, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du, o mein Gott, bereitet hast: was ist der Mensch, daß

du sein gedenkest, und das Menschenkind, daß du dich seiner annimmst?

Aber mit Trauern hörte man schon blödsinnige Urtheile und Besorgnisse wegen Erscheinung eines Kometen. Viele blikten hinauf, ohne mehr dabei zu empfinden, als ein dumpfes gedankenloses Staunen, wie sie bei jeder ungewohnten Erscheinung zu empfinden pflegen. Kaum mochte ihre träge Neugier erwekt werden, über die Natur und Einrichtung der himmlischen Ordnungen weiter nachzuforschen. Mit Leichtsinn oder stumpfer Gleichgültigkeit gingen sie vorüber, wie das Thier vor der prachtvollsten Blüthe des Feldes. Das ganze flammende Weltgestirn dort oben war nicht fähig, einen erhabenen Gedanken in ihrem Geiste zu entzünden, oder ihre Seelen näher zur Betrachtung und Verehrung Gottes zu ziehen. Umsonst entfaltete ihnen der Schöpfer eins der neuen Wunder seiner Schöpfung: sie gingen dahin; ihr Blik haftete lieber am Staub der Erde, an Kleinigkeiten ihrer Ergözungen. Sie waren es, von denen die heilige Schrift sagt: „Sie haben Augen und sehen nicht; sie haben Ohren und hören nicht.“

Dies ist der betrübende Beweis, wie wenig noch viele Menschen gewohnt sind, bei dem, was sie wahrnehmen, zu denken; wie gering ihnen auch das Wichtigste ist, wenn es nicht zur Pflege ihres Leibes, zum Kizel ihres Gaumens, zur Unterhaltung ihrer leidenschaftlichen Spielereien gehört. Was wollen sie von der Gottheit, da sie nicht darauf achten wollen, wenn sie zu ihnen spricht? Welche Offenbarungen fordern sie, wenn sie unbekümmert an der herrlichsten vorübergehen, und das Weltall, und die Unendlichkeit, und die Allmacht ihnen zur Nebensache wird bei ihrem Broderwerb für den Augenblik, bei ihren Spieltischen und Trinkgelagen, bei ihren Lustbarkeiten und Gastmählern? —

Nicht minder Zeuge von der Verwahrlosung und Unwissenheit der Menschen, selbst in Ländern, welche sich weiser Anstalten und Regenten rühmen wollen, ist die noch immer

bei den Kometenerscheinungen herrschende Furcht und Besorgniß. Zwar ist dieses Vorurtheil nicht mehr in solchem Masse herrschend unter den Völkern, wie vor hundert und mehr Jahren, aber dennoch, besonders unter den Landleuten, immer noch ausgebreitet genug. Der Aberglaube dieser Unwissenden ängstigt sich mit eben so schreklichen als thörichten Weissagungen. Er sieht in dem glanzreichen Gestirn, welches zur Verherrlichung des Schöpfers durch unsern Gesichtskreis schwebt, nicht die Güte und Grösse des Alliebenden, des Allwissenden, des Allweisen, zu dem uns Jesus, wie zu einem Vater beten lehrte, sondern eine Zornruthe der Unbarmherzigkeit, eine Drohung des Furchtbaren, eine Ankündigung entsezlicher Strafgerichte über Schuldige und Unschuldige.

Alle Sonnen des Himmels haben ihre feste, von Ewigkeit her durch den Wink der Allmacht wohlgeordnete Bahn. Um jeden der festen Sterne oder Sonnen am Firmament bewegen sich, wie der Mond um die Erde, andre ungeheure Welten, Planeten geheissen, die von ihren Sonnen Licht und Wärme empfangen. Ein solcher Wandelstern ist auch die Erdenwelt, auf der ich jezt für den kurzen Zeitraum einiger Jahre oder Jahrzehnde wohnen muß. Mein Geist ward mit der Asche dieses Wandelsterns bekleidet; aber einst fällt die Asche aufgelös't zu ihrem Ursprung zurük; der göttliche Funke, Seele, schwingt sich neuen Verbindungen, neuen Welten entgegen! Und um die Erde wälzt sich, von der Sonne angeleuchtet, ihre treue Gefährtin, die Mondenwelt; andre Monden rollen, unsern blosen Augen unsichtbar, doch durch Fernröhre kenntlich, um andre Sterne, die da Erden sind, wie der Weltball, auf dem wir athmen.

Welche Unendlichkeit von Macht und Herrlichkeit, welch eine Tiefe des Reichthums! Wie klein wird in solchem Unermeßlichen das Staubkorn, welches ich bewohne! Wie nichtig klein das Wenige, welches ich hienieden meinen Reichthum, meine Habe nenne!

Und wie alle Sonnen, Erden und Monde des göttlichen Weltalls, haben auch die Kometen ihre von Ewigkeit her angeordneten Bahnen. Aber ihr Lauf scheint sich durch fast endlose Räume und um mehrere Sonnen zu schwingen. Wohl reichte das menschliche Leben endlich hin, die Umlaufszeiten der Erden und Monden zu berechnen, welche ihre Beleuchtung von unsrer Sonne geniessen; allein die Umlaufszeiten der Kometen weiß noch Niemand mit Gewißheit, denn dazu sind tausendjährige Beobachtungen vonnöthen; auch ist ihre Zahl sehr groß, und man hat ihrer schon gegen hundert bemerkt und aufgezeichnet, die sich unsrer Erde nähern. Zuweilen prangten ihrer zwei zu gleicher Zeit am Firmament; zuweilen verfloß ein halbes Jahrhundert, da kaum einer gesehen wurde; zuweilen glänzten sie nur wenige Tage, zuweilen durch die Hälfte eines Jahres. Nur erst einen einzigen Kometen haben die Sternkundigen so anhaltend beobachtet, daß sie mit ziemlicher Gewißheit seine Wiederkunft anzeigen können. Er scheint seinen Umlauf durch die Himmel in einem Zeitraum von ungefähr sechsundsiebenzig Jahren zu machen.

Diese Irrsterne sind uns ihrer Natur nach sehr unbekannt, doch scheinen sie auch ihr Licht von andern Sonnen zu erborgen. Man sah im Jahr 1744 einen Kometen, der nur zur Hälfte erleuchtet ward, wie der Mond in seinen Vierteln; andre, die viel hellglänzender wurden, wenn sie aus der Nähe der Sonne zurükkamen, und sich wieder von ihr entfernten.

Auch in Rüksicht ihrer Grösse findet unter diesen Gestirnen eine eben so grosse Mannigfaltigkeit statt, wie in allen Werken des Schöpfers. Einige sind so klein, daß sie, obwohl sie unsrer Erde ziemlich nahe stehen, dennoch mit blosen Augen kaum, oft gar nicht gesehen werden können. Andre hingegen schimmern in der Pracht eines Mondes. Einige sind von einem glänzenden Dunst kreisförmig, wie von einem Wäldchen umschwebt; andre streken einen flam-

menden Schweif über die Hälfte des ganzen Himmelsgewölbes aus.

Woraus der wunderbare Lichtschweif der Kometen bestehen möge, ist uns unerforschlich. Aber dünner ist er, als die dünnste Erdenluft; denn er bleibt ungeachtet seiner ausserordentlichen Grösse so durchsichtig und klar, daß man entfernte Sterne darin hervorschimmern sah. Vielleicht ist er ein Theil jenes wunderbaren, im ganzen Weltall verbreitenden Lichtstoffes gebildet, der die Sonne wie ein glänzendes Gewölk umschwimmt, oder über den nie besuchten Aussenenden des Erdballs, Pole geheissen, zuweilen unter dem Namen Nordlicht funkelt.

Er ist aber nie eine Zornruthe Gottes — der Alliebende zürnet seinen Welten nicht, die er aus dem Nichts hervorrief zur Beseligung. Er zürnet seinen Welten nicht, denn im Allerheiligsten findet die Leidenschaft unedler, menschlicher Herzen nicht statt; und selbst wo die heilige Schrift eines göttlichen Zornes gedenket, gebraucht sie dies Bild nur für Völker, die noch in unwissender Kindheit lebten, und sich das erhabenste Wesen noch unter einem menschlichen Bilde vorzustellen gewohnt waren. Die höchste Liebe zürnt nicht — der Mensch ist's, der sich selber zürnt. Die allerhöchste Liebe rächet nicht: der Mensch ist's, der sich selber zürnt. Die allerhöchste Liebe rächet nicht: des Menschen Sünde ist's, die sich an ihm selbst rächet, damit er sie verachte und dem Vollkommenen nachstreben lerne. Die Leiden, welche wir uns durch Vergehungen und Thorheiten zuziehen, sind das Feuer, welches verwundet, aber auch von allem Unedeln läutert und reinigt.

Die Pflanzen.

„Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen! — Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlich-

keit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eins.“ So sprach der Erlöser lehrend zu seinen Jüngern, und machte sie auf die wundervolle Pracht der blühenden Natur aufmerksam; denn sie, verkündigt die göttliche Weisheit, Güte und Grösse besser als der beredteste Prediger. Auch der Gefühlloseste wird bei ihrem Anblik gerührt, und wird in der Wahrnehmung ihrer Reize voll Entzükens.

Und so will auch ich oft im vollem Masse die Herrlichkeit der wiedererwachenden Natur geniessen, und die Majestät des allgegenwärtig wirkenden Schöpfers in ihr bewundern. Wie belohnend ist die Beobachtung des kleinsten Gegenstandes in der Schöpfung; wie unschuldig und rein ist das Vergnügen, welches ich in Betrachtung der Naturschönheiten empfinde! Wie heiligend ist für meine Seele der Umgang mit den Werken meines Gottes! Es ist eine neue Kraft, welche mit dem beginnenden Frühling durch Erde und Himmel zu strömen scheint. —

Ein frisches Leben ragt sich durch die weite Schöpfung; die Fluren stralen von einem das Auge erfreuenden Grün, und tausend vielfarbige Blumen fangen an, ihren Schmuk zu entfalten, während die Bäume ihre Knospen schwellen lassen, oder schon mit Blumenkränzen prangen.

Wer möchte da gleichgültig bleiben! Wie begierig und froh eilt Alles an heitern Tagen hinaus in Feld und Garten, die wieder erscheinende Schönheit der Welt zu sehen! Aber wo soll ich meine Betrachtungen der göttlichen Macht anfangen, wo enden? Ich verliere mich in einem unendlichen Labirinth von Wundern; der schlechteste Grashalm, die kleinste Feldblume, welche mein Fuß niedertritt, ist ein Zeuge der allerhöchsten Weisheit, der allerhöchsten Macht.

Mondenlang unter Eis und Schnee schlief das erste Saamenkorn. Aber Gott hat ihm eine natürliche Wärme gegeben, daß es auch durch den stärksten Frost nicht das in ihm wohnende Leben verlieren konnte. Kein Mensch wußte vom Dasein dieses Saamenkörnleins, Niemand verpflegte

es. — Aber Gott, der es geschaffen, sorgte auch für die Erhaltung desselben. Er wußte die Stelle, wo es am nüzlichsten keimen, am besten Nahrung empfangen würde. Sturmwinde flogen darüber hin, sie entwurzelten feste Eichen und versenkten die Schiffe des Meeres in den Abgrund. Aber das unbemerkte Saamenkorn liessen sie ruhig an seiner Stelle schlafen, oder trugen es auf einen Plaz, wo es noch daran fehlte und wo es besser gedeihen konnte.

Jedes Saamenkorn, es sei auch noch so klein, ist merkwürdig durch seine Beschaffenheit. Es besteht aus einem weissen mehlartigen Kern, und aus einer Schale, die den Kern überzieht, um ihn zu schüzen. Ausser der groben, äussern, härtern Schale; die dem zarten Kern vor allen Verlezungen behüten muß, liegt zwischen ihr und dem Kern noch eine feine, dünne Haut, damit selbst die feste Schale den Kern nicht drüken möge. So hüllt eine liebende Mutter ihr zartes Kind in mehrere Tücher ein, um es zu schonen; und legt die feinsten Tücher gern zunächst um des Kindes Glieder. Welche Fürsorge des Schöpfers für das Allerkleinste in seiner Natur! Welchen Aufwand der nöthigen Erhaltungsmittel für den Keim der Mandel, einer Nuß oder eines Grases! —

Wie manche Aeltern haben für ihre eigene Kinder und deren Gesundheit nicht so viel Sorgfalt, als die Natur für das Leben des kleinsten, oft kaum dem Auge sichtbaren Saamenkorns der gemeinsten Pflanze!

Aber auch den Kern des Saamenkörnleins will ich näher betrachten. Ich entdeke darin zwischen den Kernstöken einen kleinen Punkt, der erhoben ist. Man nennt ihn das Herzchen. Aber es ist der wirkliche Keim der Pflanze; der erste Anfang zum Kornhalm, oder zum Eichbaum u. s. w. Selbst also auch die flüssigen Kernstüke sind eine neue Hülle; sie dienen dem jungen Keim als erste Nahrung, so lange er nicht hervor getrieben, noch keine Wurzeln und Blätter gebildet hat, um Nahrung aus Luft und Erde ein=

zusaugen. Sie sind dem jungen Pflanzenkinde gleichsam die erste Muttermilch, durch welche es erhalten wird, bis es fähig ist, stärkere Kost zu geniessen. — Wie mannigfaltig wunderbar und weise ist solch ein Saamenkorn eingerichtet! Wie groß ist die Sorgfalt des Herrn aller Welten, des Majestätischen, vor dem die Sterne beben, um Erhaltung und Pflege des kleinsten Keimes!

Wenn nun im Frühjahr die Stralen der Sonne den aufgethauten Erdboden durchwärmen, regt sich der wohlverwahrte Keim, und schwillt von der Nahrung, daß die ihn umgebende Schale zerplazt und er hervordringen kann.

Warum erwachte die Kraft nicht früher, bis der volle Frühling das Gedeihen sichert? — Wahrlich, hier ist das Walten Gottes! —

Der scharfsinnigste Künstler auf Erden und der gewaltigste der Fürsten, dessen Winken Millionen Menschen gehorchen: könnten sie ein einziges Saamenkorn erbauen? Wie groß ist Gottes Allmacht selbst im Kleinsten! Nur die Reiche aller seiner Wunder mit flüchtigen Augen in der weiten Schöpfung auf Erden zu erkennen, wäre ein einziges Lebensalter des Menschen nicht hinlänglich. —

Und wie dies einzelne Saamenkorn, so sind Millionen neben Millionen auf der weiten Oberfläche des Erdballs ausgestreut, daß sie nicht zu zählen wären. Keins gleicht dem andern; alle sind von einander unterschieden an Grösse, Schwere, Gestalt, Farbe. Einige haben Flügel, wie die Saamen der Tannenbäume, damit der Wind sie auf entlegene, kahle Oerter führen könne, wo noch des Lebens zu wenig blüht. Andre fallen täglich vom Baum unter dessen Aesten nieder, weil sie eine warme Winterdeke von dessen im Herbst abwelkendem Laube empfangen, um nicht zu erfrieren. Jede einzelne Pflanze bringt wieder des Saamens jährlich in ungeheurer Menge, ein einziger Eichbaum oft so viel, daß daraus ein weitläufiger Wald erwachsen könnte, wenn jede Eichel gediehe. Aber der Schöpfer ist voll Gü-

te, mit diesem Uebermaß von Früchten Menschen und Thiere zu ernähren; er streut damit den Vögeln und Würmern ihr reichliches Futter hin. Er versorgt sie Alle, seine Erschaffenen, keins darf leer ausgehen. Nur der allergeringste Theil des jährlich reifenden Saamens ist genug, den ganzen Erdboden mit Pflanzen zu übergrünen. Herr! wie sind Deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll Deiner Güter! Ps. 104, 24.

Ist der Bau eines geringscheinenden Samenkörnleins schon hinreichend, unsre Verwunderung zu erregen: so ist es noch mehr das Leben des Keimens. — Was ist dies Leben? Es ist etwas Seelenartiges in dem kleinen Keime, denn er dringt, wie gerufen und zur rechten Stunde, aus der Milch des Kernes hervor, und senkt seine Spize in den Erdboden, um Nahrung zu finden.

Er treibt aus dieser Spize kleine Fasern hervor, die zu Wurzeln werden. Woher weiß der Keim, daß er Nahrung im Boden findet? Woher weiß er, wo der Erdboden sei, den er doch nicht sieht? Und doch, wenn die Spize des Keims, die zur Wurzel bestimmt ist, aufwärts über der Erde steht, krümmt sie sich so lange abwärts, bis sie Erde gefunden, während die andre Keimspize, die zu Stengel und Blätter werden soll, sich jedesmal von der Erde wegwendet und himmelwärts steigt, um Luft und Licht zu suchen. — Ist hier nicht eine verborgene wunderbare Kraft, die eben so unerklärlich ist, als diejenige, welche die Sternenwelten schwebend durch luftleere Räume in ewig gleichen Bahnen führt? Aendert immerhin die Lage des keimenden Saamens, so oft ihr wollet, daß die Spize, welche die Erde sucht, Luft, oder die, welche Luft sucht, Erde finde: er wird sich nicht täuschen lassen; er wird nicht müde werden, eben so oft seine Keimspizen in ihrer Wendung zu ändern.

So führt mich schon der Keim des unbedeutendsten Krautes und Grases an die Grenzen meiner Erkenntniß. Es

ist für den einsichtvollsten Sterblichen ein unauflösliches Räthsel, was das ist, das in diesem Keim denselben lenkt. Es läßt sich das unbekannte Etwas nicht begreifen, welches die wunderbare Eigenschaft hat, unter der Erde seine Arme auszustreken, als Wurzel, um Nahrung zu suchen. Und selbst die Wurzeln, wie unendlich anders sind sie bei allen verschiedenen Pflanzen gebaut! Hier sind neue Räthsel zu lösen! Einige bohren mit festem Pfahl in gerader Richtung abwärts, um dem künftigen hohen und buschreichen Stamm des Baumes eine sichere Haltung gegen die Gewalt der Stürme zu verschaffen. Andre breiten sich nur in vielen Verästungen unter der Oberfläche des Bodens aus, so daß sie auch auf nicht gar tiefen Grund stehen können. Einige sind hohl, röhrenartig; andre schuppig, haarig; einige sind holzig, andre fleischig, um Menschen und Thieren zur Nahrung zu dienen, als Rüben, oder Zwiebeln, als Kartoffeln u. s. w.

Wer aber könnte die Mannigfaltigkeiten alle zählen, die in der unterirdischen Haushaltung der Wurzeln statt finden? Und wie wenige Menschen denken nur daran, daß eine solche vorhanden ist; daß Gott unter der Erde die erstaunungswürdigsten Wunder vollendet, die kein Sterblicher beobachtet, um neue Wunder über der Erde erscheinen zu lassen?

So wie jedes Thier, seiner Nahrung nach, seine besondere Art Futter verlangt und aufsucht: so sucht auch jede eigene Pflanzenart diejenige Nahrung im Boden auf, welche ihr am angemessensten ist. Denn es liegt im Schoose der Muttererde mancherlei Kraft und Nahrung verborgen. Der weiseste Mensch kann sie nicht von einander unterscheiden; aber die blinde Pflanze fühlt und entdekt sie mit ihren saugenden Wurzelspizen, und verspottet die Einsicht der Sterblichen. Daher, verschieden wie das Erdreich, versammeln sich auf demselben die Gewächse. Andre Pflanzen blühen und grünen längs den Ufern der Bäche; andre auf

den dürren Felsen. Die Brunngresse liebet das reine kalte Wasser der Quelle; im Schlamme würde sie sterben. Aber das Steinbrechkraut nimmt mit wenig Erde in der Felsenwand vorlieb.

Daher ist in allen Welttheilen, unter allen Himmelsstrichen das Reich der Pflanzen verschieden; jedes Land hat diejenigen Gewächse, welche seiner Natur am nüzlichsten sind. In den Sandwüsten der heissen Weltgegenden grünt die Palme mit ihrer erquikenden Frucht; in den kalten Ländern breiten sich die Tannen in unermeßlichen Wäldern aus, um den Menschen Holz zur Erwärmung zu liefern. Aber diejenigen Gras- und Getreidearten, welche gerade den Menschen am nöthigsten sind, gewöhnen sich auch am leichtesten an jeden Himmelsstrich und jeden Boden. Daher finden wir sie in allen Welttheilen wieder. Also ordnete die Weisheit Gottes den grossen Haushalt der Natur, daß an keinem Orte das für jede Gegend Nöthige mangle. Sie gab zwar verschiedenen Ländern ihre verschiedenen und eigenthümlichen Schäze, auf daß die Besizer derselben sie unter einander austauschen, und dadurch näher mit einander verbunden werden möchten, aber was allen unentbehrlich war, das theilte sie liebreich allen mit.

Je tiefere Blike ich in die Ordnungen der Schöpfung werfe, je anbetungswürdiger erscheint mir des Schöpfers erhabene Sorgfalt. Wie unzählige Vorbereitungen sind nöthig zum Keimen eines schwachen Saamenkorns, wie vielerlei Mittel zur Erhaltung und Nahrung; und doch fügt sich Alles so einfach, so leicht zusammen, daß der Sterbliche es kaum bemerkt und achtet!

Und wie die Wurzeln erstarken, so wächst die zarte Pflanze mächtiger empor, und wird nun, was ihre vom Schöpfer verordnete Bestimmung ist. Sie wird zum Schwamm, der über Nacht im Schatten der Bäume aufschießt; zum Moose am Fels und Stein; zur Flechte, die alternde Stämme umspinnet, oder haarig von deren Zweigen niederwebt;

zum Kraut und Grase, welches die Thäler und Hügel und Ebenen schmükt; zur immergrünen Palme, welche ihre kostbare Frucht im Gipfel trägt, und mit einem einzigen ihrer Blätter das Dach einer Hütte des wilden Indianers dekt; zur Staude, deren Wurzeln viele Jahre leben, und jährlich frisches Kraut hervortreiben; zum niedern Strauch, dessen holzige, zahlreiche Stengel aus gemeinsamem Wurzelstok treiben, zwar nie die Höhe eines Baumes, aber doch oft dessen Lebensalter erreichen; zum hochstämmigen Baum endlich, der zwar nur einen einzelnen Stamm aus seiner Wurzel emporsteigen läßt, aber oft mit seinem Schatten ganze Thäler füllt, und mit seinem Alter durch viele Jahrhunderte geht. So dauert die Eiche über ein halbes Jahrtausend; im Schatten ihrer Zweige erfreuen sich mehr den zwölf auf einander folgende Menschengeschlechter.

Namenlos und verschieden, wie in Rüksicht des Alters, welches sie erreichen, sind die Pflanzen in Betracht ihrer Gestalt. Wer wäre vermögend, nur die mannigfaltig abwechselnden Formen ihrer Blätter, oder die anmuthigen, sinnreichen Bildungen ihrer Blumen zu zählen? Welcher Künstler verstände die Farbenmischung trefflich genug, daß er die reizenden, einfachen Abstufungen des Grüns nachzubilden im Stande wäre, mit welchem die ganze Pflanzenwelt gekleidet ist? Wer bildet aus Seiden und Edelsteinen den Glanz, die Zartheit und Frische jener bezaubernden Farben und Verschilderungen derselben nach, die unser Auge im bunten Kreise der Blumen entzüken? Ach, und wie viel Tausend dieser Blumen blühen mit unaussprechlicher Schönheit, die unser Auge nur deswegen nicht achtet, weil sie ihm beinahe zu klein sind! Aber auch die kleinste Blume des Feldes, welche wir gleichsam nur von ungefähr entdeken und aufheben, ist kein geringeres Wunder, als die lieblichsten der halbentfalteten Rosen. Prachtvoll und majestätisch ist die Gottheit im Verborgenen ihrer Schöpfungen, wie in ihren offen und laut sich verkündenden Werken. —

Für wen blüht die Blume der Einöde? Für wen prangt sie in hoher Regelmässigkeit ihrer Theile, in der zarten Annehmlichkeit ihrer Gestaltung, in der Klarheit und Feinheit ihres Farbenschmelzes? — Kein Auge sieht sie, kein Wanderer pflükt sie. Aber sie blüht und prangt, des Schöpfers Majestät auch in der stummen Einöde zu verherrlichen. Aber sie blüht und prangt, weil auch sie ihren Zwek im grossen unendlichen Gebiet der Schöpfung hat. Nicht Alles ist auf Erden für den Sterblichen vorhanden. Jedes ist auch um sein selbst willen und jedes wieder zur Erhaltung des Ganzen da, und das endlose Ganze hängt wieder genau mit dem Einzelnen und Kleinsten zusammen.

Und soll ich vom Athem der Blumen schweigen, welcher die Lüfte des Frühlings und Sommers mit balsamischen Gerüchen füllt? Diese merkwürdigen Ausathmungen der Pflanzen gehören nicht weniger zu den Wundern Gottes, die zu unserer Seele reden. Denn was ist das, was unsre Nerven auf eine so wollüstige Weise reizt? — Woher haben die Blüthen diesen Duft empfangen, den keine menschliche Zunge bezeichnen kann? Woher ihn die blendende Rose, das heimliche Veilchen, die edle Nelke? Zerstört sie nur, und ihr findet nichts als Fasern, Wasser und wenige ölige Theile. Was war ihre Nahrung, aus der sie die balsamischen Gerüche bereitet, die ihnen der sinnvollste Scheidekünstler nicht nachbildet? — Wasser- und Lufttheilchen. Doch wie die Biene aus dem Staube der Blüthen zähes Wachs und die Süssigkeit des Honigs zu verfertigen weiß, so die Blumen aus Wasser- und Lufttheilchen den Duft, welcher uns berauscht, und den wir vergebens mit aller Kunst im Wasser und in der Luft suchen.

O Schöpfer, wie groß, wie unbegreiflich wirst Du mir selbst in dem kleinsten Deiner Werke! — Ich mag umherschauen, wohin ich will, überall predigt mir Alles deine unerschöpfliche Weisheit, Deine unergründliche Huld. Wie mag der Mensch Dein je vergessen, der Du seiner nie ver-

gissest? Wie mag der Mensch Dich vermissen, Dich suchen, o Du Allgegenwärtiger, dessen Wesen und Hoheit uns aus dem Kleinsten und Größten spricht, was uns umgiebt.

Ich begegne Dir mit ehrfurchtvollem Schauern in der grünen Nacht der Wälder, deren Wipfel feierlich über mir ertönen, mit Gesang. Ich begegne Dir unter den wankenden, bunten Blumenheeren des Feldes, deren süsser Duft zum Himmel empor wallt, wie Opferduft! — Ueberall bist Du, und überall Gott, mein Gott! — Die Kornähre, der Grashalm, das niedre Moos sprechen: wir kommen von Gott! die ganze Natur ist ein Tempel, in welchem ich Dich anbeten soll, — und jeder Theil, auch der geringste, an diesem Heiligthum, predigt Dich!

Vater, Aller Vater, der Du bist wunderbar und mächtig auf Erden, wie in den Himmeln, heilig sei mir Dein Name!

Die Pflanzen gleichen in vielen Dingen den Thieren. Jene Saftschläuche, Gefässe, Fasern, Schraubengänge und Luftröhren sind wie ihre Eingeweide zu betrachten. Aber die Aehnlichkeit vermehrt sich, indem ich bemerke, daß die Pflanzen auch aus- und einathmen. Dies geschieht vermittelst der Blätter, auf deren Ober- und Unterflächen viele kleine Oeffnungen sind, durch welche theils Ausdünstungen fortgehen, theils Luft eingezogen wird.

Die Haare, womit die Blätter ganz fein bedekt sind, halten, wie der Wald den Nebel, auch den dünsten Thau und Regen auf, und sind vermuthlich, wie die menschlichen Haare, sehr zarte Röhren, welche die nöthigen Nahrungsstoffe aus der Luft einsaugen, und dann durch die Blätter dem Stamm mittheilen.

Wie bei den Thieren, findet bei den Pflanzen auch Begattung statt, ohne welche keine natürliche Selbstvermehrung geschieht.

Wir erbliken im Innern der Blumen bald Fäden, die aufrecht stehen, und an ihren Spizen gelbliche oder röth-

liche Staubbeutel tragen; bald andre Fäden, die keinen Staub geben, sondern an ihrer Spize eine klebrige Feuchtigkeit haben; bald beiderlei in gleicher Blume beisammen. Jene werden mit Recht männliche, diese weibliche Blüthen genannt, oder wo sich beide in gleicher Blume befinden, vermischte. Zur Zeit der vollsten Blüthe geht die Befruchtung dadurch vor sich, daß die Staubkapseln der männlichen Blüthen ihren zarten Staub durch die Luft fliegen lassen; er bleibt an den klebrigen Fäden hängen, und befruchtet die Blume. Dann fallen die männlichen Blüthen ab, die man gewöhnlich taube Blüthen nennt, weil sie selbst keine Frucht haben. Aber würde man sie alle, wie die Käzchen an den Nußbäumen, oder die Blumen an den Gurken, vor ihrem Aufblühen abschneiden: so würden die Fruchtblüthen nichts tragen können.

Die Frucht, welche eigentlich den Saamen jeder Pflanze zur Fortsezung ihrer Art enthält, ist der edelste Theil derselben. Zu ihr tragen alle Theile vom Innern der Pflanze bei, sie zu vollenden. Die Rinde des Stammes liefert die äussere umgebende Hülle; das unter der Stammrinde befindliche grünliche oder gelbliche Zellgewebe erweitert sich durch zuströmende, eigenthümliche Säfte und wird zum fleischigen Theil der Frucht; das Mark des Stammes giebt vermuthlich den ersten Grundstoff zu dem im Mittelpunkte liegenden Saamenkorn.

Bei manchen Blumen erkennt man in der Befruchtungszeit die Begattung sehr deutlich. Die kleinen Staubfäden legen sich gleichzeitig an den klebrigen, aus der künftigen Frucht aufsteigenden Faden; oder sie krümmen sich einer nach dem andern zu demselben nieder, und richten sich so wieder auf; oder sie bewegen sich links und rechts, den Staub abzuschütteln.

Viele in der Tiefe des Wassers wachsende Pflanzen stellen ihre Blüthen, während der Befruchtungszeit, über den Wasserspiegel, und ziehen sich nach vollbrachtem Ge-

schäft wieder zurük. Von jener Seepflanze, Wallisanna genannt, die im tiefen Grunde des Weltmeers wächst, ist bekannt, daß sie ihre männliche Blüthe vor dem vollen Aufblühen vom Stamme losreißt und auf der Oberfläche der Wellen herumschwimmt, wo sie sich erst ganz entfaltet. Dann steigt die weibliche Blüthe an einem schraubenartiggewundenen Faden hängend, gleichfalls empor, und sinkt nach geschehener Befruchtung wieder auf den Boden des Meeres zurük.

Nehmen wir auch nicht schon bei geringerer Aufmerksamkeit wahr, wie viele Gewächse, gleich den Thieren, bei anbrechender Nacht zu schlafen scheinen? Sie verschliessen ihre Blumenkelche; sie legen ihre Blätter zusammen; sie erwachen nicht, bis die Sonne wieder hervorsteigt. Aber wie unter den Thieren viele des Tages ruhen, und erst in der Nacht herumschwärmen, so sind auch andre Pflanzen am Tage unthätig; sie wachen erst mit den Sternen auf, und streuen ihren Wohlgeruch in der stillen Dämmerung aus.

Manche läßt sich eine sehr zarte, fast thierische Empfindung nicht abläugnen. Die schamhafte Mimose zieht schüchtern ihre Blätter zurük, wenn man sie antastet; sie läßt ihre Blätter traurig niederhängen, wenn man sie schlägt oder stark erschüttert. An den meisten Gewächsen aber bemerkt man, besonders im Gedränge der Bäume eines Waldes, den geheimen Zug, Theil zu haben am Sonnenlicht! Wie traurig und kränkelnd stehen die Unterdrükten da, während freudig die über ihnen rauschen, deren Wipfel vom Glanz des Himmelsgestirns trinken! Wie breiten die in Zimmern und Gewächshäusern gehaltenen Pflanzen ihre Zweige, ihre Blätter nach den Fenstern hin! Es ist mehrmals bemerkt worden, wie die zur Winterzeit in Kellern aufbewahrten Wurzelgewächse im Frühling weite Ausläufer treiben, um Licht zu finden. So trieb eine Kartoffel, die im Winter liegen geblieben war, ihren Ausläufer erst zwanzig Schuh weit auf dem Boden hin gegen die Thür, dann

rankte sie an der Wand in die Höhe, und in gerader Richtung zum Lichtloch des Gewölbes.

Wer kann bei solchen seltsamen Aeusserungen des Pflanzensinnes gleichgiltiger Zuschauer bleiben?

Wer wird nicht von Rührung und Erstaunen ergriffen, wenn er gewahr wird, daß in der stillen Welt dieser Geschöpfe mehr Leben, Absicht und gleichsam willkührliche Thätigkeit ist, als man vermuthete? Warum gehen wir, gleich Blinden, unbekümmert durch die Menge dieser herrlichen Wesen dahin, ohne der allmächtigen, liebevollen Meisterhand des Schöpfers eingedenk zu sein, der sie beseelte; der ihnen eine gewisse Empfindung, man möchte sagen, gleichseitige Liebe einhauchte.

Denn wie unter den meisten Thieren herrscht sichtbar auch unter den Pflanzen eine Art Geselligkeit. Sie wohnen, wo sie frei für sich leben, ganz familienweise beisammen. Da scheinen sie dann kräftiger zu gedeihen, als wenn man sie vereinzelt; ihr Wuchs ist, besonders an Bäumen, schlanker, ihre Oberfläche glänzender. Hingegen einzeln und frei stehende Pflanzen sind zusammengedrängter, struppichter, rauher, auf Berghöhen behaarter.

Lobe den Herrn, meine Seele, und Alles, was in mir ist, seinen heiligen Namen; denn wer ist mächtiger, als er, der die ewigen Vesten der Erde und des Himmels gegründet, und ungeheure Welten, wie schwebenden Sonnenstaub hält? Wer ist unergründlicher an Güte und Barmherzigkeit, als er, der die Seligkeit des kleinsten Wurms und der Halleluja bringenden Geister des Himmels bereitet?

Lobe den Herrn, meine Seele! Die Zeiten verwandeln sich, und die Völker und Reiche; es ändert die Erde ihre Bahn und Gestalt, und die unzähligen Gestirne entstehen und verschwinden. Nur er ist ewig und immerdar, und ist ewig groß und immerdar, und seine Barmherzigkeit kennt keinen Wechsel, seine Liebe keinen Wandel.

Lobe den Herrn, meine Seele! Der die Blüthen des

Frühlings auf dich streute, da du voll kindlicher Unschuld im Arm deiner Mutter lächeltest, umringt dich heute mit seinen Wundern, daß du im Entzüken ihn anbetest.

Ihr Quellen, von blühenden Gesträuchen umschattet; ihr Wasserbäche unter den hangenden Weiden, die ihr über den Felsen hinabrauschet; ihr Ströme, deren mächtige Wellen Schiffe mit goldenem Reichthum des Landes tragen: rauschet lauter, es ist dem Schöpfer, daß ihr rauschet!

Rauschet lauter, ihr Wälder an den ergrünenden Hügeln und Bergen, rauschet lauter mit den jungbelaubten Zweigen; und ihr Gesträuche, schwerbelastet vom Blumensilber des Frühlings, ertönet vom Gesange der Vögel.

Fröhlich hallt das Thal wieder von den Stimmen der Heerden, die in den blühenden Triften, wie in allen Farben des Regenbogens, weiden; in der Wüste brüllt freudig der Löwe.

Alle Kreaturen erheben die Stimmen ihres Vergnügens, den Schöpfer zu preisen im Schoose der verjüngten Natur. Selbst der kalte Felsen, neu mit Kränzen von wankenden Zweigen geschmükt, wird beredt, und sein Wiederhall verdoppelt den Psalm der Lebendigen.

Lobe den Herrn, meine Seele, und Alles, was Odem hat, preise seinen herrlichen Namen! — Fallet anbetend auf eure Knie, Nationen des Erdkreises, und preiset eures Schöpfers unerschöpfliche Huld. Das Todte und das Lebende, das Thier und der Mensch und die Geister schöner Welten — die ganze Unermeßlichkeit des Vorhandenen, alle Sterne, alle Sonnen rufen: Heilig, heilig ist Gott, unser Gott, dessen Liebe ohne Ende ist! Denn wer mag die Werke Gottes sehen ohne Rührung, wer die Herrlichkeit der Schöpfung ohne Entzüken! Die Welt im Frühling ist wie ein Vorhimmel, ein Stral auf Erden, eine Ahnung des künftigen Bessern, die gleich einem flüchtigen Traum durch unsre Seele dringt.

Wo ist der bange Zweifler, der mit seiner Vernunft hadert, und im Streit mit widerspenstigen Gefühlen Gott

verläugnen möchte? — Er trete hinaus in die feierlich geschmükte Natur, die, wie eine ewige Braut, von ihrer Schönheit verklärt, ihm Gott zeigt. Er trete hinaus, und ein lebendiger, balsamischer Athem von Millionen weht ihm entgegen, und spricht: Hier ist nichts Todtes, Alles ist Leben, und das Leben ist Gott!

Tritt hinaus, Unglüklicher, und frage die Welt voll blühender Pflanzen, die in wunderbar mannigfaltiger Pracht deinen Schritt umringen: wo ist Gott? Stumm erheben sie ihre glänzenden Blumenkelche zum Himmel, und ein lieblicher Duft steigt aus ihnen, wie von Altären, empor zu den Sternen: dort ist Gott! Und die Sterne funkeln herrlicher am Himmel, ihre Stralen deuten zur Erde nieder, und verkünden: auch dort ist Gott! – Ueberall ist er, denn Alles lebet und webet ihm, dem Allmächtigen.

Vierte Abtheilung.

Pestalozzi's Vaterlehren in sittiger Wortdeutung.

Achten, sich selbst achten, die Selbstachtung.

Mädchen! das erste Wort, das ich aus dem ganzen Sprachschaze herausheben, dessen Sinn ich euch deuten und ans Herz legen möchte, ist: Selbstachtung.

Um ihretwillen errôthet ihr, wenn ihr fehlet; um ihretwillen ehret ihr die Tugend; um ihretwillen betet ihr zu Gott und glaubet ein ewiges Leben; um ihretwillen überwindet ihr die Sünde; um ihretwillen ehret ihr Alter und Weisheit; um ihretwillen wendet ihr euer Auge nie von der Armuth und euer Herz nie von dem Elend; um ihretwillen verachtet ihr Irrthum und Lügen, liebet die Wahrheit. Mädchen! um ihretwillen wird der Furchtsame ein Held, der Träge geschikt, der Unbekannte verehrt, der Niedrige erhöht, der Verlassene errettet. Um ihretwillen, Mädchen! wird das schwache Alter gesegnet und die abnehmende Kraft erquikt. Mädchen! um ihretwillen wird das menschliche Leben zum Leben, und das Todbett zur lezten, menschlich froh und ruhig gelebten Stunde zur blühenden Wiege eines neuen Lebens. Mädchen! ich habe für euch dieses einzige Wort, alle andern sind nur Zugabe zu diesem einzigen.

Aendere, die Aenderung.

Aendere, Mädchen! ändere Alles, was du schaffest und wirkest, bis du es vollendet hast, bis es dir vollkommen recht ist; dich selbst aber ändere nicht wie ein Wetterhahn; um jedes Windes willen, sondern ändere dich, um besser und edler zu werden, und was du thust, immer besser und vollkommener zu machen, dann wird dich ewig keine Aenderung gereuen.

Aeussern, sich äussern, die Aeusserung.

Du zürnest, daß du dich nicht immer äussern darfst, wie du willst. Zürne nicht, daß du zu Zeiten auch wider deinen Willen gezwungen wirst, weise zu sein.

Aeussern, veräussern, veräusserlich, unveräusserlich.

Was veräussert (kauf= oder tauschweise andern überlassen) werden darf, ist veräusserlich; was diese Eigenschaft nicht hat, unveräusserlich. Veräusserlich sind im Allgemeinen diejenigen Güter, für welche ein Mensch dem andern nach freier Uebereinkunft einen Ersaz geben kann; unveräusserlich diejenigen für welche kein Ersaz möglich ist. Welchen Ersaz nun könnte ein Mensch dem andern für sein Leben, seine Freiheit, seine Ehre, seine Unschuld, den Frieden seiner Seele, bieten? Einzelne Menschen und ganze Völker können Güter dieser Art verlieren, ihrer beraubt werden, aber nie sie veräussern. Jungfrau, diese Güter sind durch die allwaltende Liebe des himmlischen Vaters auch in deinem Besize. Achte sie in dir und in deinem Mitmenschen als ein Heiligthum! Geniesse ihrer, aber wisse, daß du dem Richter in dir und über dir von der Bewahrung und Verwendung eines jeden derselben Rechenschaft zu geben hast!

Baden, das Baden.

Durch das Baden können die Unreinigkeiten des Leibes abgewaschen werden, aber gegen die Unreinigkeiten der Seele

hilft weder gemeines noch geweihtes Wasser, sondern allein Sinnesänderung in Glauben und Liebe.

Bändigen, das Bändigen, der Bändiger.

Hat der Mensch, der Bändiger wilder Thiere, nichts in sich selbst, das des Bändigens ebenfalls bedürfte? Sind nicht seine Neigungen, Lüste und Begierden oft eben so unbändig, als jene? Wer weiß es nicht, daß Zorn, Haß und Rache ihn nicht nur den wilden, sondern sogar den reissenden Thieren ähnlich machen? Jungfrau, in deinem Alter, ist der gefährliche Zeitpunkt des Erwachens aller Leidenschaften; bändige sie frühe, und erkämpfe dir so mit Gottes Hilfe die schönste Lebenswürde — die Herrschaft über dich selbst!

Bannen, verbannen, die Verbannung.

Nicht selten verbannt ein Grosser den Mann, der ihm den Weg zu seiner Grösse gebahnt hat, aus seinen Augen. Ein solcher erfährt dann auf eine traurige Weise die Wahrheit des Sprichworts: „Undank ist der Welt-Lohn.“ Eine Art der Verbannung steht jedem Menschen — sie steht auch euch zu, nämlich die Verbannung böser Gedanken, nur einer Lüste unzeitiger Furcht u. s. w. Entfernt sie von euch, diese Feinde euers Heils, und wachet über euch selbst, um ihnen jeden Eintritt in euer Gemüth und jeden Aufenthalt in demselben auf immer abzuwehren.

Bauen, der Bau.

Jeder Bau bedarf vor allem aus eines ihm angemessenen Grundes. Sein Haus auf Sand bauen ist thöricht; nicht weniger thöricht ist es, auf unzuverlässige Menschen sein Vertrauen zu sezen. Luftschlösser sind Luftschlösser; aber ihr Bau dauert nicht länger als der Traum, der sie erzeugt. Für irdische Wohnungen sind unbewegliche Felsen für das Gebäude des menschlichen Denkens und Handelns aber sind

Wahrheit, Recht und Sittlichkeit der einzig sichere Grund, der allen Stürmen und Wogen des Lebens zu widerstehen vermag.

Bauen, erbauen, die Erbauung.

In Gottes Natur, in der heiligen Schrift, und im Umgange mit edeln Menschen suchten und fanden lehr- und heilbegierige Menschen von jeher Erbauung. Jungfrau, schöpfe auch du aus diesen unversieglichen Quellen, und jegliche derselben wird auf eigenthümliche Weise deine dürstende Seele laben.

Beginnen, der Beginn, der Anbeginn.

In allen Dingen geht der Beginn, oder der Anfang dem Bestand oder der Fortdauer voraus. Der erste Schöpfungstag, war der Beginn oder der Anfang der Welt. Von Anbeginn leuchtete Allmacht, Weisheit und Güte aus Allem hervor, was Gott geschaffen hat. Von Anbeginn ordnete eine höhere Hand das Loos der Sterblichen; Mädchen, sie ordnete auch dein Loos. Freue dich dessen, und vertraue dem, der ist und war, und sein wird, Gott in Ewigkeit.

Beissen, der Biß.

Das menschliche Gemüth ist Bissen eigner Art ausgesezt, nämlich den Gewissensbissen welche in quälenden Vorwürfen über gesezwidrige Handlungen und über Vernachlässigung heiliger Pflichten bestehen. Der Biß eines tollen Thieres kann dem Menschen das irdische Leben verkürzen; aber die Gewissensbisse rauben ihm noch Edleres und Grösseres, die Ruhe und den Frieden der Seele, indem sie mit Höllenqualen sein Dasein vergällen. Du nennest, Mädchen, diesen Zustand schauderhaft? Er ist's, bedenke aber, daß, wenn das Uebel als Wirkung eintritt, das Böse als Ursache schon geschehen sei. Vor diesem also hüte dich, wenn du jenes vermeiden willst!

Bereiten, vorbereiten, die Vorbereitung.

Mädchen, euern Aeltern bereitet ihr Freuden oder Leiden, je nachdem ihr ihnen durch euer Betragen jene oder diese verursacht, und euch selbst ein frohes oder trauriges Alter, je nachdem ihr in Gehorsam und Frömmigkeit wandelt, oder in Leichtsinn und Thorheit eure Tage verschwendet. Noch seid ihr ferne von den Jahren, von denen ihr sagen werdet: sie gefallen mir nicht. Ob ihr sie wohl erreichen möget? Gleichviel; im entgegengesezten Falle wird der Tod euch früher erreichen, und auf dieses Ereigniß, das zu allen Zeiten eintreten kann und früher oder später unausweichlich eintreten wird, soll der Mensch sich jeden Augenblik seines Lebens bereit halten; ja, sein ganzes Leben soll eine beständige Vorbereitung zum Tode sein.

Beugen, biegen, büken.

Sollte der Mensch, das einzige Geschöpf, das sein Haupt hoch empor trägt, sich gar nie beugen? Wohl freilich: denn Gott hat das Gefühl seiner Schwäche tief in sein Herz gelegt, und Ehrfurcht vor dem Erhabenen. Unwillkührlich beugt sich sein Haupt bei dem drükenden Gefühl seiner Fehler, und sein Auge senkt sich dankend, wenn er den Retter seines Lebens, den Retter seines Weibes und seiner Kinder plözlich erblikt. Nein, nein, dem ersten Manne, der von der aufgehenden Sonne in den Staub dahin sank, hat keine Kunst sein Knie gebogen! Das Göttliche seiner Natur war es die ihn also in den Staub hinwarf, und er stand menschlicher auf, als wenn er ihr stolz in's Angesicht geschaut hätte. Aber Gottes Werk ist verdorben, die sich biegende und bükende Heuchelei entwürdigt die Menschennatur eben so sehr, als die anbetende Unschuld, die sich biegende Schaam und der knieende Dank sie veredelt und erhebt.

Bilden, den Menschen bilden, die Menschenbildung.

Der Mensch, das Meisterstük der Schöpfung, sollte auch das Meisterstük seiner selbst, das Meisterstük seiner Kunst sein. Aber ist er es? Nachdem unser Geschlecht Jahrtausende gelebt hat — ist er es? Kann er jezt auf seinen Lorbeern ruhen und sagen: Ich bin, was ich sein soll? Er ist es nicht. Es ist für den Menschen kein Geringes, zu sein, was er sein soll; es ist kein Geringes für ihn, gebildet zu werden, wie er gebildet sein soll. Er soll zu Vielem tüchtig, in Vielem gewandt, in Allem kraftvoll erscheinen. Er soll sich zu innerer Würde erheben, und darf Alles ansprechen, was er in Harmonie mit dieser Würde durch seine Kraft und sein Wohlwollen sich zu eigen machen kann, aber er soll in der größten Tiefe seines äusserlichen Daseins die innere Würde nicht verlieren. Er ist durch diese Würde allein Mensch, und ohne sie hört er auf, Mensch zu sein. Die Anerkennung, Erhaltung und Belebung dieser innern Würde ist auch das einzige Ziel der Menschenbildung und zugleich das erste Mittel für sie.

Blaß, erblassen.

Ein Gemälde erblasset vor Alter; wegen schlechter innerer Beschaffenheit seiner Farben erblaßt es frühe. Auch der Mensch erblaßt nicht selten wegen schlechter innerer Beschaffenheit frühe, und behält seine gute Farbe lang, wenn sein Inneres unverdorben ist.

Das Blatt, entblättern, entblättert.

Der Wald und Garten entblätternde Herbst gleicht dem heranrükenden Alter, das seine Kräfte allmählig schwinden macht, und die entblätterte Eiche ist das Bild des Mannes, der sein Ansehen verloren hat. Besizt er innere Kraft, so schläft er ruhig seinen Winter hindurch, und schlägt beim sicher kommenden Frühling wieder aus; besizt er keine, so bleibt er völlig entblättert.

Der Bliz, blizen.

Bliz, du Licht im Dunkel, wie schnell entstehest, wie plözlich verschwindest du! Wie oft stralt in kummervollen Nächten den Leidenden ein leuchtender Schimmer! Ach, oft wird es helle, wie der glimmende Funke der erlöschenden Lampe; dann wird es wieder Nacht, aber immer kommt bald wieder ein neuer stralender Schimmer.

Bloß, die Blösse, entblössen.

Von Schmuk entblößt, von Reichthum entblößt, von Schönheit entblößt, von Macht entblößt, wäre Mancher, der hoch zu stehen glaubt, eine Null in der menschlichen Gesellschaft. Aber hast du einen grössern Werth, wenn du blos reich, schön, mächtig bist, ohne tugendhaft und weise zu sein?

Blühen, die Blüthe.

Zeit der Blüthe, Jugend, wie schön bist du! Aber bedenke, daß deine Reize zum schnellen Vergehen bestimmt sind. Du kannst nicht reifen, ohne sie zu verlieren; darum achte den Werth ihrer Früchte höher, als den vergänglichen Schimmer ihrer Blüthe.

Brausen, das Brausen.

Sausen ist das Tönen des Windes und Brausen dasjenige der Wellen; aber der Mensch muß nie tönen, wie der Wind, und nie aufbrausen, wie die Wellen, sonst fällt er auch nieder, wie sie.

Die Bürde, aufbürden.

Mädchen, wenn dich deine Bürde schwer drükt, so vergiß nie, daß der Mensch durch das Schwertragen stark wird; aber was du nicht gerne trägst, bürde nicht leicht einem Andern auf.

Danken, der Dank.

Mädchen, wer gut ist, und was gut ist, freut die un-

verdorbene Menschennatur, auch wenn es ihr keinen Vortheil bringt; aber wenn es ihr Vortheil bringt, so wird diese Freude noch lebhafter. Sie sucht dann den Urheber dieses Guten, und will ihm ihre Freude zeigen. Sie sucht ihn, und wenn sie ihn findet, so überströmen ihre Gefühle. Sie möchte reden und kann nicht, aber Thränen glänzen in ihren Augen. Mädchen, das ist das Wesen des Dankes, der das Menschenherz zugleich erhebt und veredelt. Wer Gott nicht dankt, ist nicht Mensch; und wer den Menschen nicht dankt, ist dessen nicht werth, was Gott den Menschen durch den Menschen zu Theil werden läßt.

Denken, das Denken.

Durch das Denken gelangt der Mensch zum Wissen. Mag er sehen, hören, lesen und lernen, was er will, und so viel er will, er weiß von Allem nur dasjenige, was er gedacht, bedacht, durchdacht, mit einem Worte, durch das Denken seinem Geiste eigen gemacht hat. Behaupte ich deßhalb zu viel, wenn ich sage, der Mensch werde eigentlich nur durch sein Denken ein Mensch! Denke dir aus dem menschlichen Thun und Wirken das Denken hinweg — was bleibt dir dann noch übrig?

Drohen, die Drohung.

Es ist ein Unglück, daß ein Mensch dem andern droht. Entweder ist derjenige verdorben, welcher es thut, oder derjenige, welcher es bedarf.

Duften, das Duften.

Duftende Wohlgerüche sind oft ungesund; aber die reine Bergluft und ihr duftendes Wehen bringt Leben und Gesundheit in den Busen des Kranken.

Einig, vereinigen, veruneinigen.

So wie der Mensch sich selbst hochachtet, achtet er seine Natur in jedem andern Menschen hoch. Selbstach-

tung ist also das wahre Mittel, das Menschengeschlecht zu vereinigen. Mensch, du hast kein anderes. Brauche das edelste, das größte, welches du hast; es wird dir genügen.

Wer Menschen veruneinigt, entzweit, darf nicht an sich selbst denken; er muß sich im Innersten verachten.

Fein, verfeinern, die Verfeinerung.

Der Mensch will seine Sachen nicht bloß gut, er will sie auch glänzend haben; darum ist des Verfeinerns so viel in der Welt. Man polirt Silber, Gold, Stahl; man schlägt das Blech dünn; man sucht die feinste Seide, die zarteste Wolle, die reinste Baumwolle; man liebt die zartesten Farben, die feinsten Gerüche, die zartesten Töne, die feinsten Gewürze, die weichsten Polster u. s. w. Aber wo die menschliche Natur sich für die menschlichen Sinne am meisten verfeinert hat, da lebt selten ein kraftvoller Mann. Der höchste Grad dieser Verfeinerung ist gewöhnlich der Wendepunkt des Schiksals einzelner Menschen und ganzer Völker.

Der Baumeister, der ein dauerhaftes Gebäude aufführen will, muß die Balken stark zimmern, und die Dielen und Bretter nie so dünn sägen oder hobeln, daß sie zu dem Zweke, zu welchem er sie brauchen will, untüchtig werden. Eben so müssen auch Aeltern und Erzieher ihre Kinder, und Regierungen ihre Völker nie so stark verfeinern, daß sie darüber ihre Waden, ihre Baken (Wangen) und ihr Armschmalz (die Muskelkraft ihrer Arme) verlieren.

Finster, verfinstern, die Verfinsterung.

Das Untergehen der Sonne verfinstert die Erde, und das Untergehen der Hoffnungen das menschliche Gemüth. Aber warum hoffet der Mensch nicht immer wieder auf die aufgehende Sonne? Es ist recht, daß er nicht ewig auf Aeusseres hofft; er soll sich seine Ruhe und sein Glük in sich selbst und in Dingen bereiten, die nicht wie die irdische Sonne täglich auf- und untergehen.

Forschen, das Forschen.

Forschen ist: mit allen Kräften nach Wahrheit und Erkenntniß ringen. Wer so lange geforscht hat, bis er der Sache, an deren Erkenntniß ihm viel liegt, auf den Grund gekommen ist, hat dieselbe erforscht. Wahrheiten, von deren Kenntniß das Heil der Seele abhängt, kann der Mensch nie genug erforschen. Ihnen, Mädchen, widme oft und gern deine Zeit und deine Kraft. Dagegen darfst du alles dasjenige unerforscht lassen, was ausser dem Kreise deiner Pflicht und deines Berufes liegt. Vollends hüte dich, Heimlichkeiten, die dich nichts angehen, erforschen zu wollen. Neugierde ist eine unreine Quelle des Forschens, und Schadenfreude die unreinste von allen.

Die Freude.

Lachen ist gesund, und Freude ist Balsam; aber Seelenruhe ist des Lachens Quelle und der Freude Balsambüchse. Mädchen, freue dich und lache, nur nicht zu viel und zur Unzeit, damit deine Freude sich nicht in Trauer und dein Lachen in Weinen verwandle.

Das Glas.

Wenn du einen Kieselstein vom Boden nimmst, und denkst, im Feuer werde er, mit Pottasche vermischt, zu Glas, so hast du ein anschauliches Bild der Veränderungen, welche die Erde und alles Irdische erleiden kann, wenn ihre Elemente und Kräfte durch ein sonderbares Zusammentreffen stark auf einander wirken. Wo du im Kleinen menschliche Kunst erblikst, wirst du im Großen göttliche Allmacht beschauen.

Gönnen, mißgönnen, die Mißgunst.

Das Kind lächelt, wenn die Mutter auch ißt. Nicht nur gönnt der unverdorbene Mensch gerne, er giebt auch gerne. Es ist Wonnegefühl für ihn, Alles, was in seinem Kreise der Freude fähig ist, froh und glüklich zu sehen.

Aber die reinen Naturgefühle werden leicht durch der Menschen Fehler verdorben, und so wird auch dein liebliches Gönnen, Mädchen, wenn du nicht sorgfältig über deine Neigungen wachest, leicht zur häßlichen Mißgunst, wie das reine Wasser bei gehemmtem Laufe zur stinkenden Pfüze wird.

Grämen, der Gram.

Mißkannter Mensch, gräme dich, aber verwildre nicht, indem du dich grämst! Der Gram, der dich höher hebt, der Gram, der dich veredelt, ist ein heiliger Gram; aber der Gram, der dich grimmig macht, ist ein Gift, das dein Leben und deine Tugend verzehrt.

Grünen, das Grün.

Das Pflanzenreich in seiner wunderbaren Schönheit hat eine Farbe, die an den Menschen und an dem Vieh ekelhaft wäre. Doch haben die Blüthen des Pflanzenreichs die liebliche Mischung aller übrigen Farben. Diese hohe Schönheit der Blumen ist mir ein Bild der Schönheit meiner Seele. Aber dann frage ich mich: Bin ich in demjenigen, wodurch ich mich von den Thieren unterscheide, in mir selbst und durch mich selbst, d. h. durch eignes Streben so erhaben verschieden, als die Farbenpracht der Blüthen von der allgemeinen Farbe des Pflanzenreichs verschieden ist?

Der Hagel, hageln.

Groß ist die Natur in ihren Erscheinungen und Wirkungen! Du bauest die Erde; aber kannst du dem Wetter gebieten? Ein Sturm erhebt sich und stürzt den Baum nieder, den du gepflanzt hast, ein Hagel kömmt und schlägt die Aehren, die dir reifen, in den Boden hinein. Aber noch einmal: die Natur ist groß, sie ist reich, sie ist unermeßlich reich! Wenn du dein Gut kaufst, so rechnest du zum Voraus auf die Verheerungen des Sturmes, des Hagels und der Wellen, und wenn sie eintreffen, so erkennst du auch sie als Boten des Allmächtigen, der das Sonnenlicht und den mil=

den Regen auf deine Saaten sendet, und den Thau auf dem Grase erzeuget, und den Keim in den Saamen gelegt hat, aus welchem dir und den Deinigen das tägliche Brod der mütterlichen Erde entsprießt.

Die Hand.

Hand des Menschen, du seine Rechte, du warst von Anbeginn dem Menschen ehrwürdig! Die Speise, die dich nährt, das Kleid, das dich dekt, die Wohnung, die dich schüzt — Menschenhände haben dir dieses Alles bereitet. Die Hand deiner Mutter leitete deine Schritte, als du gehen lerntest, und was du überall im Leben geniessest, wird aus Gottes Vaterhand dir zu Theil.

Härmen, der Harm.

Der ungeduldige Harm tödtet den Menschen. Aber warum härmt der Mensch sich ab, da doch die Vergangenheit nicht mehr sein ist? Schaffe er nur die Zukunft recht! Trachte er nur, daß diese ihm zur tröstenden Freundin werde!

Harren, ausharren, die Ausharrung.

Es ist eine grosse menschliche Kraft, zu warten, zu harren, bis Alles reifet. Hundertmal harret der fromme Landmann in Hoffnung auf eine gesegnete Aernte. Er zagt nicht, wenn der Saamen den Winter über in der todten Erde zu ersterben gefahret; er zagt nicht, wenn Gewitter an den Bergen stehen und seiner Saat Verderben drohen; er zagt nicht, wenn selbst die Fluthen und der Sturm sie wirklich zerstören. Ruhig, ergeben, gottvertrauend hofft er auf ein künftiges besseres Loos.

Hart, die Härte.

Ich fürchte jede Härte im Menschenleben, denn in der weiten Schöpfung ist kein zarteres Geschöpf als der Mensch. Alles in seinem Innern und seine ganze Hülle ist zart. Fol-

ge der Natur, Mädchen; stärke das Innere deiner Kräfte, aber laß das Aeussere derselben nie hart werden!

Heilig, heiligen, die Heiligung.

Gott erscheint uns als heilig, insofern wir nichts Unwahres, nichts Unreines, keine Gelüste und keine Leidenschaften, überhaupt keine Unvollkommenheiten in ihm denken können. So wie der Mensch sein wahres Wohl will und so wie sein Wille Kraft gewinnt, gegen seine Gelüste zu kämpfen, also heiligt, reinigt und veredelt er sich. Seine Heiligung ist aber auf jeder Stufe mit der Reinigung und dem Streben zu helfen, wohlzuthun, Heil und Segen um sich her zu verbreiten, auf das innigste verbunden. Welche Eigenschaften ein Mensch auch hätte, so würde er, wenn ihm diese Neigung und dieses Streben mangelte, eher jeden andern Namen als den eines Heiligen verdienen.

Die Huld, huldigen.

Huldigen entspringt von Huld, oder von derjenigen Gemüthsstimmung, da ein Mensch dem andern hold ist. Der hatte eine schöne Seele, der dem Pflichteid der Unterthanen den Namen Huldigung gab. Er wollte den Uebeln zuvorkommen, in welche die Selbstsucht der Welt, da bald keiner dem Andern mehr hold ist, versinken mußte.

Kämpfen, der Kampf.

Der Mensch, der seine Lüste bekämpft, erringt den schönsten Sieg, indem er durch seinen Kampf die unvergängliche Krone des Bewußtseins gewinnt, daß eine göttliche Kraft in seiner Seele wohne, die ihn fähig macht, immer weiser und besser, dem Urbild aller Vollkommenheiten immer ähnlicher zu werden.

Kennen, erkennen, die Erkenntniß.

Das Vieh kennt seinen Stall, und weiß auf der Wiese nicht nur die Kräuter zu finden, die ihm zur Nahrung dienen, sondern auch denjenigen auszuweichen, die ihm schädlich wären. Wenn der Mensch von seinem Erkenntnißvermögen keinen bessern Gebrauch macht, als dasjenige kennen und benüzen zu lernen, was zu seinem sinnlichen Dasein gehört, so erhebt er sich nicht über das Thier, sondern wandelt im Dunkel der Vernunftlosigkeit dahin, und läßt sich auf jede Weise und zu jeder Raufe hinloken, und von jeder Weide und von jeder Raufe zur Schlachtbank führen.

Aber der Mensch kann und soll sein Erkenntnißvermögen besser gebrauchen. Es soll ihm die Gefilde einer Welt eröffnen, die über den Kreis seiner Sinne hinaus liegt; es soll ihn in das Reich der Wahrheit leiten und die Richtschnur seines freien Willens und seiner freien Handlungen werden. Das, Mädchen, ist die hohe Bestimmung deiner Vernunft; erkenne sie und folge ihr!

Lauter, unlauter.

Der Mensch liebt das Lautere und mißtraut und fürchtet sich vor dem Unlautern. Daher verliert derjenige, der seinem Nebenmenschen nicht „lautern Wein“ einschenkt (die Wahrheit nicht gerade heraus sagt, sondern sie verhehlt, umgeht oder verschleiert) leicht alles Zutrauen.

Leiden, das Leiden.

Daß der Mensch von seinem Leiden Vortheil ziehen kann, auch das unterscheidet ihn von allen Wesen, die wir kennen. Es ist ein grosser erhebender Gedanke, durch Leiden sich zu veredeln; aber ein trauriger, niederschlagender, durch Leiden zu verwildern.

Mangeln, der Mangel.

Alles was der Mensch hat und thut, soll vollständig sein. So wichtig es aber ist daß in seinem Haben und Thun nichts Wesentliches mangle, eben so wichtig ist es, daß, so viel er auch hat und thut, er demnach wisse, was und wie viel ihm noch mangle. Nur durch feste Ordnung, gewissenhafte Prüfung und anhaltendes, ernstes Nachdenken kann er zu diesem Wissen gelangen.

Nah, die Nähe, nahen, nähern.

Mit jeder Stunde, jedem Augenblike nähert sich Alles, was im Laufe des Schiksals auf den Menschen wartet, sowohl dasjenige, was er hofft, als dasjenige, was er fürchtet. als dasjenige, was er fürchtet. Durch Lernen kann ich mir Kenntnisse, durch Uebung Fertigkeiten, durch Anstrengung Lebensgenüsse aller Art, durch Leichtsinn aber auch Unannehmlichkeiten und Leiden nahe bringen, die sonst ferne bleiben würden. Unter den Geschöpfen der Erde ist der Mensch, und unter den Menschen derjenige, welcher unsrer Hilfe bedarf, und uns so nahe steht, daß wir diese Hilfe ihm leisten können, unser Nächster. Mädchen, ihr kennet die Summe aller Gebote: „Gott über Alles, und den Nächsten, wie euch selbst zu lieben;“ wohlan denn: So ihr solches wisset, selig seid ihr, so ihr solches auch thut!

Niedrig, erniedrigen.

Es ist nicht erniedrigend, unglüklich zu sein; aber eines Unglüklichen zu spotten, ihn zu kränken und zu quälen ist eine Handlung, welche Jeden erniedriget, der sie begeht.

Ordnen, die Ordnung.

Ordnung ist die Seele des Lebens. Mädchen, wenn du frohe Tage leben, und im Alter noch mit heiterm Ge-

müthe auf die verflossene Zeit zurükbliken willst, so halte Ordnung in Allem, was du besizest, und in Allem, was du thust.

Es ist nicht auszusprechen, welches Heer von menschlichen Uebeln in der Unordnung ihre Quelle haben, und eben so, welche Summe kostbarer Lebensstunden und Lebensfreuden durch Ordnung gewonnen werden kann.

Die Pein, peinigen.

Kein Thier peinigt (quält) sich selbst; der Mensch allein thut es. Er allein kann im Ueberfluß glauben, er werde verhungern; bei heiterm Himmel der Bliz werde ihn erschlagen; unter Menschen, die ihm Gutes thun, sie wollen ihn vergiften u. s. w. So kann er mit Vorstellungen von Gefahren sich peinigen, die nur in seinem Gehirn ihren Siz haben, nur Hirngespinnste sind. Körperliche Krankheit, geistige Ueberspannung, eine erhizte Einbildungskraft, blinder Glaube, fehlgeschlagene Entwürfe und hunderterlei Dinge können einen solchen Zustand erzeugen. Was aber auch die Quelle desselben sein mag, bietet ein solcher Mensch immer einen bedauernswürdigen Anblik dar.

Pflege, die Pflege.

Auch das Thier pflegt sich selbst und seine Jungen; aber welch ein Unterschied zwischen der thierischen und der menschlichen Pflege! Mit welcher Liebe, mit welcher Sorgfalt und Treue die zärtliche Mutter ihren Säugling pflegt, ist nicht mit Worten zu beschreiben. Wo immer eine menschliche Ordnung herrscht, findet der Arme, der Kranke, der Verlassene, bei seinen Mitmenschen die Pflege und Unterstüzung, derer er bedarf, um sein Leben zu fristen, seine Gesundheit wieder herzustellen, und den Glauben an Gottes Vaterliebe durch die Segnungen seiner Brüder in seiner Seele zum unerschütterlichen Vertrauen zu erheben.

Pflegen, verpflegen.

Wo die Jugend verständig, kräftig und fromm erzogen wird, da lernt Jeder sich selbst rathen, selbst helfen und selbst verpflegen. Da es aber in der Natur der Dinge liegt, daß die Menschen auch für ihre Verpflegung vereint leisten können, was sie einzeln nicht zu leisten vermögen, so tragen diejenigen, die unter ähnlichen Umständen ähnlicher Pflege bedürfen, einen unbedeutenden Pfenning zusammen, der durch Wiederholung zum Gulden und durch Wiederholung des Guldens zur milden Stiftung erwächst, die dann den Nothleidenden unter ihnen auf Kinder und Kindeskinder hin Hilfe bei Armuth und Mangel, Pflege bei Alter und Krankheit, und Erziehung bei frühzeitigem Verluste der Aeltern sichert.

Die Pflicht, verpflichten, die Verpflichtung.

Ein edles Gemüth wird durch Liebe und Wohlthaten eben so stark, eben so heilig und unerläßlich verpflichtet, als durch Recht und Gesez.

Plagen, die Plage.

Wer plagt, wird wieder geplagt oder geflohen. Darum ist ein plagender Mensch immer auch ein unglüklicher Mensch.

Es sind der Plagen viele in der Welt. Das Licht, der Schatten, die Hize, der Frost, der Wurm, der Käfer, die Jugend, das Alter, die Armuth, der Reichthum, kurz alles in der Natur, und alle Zustände des Lebens können mir zur Plage werden. Mehr als Natur und Lage plagt ein Mensch den andern durch Unrecht, Gewalt, Lieblosigkeit, Hintansezung u. s. w. Aber die schwersten Plagen sind doch immer diejengen, welche jeder sich selbst macht. Wenn Unglük, Jammer und Elend durch eigne Schuld auf meinem Haupte liegen, so ist meine Plage grösser und drükender

als irgend eine, welche die Natur, das Schiksal oder die Bosheit der Menschen mir zufügen können.

Prüfen, die Prüfung.

Der Mensch allein prüft sich selbst, weßhalb auch er allein fähig ist, von Stufe zu Stufe weiter, besser, vollkommner zu werden.

Mädchen ein weiser Spruch mahnt dich: „Prüfe, was deinem Leibe nicht gesund ist, das gib ihm nicht.“ Wende diesen Spruch auch auf die Fähigkeiten und Kräfte deiner Seele — auf deinen Verstand, dein Gedächtniß, deine Einbildungskraft, deine Liebe, dein Vertrauen, u. s. w. Prüfe, was jeder vor diesen Kräften gesund sei, und was ihr nicht gesund ist, das gib ihr nicht.

Die Quelle.

Der Glaube an Gott ist die Quelle der Ruhe des Lebens; die Ruhe des Lebens die Quelle innerer Ordnung; innere Ordnung die Quelle der unverwirrten Anwendung unsrer Kräfte; die unverwirrte Anwendung unsrer Kräfte hinwieder die Quelle ihres Wachsthums und ihrer Bildung zur Weisheit; Weisheit aber ist die Quelle alles Menschensegens.

So, Mädchen, ist der Glaube an Gott die Quelle aller Weisheit und alles Segens, und Bahn der Natur zur reinen Bildung der Menschheit. Schöpfe auch du in vollen Zügen aus ihr!

Die Reue, bereuen.

Bereute Fehler werden dem Reuenden zum Segen, indem sie Selbsterkenntniß und Demuth wirken — Eigenschaften, ohne welche kein Sterblicher den schmalen Weg der Tugend zu finden und zu wandeln vermag.

Schärfen, die Schärfe.

Hundert Menschen schärfen ihre Säbel, tausende ihr Messer, aber zehntausende lassen ihren Verstand ungeschärft, weil sie ihn nicht üben.

Schmeken, der Geschmak.

Es ist mit der Zunge wie mit der Nase. Eine gar zu feine Zunge begnügt sich nicht gern mit gemeinen Speisen, und ist gewöhnlich bei Sachen ekel, mit deren Geschmak man sich aus Mangel feinerer Dinge nothwendig behelfen muß. Wer sich Süssigkeiten, Lekerbissen, starke Speisen und Getränke gar zu wohl schmeken läßt, muß nicht selten in Folge ihres Genusses, Arzneien schmeken, die ihm nicht munden, um sich von den Uebeln zu heilen, die er sich durch dasjenige, was er sich gar zu wohl schmeken ließ, zugezogen hat.

Sehen, ansehen.

Alles, was du weißt, weißt du, weil du es entweder äusserlich wahrgenommen, oder innerlich, geistig geschaut hast. Zu einem grossen Theil deiner Wahrnehmungen aber bist du dadurch gelangt, daß du die Dinge, die vor deinen Augen standen, angesehen hast. Also ist das Ansehen der Dinge, — nicht das flüchtige, sondern das besonnene, genaue, wodurch es zur Beobachtung wird — eines der Anfangs- und Hauptmittel deines Wissens. Darum ist es auch eine Bauernredensart: „Thu die Augen auf, Bub, wenn du etwas werden willst!“ Und es ist wahr, wenn ein Bub einmal die Augen offen hat, so gehen ihm die für Unterricht und Lehre dann bald auf.

Merket euch diese Redensart, Mädchen, bedenket aber, daß, obgleich das Vieh auch Augen hat und dieselben aufthut, es dennoch in der Wiese nur Gras und im Walde

nur Bäume sieht, und selbst der Blik des Adlers die weiten Räume nur durchdringt, um seinen Raub zu erspähen. Um das Schöne und Gute in Gottes Natur zu sehen, und in diesem Schönen und Guten die Spuren der Allmacht, Weisheit und Liebe ihres Schöpfers zu schauen, bedarf der Mensch andrer Augen. Mädchen, ihr besizet dieselben; übet sie denn, damit es nicht auch von euch heisse: Mit sehenden Augen sehen sie nicht, denn sie verstehen es nicht!

Sparen, ersparen.

Durch Ueberlegung erspart sich der Mensch Reue, durch Ordnung erspart er sich die Zeit, durch Mässigung spart er seine Gesundheit u. s. w. Wer aber in demjenigen spart, was zu gebrauchen und zu geniessen nöthig und nüzlich wäre, der verliert gar oft zehnfach, was er einfach erspart. So hat auch das Sparen seine Grenzen. Mädchen, merket euch das!

Spotten, der Spott.

Selten wird über einen Mann gespottet, wenn er nicht entweder selbst ein Spötter ist, oder durch unanständige Handlungen sich zum allgemeinen Gespötte macht. Diese Erfahrung, Mädchen, wirst du überall machen, so weit — die Welt geht; Nein, sondern nur so weit Selbstachtung ihre Herrschaft behauptet. Wo diese entweicht, kann auch der Anstand nicht weilen. Dann giebt es nichts Schönes, nichts Edles, nichts Heiliges mehr, über welches der Spott nicht seinen Geifer ergösse.

Stehen, selbständig, die Selbständigkeit.

Der Mensch ist keine Pflanze, welche bestimmt ist, ewig auf dem Fleke zu bleiben, auf dem sie entkeimte und welchen sie aus eigner Kraft nicht zu vergessen vermag; im Gegentheil ist es seine Bestimmung, von der in der Schwäche

seiner Kindheit ihm unentbehrlichen Versorgung und Pflege unabhängig zu werden. In der älterlichen Besorgung des Kindes, welche der Boden seiner ganzen Ausbildung ist, entkeimt eben die Selbständigkeit, durch welches es sich von ihm ablöst und ablösen muß, um als ein zur Freiheit geschaffenes Wesen seine Bestimmung zu erreichen.

Tilgen, die Tilgung.

Es ist schon keine ganz leichte Sache, Fleken aus Kleidern zu tilgen; aber verdiente Schande aus seinem Leben zu tilgen, ist völlig unmöglich.

Der Traum, träumen.

Immerhin ist der Traum ein Beweis, daß die Seele auch im Schlafe thätig sei, obschon ihre Verbindung mit der Aussenwelt unterbrochen ist. Dann schafft sie sich eine innere Welt voll Wunder, wo in Minuten geschieht, was sonst Jahre braucht, und selbst das Unmögliche zu Stande kömmt. Daß der Mensch im Schlafe träumt, hat seine Wege; aber daß er sich wachend Träumereien hingiebt und darüber die Wirklichkeit vergißt, ist niemals gut. Ein verträumtes Leben bringt den Träumenden oft schwere Stunden, wenn das Erwachen herannaht.

Ueben, die Uebung.

Durch Uebung steigert der Mensch seine Kräfte zu einem erstaunlichen Grad von Vollendung. Was vermögen nur seine Finger durch Uebung! Sieh der Wunderstich der nähenden Hand! Horche die Harmonien, die der Tonkünstler den Saiten entlokt! Auch der Verstand, das Gedächtniß und alle Anlagen der Seele werden nur durch Uebung zu wirklichen Kräften erhoben, und wenn der Mensch sich nur in einer nüzlichen Sache bis zur Vollkommenheit übt, so

kann er sich in derselben seiner Mitmenschen beinahe unentbehrlich machen.

Viel und wenig.

Es giebt Kinder und erwachsene Leute, die nur da viel reden, wo sie dumm und gedankenlos reden dürfen, und in dem Augenblike anfangen wenig zu reden, wenn sie bedächtlich und vernünftig reden sollen. Es ist überhaupt im Reden ein gewaltiger Unterschied zwischen viel und viel, und zwischen wenig und wenig. Viel mit wenig Worten sagen, zeigt von Reichthum und Tiefe des Geistes; indessen wenig mit viel Worten sagen, von Flachheit und Armuth desselben zeugt.

Die Waffen, waffnen.

Dem Thiere hat die Natur alle Waffen gegeben, derer es gegen seine Feinde bedarf. Der Adler schlägt mit seinem Fittig, faßt mit seiner Kralle und verwundet und tödtet mit seinem Schnabel. Der Stier hat sein Horn, das Pferd seinen Huf, die Biene ihren Stachel u. s. w.; aber der Mensch dankt seine Beschüzung weit mehr seiner Kunst als seiner ursprünglichen Natur. Er bewaffnet seinen Arm mit Spieß und Schwert; er wächst mit dem Pferde gleichsam in eine Gestalt zusammen und eignet sich dessen ganze Kraft zu; er trifft mit dem Pfeil in die Ferne und schleudert Tod und Entsezen mit des Donners Gewalt unter die Feinde hin. Doch mußt du nicht glauben, daß Mordgewehre die einzigen Waffen seien, mit denen der Mensch sich wehren kann. Es zeigen sich Feinde im Leben, die ganz andre Mittel zum Angriff und zur Vertheidigung fodern. Gegen den Irrthum giebt es keine Waffe, als die Wahrheit, gegen das Unrecht keine als das Recht, gegen die Verläumdung keine als die Unschuld, und gegen unsre eignen Lüste und Begierden keine als das heilige Gefühl der Selbstachtung, das in dem Glauben an die Göttlichkeit der Menschennatur seine ewige Quelle hat.

Wählen, die Wahl.

Wohl wählen kann nur derjenige, welcher weiß, was ihm frommt, und die Dinge kennt, die ihm zur Wahl vorliegen. Dieses Wissen und diese Kenntniß aber kann nur derjenige besitzen, der seinen Geist geübt und gebildet, und sein Gemüth gereinigt und veredelt hat. Menschen, bei denen das eine oder das andre nicht der Fall ist, werden daher immer übel wählen, was du ihnen auch zu freier Wahl überlassen magst.

Waschen, das Waschen.

Das Waschen ist ein Mittel der Reinlichkeit und steht auch mit dem sittlichen Leben in naher Beziehung; denn Alles, was rein ist, bringt in die Seele des Menschen das Gefühl der Selbstachtung, ohne welche er zum unreinen Thier herabsinkt.

Weben, das Gewebe.

Alles Thun der Natur ist ein ewiges Weben; aber verschlossen ist uns das Geheimniß ihrer Fäden, sowohl ihrer Kette als ihres Eintrags, bis auf wenige Spuren.

Sieh die Spinne an, Mädchen, vergleiche ihre Kunst mit der Kunst des Menschen, und du wirst finden, der Schöpfer habe der Spinne ihre Kunst ganz gegeben, dem Menschen aber nur die Anlage dazu. Beneide sie nicht um ihr Ganzes, dein Theil hat höhern Werth. Sie bleibt was sie ist; du aber kannst dich vervollkommnen und dadurch dem Urbild aller Vollkommenheit immer ähnlicher werden.

Wechseln, der Wechsel.

Alles unter dem Monde wechselt, ausser Wahrheit, Unschuld und Recht; diese bleiben sich immer gleich, der Mensch mag ihnen Anerkennung und Verehrung widmen, oder mit

Mißkennung und Geringschäzung ihr Heiligthum entweihen.

Weinen.

Heiliges Weinen! du bist dem Menschen eigen; das Thier kennt dich nicht. Als Ausdruk der Liebe begleitest du das fromme Erbarmen über die Noth und den Jammer des Nächsten. Als Ausdruk der Scham glänzt Selbsterkenntniß und Reue in dir.

Mädchen, hemme keine ruhige Thräne; aber zittere vor den Thränen des trozenden Eigensinnes, der erbärmlichen Laune und der heuchlerischen Frömmigkeit.

Welken, das Welken.

Die Blume, die Schönheit, die Kraft, kurz Alles welket, was eine Zeit der Blüthe erlebt hat. Auch der Mensch blühet und welket dahin, wie die Raupe, die ihrem Todesschlafe sich nähert. Aber, Mädchen, die schlafende Raupe erwacht wieder und kommt mit Flügeln des Lichts noch einmal an ihre sie belebende Sonne.

Werden, das Werden.

Hohes Werden der Natur — was bist du? Alles, was ist, ist geworden; Alles, was sein wird, wird werden. Das Gewordene vergeht, das Vergangene erscheint wieder in veränderter Gestalt; das Wiedergewordene vergeht neuerdings. — Wo soll das enden? Hohes Werden der göttlichen Natur — woher kommst du? wohin gehest du? wozu führst du?

Wünschen, der Wunsch.

Wessen ich werth bin, das wünsche ich auch; aber ich bin bei weitem nicht alles dessen werth, was ich wünsche. Als Mensch bin ich der Wahrheit, der Tugend, der Liebe

der Menschen, der Liebe Gottes, der ewigen Seligkeit werth, deßhalb wünsche ich auch als Mensch, aller dieser Güter theilhaftig zu werden. Ich wäre nicht Mensch, wenn ich es nicht wünschte. Thue ich aber, als Person, als Einzelwesen, was ich thun soll, mich derselben würdig zu machen und ihren Besiz zu erlangen? Im thätigen Streben nach diesem Besize vereinigen sich meine Wünschen mit meinem Willen, dann — Heil mir! Ohne dasselbe aber sind sie leer, und leere Wünsche sind an Werth und Gewicht den Seifenblasen gleich, die eine Weile glänzend emporsteigen, dann aber in Nichts zerplazen.

Arbeiten, arbeitsam, die Arbeitsamkeit.

Mädchen! wenn ich die Sprichwörter über Arbeit und Arbeitsamkeit in mein Gedächtniß zurükrufe, so thut mir die Wahl wehe, welches von ihnen ich dir besonders an's Herz legen soll. Da lautet das erste, das mir eben in den Sinn kömmt: „Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth.“ Ein wahres Wort, welches wahr bleiben wird in Zeit und Ewigkeit. Ein zweites: „Nach der Arbeit ist gut ruhen,“ hat nicht weniger meinen ganzen Beifall. Versuche es, und du wirst mit blühender Wange und heiterm Blike seine Wahrheit anerkennen. Dennoch gebe ich dem dritten den Vorzug vor allem, weil es das Arbeiten und Beten, wie zwei köstliche Blumen zu einem lieblichen Kranze flicht. Du kennst es? Wohlan denn: Bete und arbeite!

Bessern, verbessern, die Verbesserung.

Himmel und Erde bleiben, wie sie sind, und wie sie im Anfang von Gott erschaffen wurden. Der Mensch, ebenfalls als Werk der Schöpfung, bleibt was er von jeher war; aber als Werk seiner selbst, als geistiges und sittliches Wesen ändert er sich mit jeder Lebensstufe und muß sich ändern. Wenn er bei dieser Aenderung Weisheit und

Tugend gewinnt und Fehler und Schwächen verliert, so bessert, veredelt, vervollkommnet er sich. Was ergiebt sich aber, wenn das Gegentheil geschieht? Wie auf sich selbst und sein Geschlecht kann er in der ganzen Schöpfung um ihn her Verbesserung oder Verschlimmerung, Anbau oder Zerstörung wirken. Ueberlaß, Mädchen, das Verschlimmern und Zerstören denen, die das Edlere nicht kennen, oder seiner nicht würdig sind, dich aber schliesse für dein ganzes Leben und all dein Thun an die Bauenden nnd Bessernden an!

Dürfen, bedürfen, das Bedürfniß.

Der Mensch bedarf des Sonnenscheins und Regens — dessen bedarf auch die Pflanze. Der Mensch bedarf des Essens, des Trinkens, der Wohnung und der Ruhe — alles dessen bedarf auch das Thier. Der Mensch bedarf der Achtung, der Ehre, der Wahrheit, des Rechts, der Tugend, des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung — dessen bedürfen weder Pflanzen noch Thiere. Der Mensch kann aber ohne sie nur thierisch leben, und welkt beim Mangel dieser Güter geistig, sittlich und bürgerlich dahin, wie die Pflanzen, wenn sie der Sonne und des Regens entbehren.

Freuen, die Freude, die Aelternfreude.

Die häuslichen Freuden des Menschen sind die schönsten der Erde und die Freude der Aeltern über ihre Kinder ist die heiligste Freude der Menschheit. Sie macht das Herz der Aeltern fromm und gut, und hebt die Kinder empor zu ihrem Vater im Himmel; darum segnet der Herr die Thränen solcher Freuden, und lohnet dem Vater jede Treue an seinen Kindern und der Mutter jede Sorge für dieselben, durch das Gelingen ihrer Erziehung und ihr Aufblühen zu Menschen, welche den Aeltern, dem Vaterlande und der Menschheit Ehre machen.

Der Freund, befreunden, die Befreundung.

Alle Befreundung geht aus irgend einer Art von Verwandtschaft hervor, die nächste und innigste Verwandtschaft aber ist die Kindschaft in ihrer gedoppelten Richtung gegen die leiblichen Aeltern und gegen die den himmlischen Vater. Freue dich, Mädchen, dieses heiligen Doppelverhältnisses, und strebe aus allen Kräften, desselben immer würdiger zu werden; dann wirst du dich mit Allem, was im häuslichen, bürgerlichen und kirchlichen Leben als wahrhaft menschlich oder wahrhaft göttlich mit deiner unsterblichen Seele verwandt ist, leicht und innig befreunden!

Der Friede, befriedigen, die Befriedigung.

Die höchste Befriedigung des menschlichen Gemüthes geht aus dem Bewußtsein treu erfüllter Pflicht hervor. Glaube es, Mädchen, aber bedenke auch hier die Wahrheit des Sprüchworts „Wer den Zwek will, muß die Mittel wollen.“ Auf unsern Fall angewendet, heißt dasselbe: „Wenn du jene innere Befriedigung schmeken willst, so mußt du es dir auch die erste und höchste Herzensangelegenheit sein lassen, gegen Gott und Menschen deine Pflichten zu erfüllen.“

Die Mutter, das Haus, die Hausmutter.

Gottes Sonne geht vom Morgen bis an den Abend ihre Bahn. Dein Auge bemerkt keinen ihrer Schritte und dein Ohr hört ihren Lauf nicht, aber bei ihrem Untergang weißt du, daß sie wieder aufgehen und fortwirken wird, die Erde leuchtend und wärmend zu durchdringen, bis ihre Früchte reif sind.

Dieses Bild der freundlich milden Sonne ist das Bild der Hausmutter, die ihre Wohnstube zum Heiligthum Gottes erhebt und ob Mann und Kind den Himmel verdient.

Der Odem.

Odem des Menschen, wie entstehest, wie wirkest du? Wer ist der Weise, der uns dein Geheimniß enthülle? Wer es uns sagen sollte, müßte unmittelbar das Leben selbst schauen, und solches vermag Niemand ausser Gott. Das aber wissen wir: du bist ein Hauch des Allmächtigen, und was er, durch dich bedingt, uns zu Theil werden läßt, ist Geschenk seiner unendlichen Liebe. So, Mädchen, sehet das Leben an, und bis zum lezten Athemzuge weihet es Dem, der zu hohen, ewigen Zweken es euch verliehen hat.

Scheuen, die Scheu.

Kinder und Wilde scheuen Alles, was sie nicht kennen. Mit dem Wachsthum ihrer Kenntniß und ihrer Kraft verschwindet diese Scheu, wie der Thau am Morgen wenn die Sonne dem Horizonte entsteigt: Eine Art von Scheu aber soll den Menschen durch sein ganzes Leben begleiten, nämlich die Scheu vor dem Bösen. Die vor der Schande sich scheuende Unschuld wächst, der gescheuten Versuchung entrinnend, glüklich empor, indessen freche Schamlosigkeit, der ungescheuten Verführung unterliegend, zu Falle geräth.

Schweigen, verschweigen, die Verschwiegenheit.

Ein verschwiegener Mund ist wie eine verschlossene Kiste, aus welcher, ohne den Willen des Besizers, nichts herauskömmt.

Der Segen, segnen, die Segnung.

Aller Segen kommt von Gott; aber der Mensch kann durch seine Gesinnung und das aus ihr fliessende Thun und Lassen den göttlichen Segen erwerben, oder sich desselben unwürdig machen. Der schönste Segen für Aeltern sind wohlerzogene Kinder, der schönste Segen für diese hinwie-

der ist die Liebe ihrer Aeltern. Und welch schönern Segen möchten wohl Geschwister sich wünschen, als den holden Frieden, in dessen Genuß der Bruder zum Freunde und die Schwester zur Freundin emporwächst. So grüsse ich euch denn -- Aeltern, Kinder, Brüder, und Schwestern — mit dem herrlichen Grusse, welcher für Alle der Segnungen schönste enthält: Friede sei mit euch!

Siegen, der Sieg.

Der Löwe besiegt den Tiger, der Hund den Fuchs, ein Kriegsheer das andre, ein Künstler den andern — aber der beste Sieg, den der Mensch erringen kann, ist der Sieg über sich selbst.

Sondern, das Absondern.

So lange wir leben, gehören wir zu den Leuten, und wir thun Unrecht, wenn wir uns, unter welchem Vorwand es auch sei, von ihnen losreissen. Nicht uns selbst, sondern dem lieben Gott kömmt es zu, uns von der menschlichen Gestalt abzusondern, um uns ihren Bliken und ihrem Umgange zu entziehen, wenn er uns verborgen haben will. Und er thut dieses, wenn er unsre Seele von hinnen fordert, wo dann die Zurükgebliebenen von selbst der sterblichen Hülle unseres Wesens ein einsames Grab bereiten, welches besser als klösterliche Zellen und Einsiedeleien, Ruhe und Stille zu bieten vermag.

Spannen, überspannen, Ueberspannung.

Die Wäscherin spannt das Seil nicht höher, als sie mit Händen langen kann, und der Tonkünstler die Saiten nicht straffer, als die Harmonien der Töne es erheischt. Wer aber seine Forderung, Wünsche und Hoffnungen höher spannt als die Wäscherin ihr Seil, oder straffer, als der Tonkünstler die Saiten, der überspannt sie, und Ueberspannung

führt immer zu einem gewaltsamen Bruche oder räumt einer drükenden Erschlaffung ihre Stelle ein.

Winke und Worte.

Wer auf Winke nicht merket, für den sind auch Worte umsonst, wer aber zarten Sinnes jene beachtet, kann diese geniessen, ohne als Mahnung und Warnung sie nöthig zu haben.

Zagen, verzagen, die Verzagtheit.

So groß ein Uebel sein mag, so ist die Verzagtheit dessen, der es leidet, immer noch das grössere Uebel, um somehr, da ihn diese unglükliche Seelenstimmung ebenso unfähig macht, sich selbst zu rathen und zu helfen, als auch die höhere Hand zu erkennen, welche den Menschen in Freuden und Leiden durch's Leben geleitet.

Der Zaum, zäumen, das Zäumen.

Man hat es im Zäumen des Pferdes so weit gebracht, daß auch ein unbändiges damit nach Gefallen gelenkt werden kann. Wer aber zeigt uns für die menschliche Zunge einen Zaum, der eben so gute Dienste leiste, und die schlüpfrige, wilde zu halten und zu bändigen vermöge?

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

L. D.
Bildungsbibliot
2

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eith, Gabriel

Die Blumensprache, oder der Blumen höhere Deutung nebst religiösen Naturbetrachtungen ; Ein Bildungsbuch für das blühende Alter von einer Gesellschaft Gelehrter

Augsburg ; Leipzig 1834

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 554 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11259314-3